This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

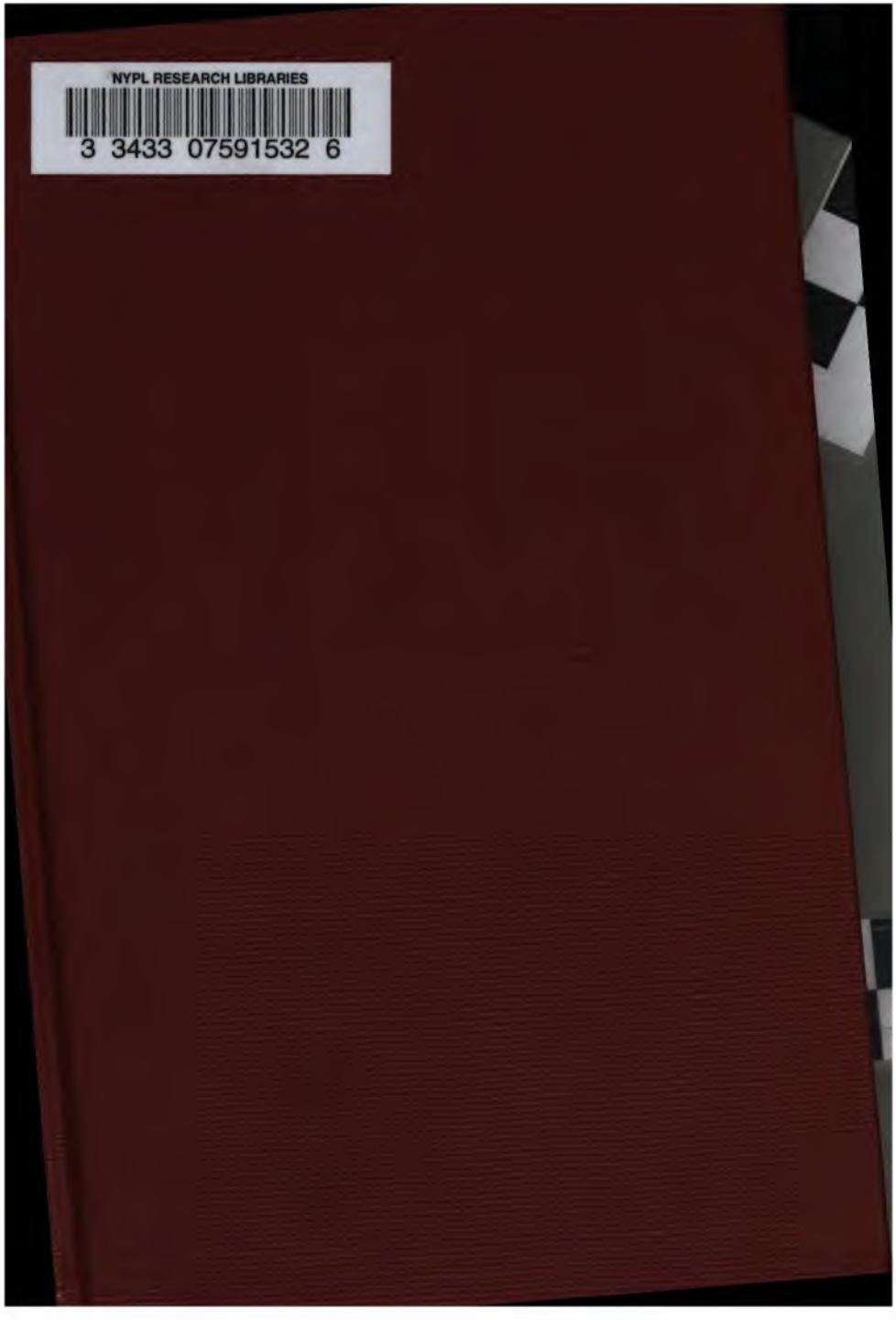
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

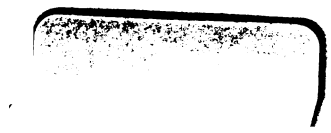
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07591532 6



W. 904

Die

Entwicklung

der

Menschen-Rassen

durch

Einwirkungen der Aussenwelt.

Von

Dr. C. Weerth.

Lemgo,
Meyer'sche Hof-Buchhandlung,
1842.

Vorwort.

Die Entwicklung der Menschen-Rassen war schon seit längerer Zeit ein Gegenstand der Forschung; aber theils fanden sich die gewichtigeren Resultate nur zerstreut in größeren, diesen Untersuchungen nicht speciell gewidmeten Werken, vor; theils waren dieselben ohne gehörige Umsicht und Auswahl zusammen getragen worden. — Deßhalb erschien der Versuch einer gründlicheren und geordneteren Darstellung des Gegenstandes, welche zugleich den Anforderungen eines größeren Publicums entsprechen könnte, nicht überflüssig zu sein. — Absichtlich wurde in den nachfolgenden Blättern nur aus lauteren Quellen geschöpft,

und die Angabe derſelben nicht unterlaſſen. Vielleicht hätte ohne ſolche Beſchränkung das Ganze eine gefälligere Form erhalten, welche aber der Wahrheit gern zum Opfer gebracht wurde.

Detmold, den 30ſten Mai 1842.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	III
Einleitung	1
Erster Abschnitt. Die Uebereinstimmungen und Verschiedenheiten im Menschengeschlechte, in ihrer Bedeutung für das Vorhandensein von Arten oder von Varietäten in demselben	5
I. Uebereinstimmungen im Menschengeschlechte.	
a) Verhältnisse, welche mit der Reproduction zusammen hängen	5
b) Krankheiten	5
II. Verschiedenheiten im Menschengeschlechte	5
Vorbemerkung: Verschiedene Eintheilungen des Menschengeschlechts	6
a) Das Knochengerüst	12
α. Der Schädel	13
β. Das Becken	25
γ. Die Knochen der Extremitäten	30
b) Die Statur im Allgemeinen	31
c) Die Haut, die Haare und die Augen	35
III. Rückblick	48
Zweiter Abschnitt. Das Harmonische in der Physiognomie der Länder und ihrer Bewohner	55

Seite

I. Physiognomie der Festländer im Allgemeinen . . 55
a) Die Längen- und Breitenausdehnung . . 56
b) Die Entwicklung des Binnenlandes . . 60

II. Physiognomie der Bewohner der Erde im Allgemeinen 75
a) Die Bewohner der Erde, nach den verschiedenen Zonen 75
b) Die Bewohner der Erde, nach den verschiedenen Erdtheilen 79

III. Physiognomie der einzelnen, durch besondere physikalische Verhältnisse ausgezeichneten Länderstrecken und ihrer Bewohner 91

1) Länder, welchen Wasser fehlt 92
a) Die Sandwüsten der alten Welt . . . 92
b) Die Steppen der neuen Welt . . . 105
c) Die Hochebenen 108
d) Der Terrassenabfall von Hochebenen . . 108
e) Die trocknen Gebirgsländer 112

2) Länder mit Wasserreichthume 119
a) Garten-Hochländer 119
b) Weide-Hochländer 121
c) Waldhochländer 123
d) Sumpfregionen am Fuße der Hochländer . 128
e) Flußländer 130
α. Länder mit unentwickelten Flußbetten . 130
β. = = sich entwickelnden Flußbetten 134
γ. = = entwickelten Flußbetten . 137
f) Küstenländer 149
α. Küstenländer, welchen größere Ströme fehlen 149
β. Küstenländer, welche größere Ströme besitzen 153

Seite

g) Gestadeinseln mit Flüssen 156
h) Hydrographie Deutschlands 160
Dritter Abschnitt. Die Einwirkungen der Außenwelt auf die Entwicklung des Menschengeschlechts . 166
I. Die Einwirkung der unorganischen Natur . . 166
1) Die Einwirkung der Gesammtoberfläche . . 167
a) Die Gebirge 167
b) Die Gebirgspässe 173
c) Die Hügellandschaften 176
d) Die Ebenen 177
e) Die Thalwege 179
f) Die Küsten der Meere 184
2) Die Einwirkung einzelner Mineralien . . . 189
a) Mineralien, welche Bewegungen der Völker veranlassen 189
b) Mineralien, welche Civilisirung bewirken . 194
II. Die Entwicklung des Menschengeschlechts durch Einwirkung der Pflanzenwelt 205
1) Die Pflanzenwelt in ihrer Gesammtheit . . 205
2) Die einzelnen Arten der Pflanzen 206
A. Pflanzen, welche zu der ersten Ernährung und Erziehung der Menschen dienen . . . 216
B. Pflanzen, welche Bewegungen der Völker veranlassen 232
a) Auf dem Lande 232
b) Auf dem Wasser 250
C. Pflanzen, welche als Nahrungsstoffe auf die körperliche und geistige Entwicklung der Menschen einwirken 252
III. Die Entwicklung des Menschengeschlechts durch Einwirkung der Thierwelt 262
A. Thiere, welche zur Ernährung und Erziehung der Menschen dienen 263

Seite

B. Thiere, welche Bewegungen der Völker veranlassen 271
a) Auf dem Lande 281
b) Auf dem Wasser 287
C. Thiere, welche als Nahrungsstoffe auf die körperliche und geistige Entwicklung der Menschen einwirken 300
IV. Anderweitige Einwirkungen der Außenwelt auf den Gesundheitszustand der Menschen . . . 304
1) Verschiedenheit der einzelnen Krankheitsformen in den verschiedenen Zonen 304
2) Verschiedenheit der einzelnen Krankheitsformen nach den einzelnen Gegenden 308
3) Verschiedenheit der einzelnen Krankheitsformen in verschiedenen Zeitabschnitten 313
Vierter Abschnitt. Schlußbemerkungen . . 324
I. Wie waren die ersten Menschen beschaffen? . . 324
II. Wo lebten die ersten Menschen? 329
III. Auf welchen Wegen vertheilten sich die nachfolgenden Geschlechter über die Erde? 333
IV. Rückblick 349

Einleitung.

»Der Menſch bildet ein Geſchlecht, und dieſes Geſchlecht iſt das Einzige ſeiner Ordnung.« *) Die Wahrheit dieſes Ausſpruches ſteht gegenwärtig, — ſo viel uns bekannt, — unbeſtritten da. Die Naturgeſchichte des Menſchen hat aber auch noch die andre Frage zu beantworten: »Umfaßt dieſes Geſchlecht (Genus) mehrere Arten (Species), oder ſind die im Geſchlechte vorhandenen Verſchiedenheiten und Varietäten (Varietas) ein und derſelben Art?«

Hier iſt es zunächſt von Wichtigkeit: die Begriffe dieſer Bezeichnungen ſcharf aufzufaſſen. »Die Art oder Species iſt eine durch die Individuen repräſentirte Lebensform, welche mit gewiſſen unveräußerlichen Charakteren in der Generation wiederkehrt, und durch die Generation ähnlicher Individuen conſtant wiedererzeugt wird. »Varietät« dagegen iſt eine innerhalb des Begriffes der Art vorkommende, und durch Individuen repräſentirte Lebensform, welche durch äußere Einwirkungen hervorgerufen, auch wieder durch anderweitige, dieſen früheren entgegengeſetzte Einwirkungen verſchwinden kann, aber da wo das Letztere nicht der Fall iſt, als »Raſſe« perennirt. — Dennoch unterſcheiden ſich die Varietäten und Raſſen vorzugs-

*) Cuvier: Das Thierreich, geordnet nach ſeiner Organiſation. Nach der zweiten vermehrten Ausgabe überſetzt und mit Zuſätzen erweitert von Voigt. Leipz. 1831. B. I. S. 44.

weise dadurch von den Arten oder Species, daß diese ursprünglich und anfänglich sind, jene aber sich erst innerhalb der Gränzen einer Art später entwickelt haben, oder noch entwicklen.

Hiernach läßt sich die Aufgabe, deren Lösung in den nachfolgenden Blättern versucht werden soll, leicht bestimmen. Es soll der Beweis geführt werden: »daß im Menschengeschlechte nur Varietäten und Rassen, keineswegs aber verschiedene Arten oder Species vorhanden sind.«

Zuerst versuchen wir darzuthun: daß die bei den Individuen dieses Geschlechts vorhandenen Übereinstimmungen für die Einheit der Art, die vorhandenen Verschiedenheiten aber nicht gegen dieselbe sprechen; — machen alsdann auf die Harmonie, welche überall in der Physiognomie der einzelnen Länder und ihrer Bewohner statt findet, aufmerksam; — zeigen hierauf: daß die fortdauernde, verschiedenartige Einwirkung der Außenwelt auf einzelne Menschen und größere gesellschaftliche Vereine derselben noch fortwährend die Entwicklung neuer Varietäten und Rassen veranlaßt; — um endlich mit Bestimmtheit folgern zu können: daß sämmtliche, und auch die größten, im Menschengeschlechte vorhandenen Verschiedenheiten nicht als ursprünglich, sondern vielmehr als durch Einwirkung der Außenwelt später entstanden, zu betrachten sein. —

Erster Abschnitt.

Die Übereinstimmungen und Verschiedenheiten im Menschengeschlechte, in ihrer Bedeutung für das Vorhandensein von Arten oder von Varietäten in demselben.

Die Hauptfunctionen der thierischen Ökonomie sind bei den Individuen derselben Species fast überall denselben Gesetzen unterworfen. Vorzugsweise läßt sich dies aber von den mit der Reproduction zusammenhängenden Verhältnissen, z. B. der Zeit des Trächtigseins, der Häufigkeit des Gebärens, der Zahl der auf einmal geworfenen Jungen, der Dauer des Säugens oder Bewahrens derselben, u. s. w. sagen. Ebenso sind die Entwicklungsperioden während der ganzen Lebensdauer für jede Thierspecies festgesetzt. Zwar gibt es Ausnahmen und Abweichungen, aber diese halten sich innerhalb bestimmter, vorgeschriebener Gränzen, und gehorchen feststehenden Gesetzen. — Demnach erschiene auch das ganze Menschengeschlecht als nur eine Species oder Art; denn bei allen Völkern der Erde beträgt die Zeit der Schwangerschaft durchschnittlich dieselbe Zahl von Tagen, und geringe Abweichungen von dieser Regel finden überall in gleicher Weise statt. Auch möchte es charakteristisch sein, daß — soweit überhaupt genauere Beobachtungen reichen, — das mittlere Verhältniß

der Zahl der männlichen Geburten zu den weiblichen gleich 105 zu 100 ist *).

Halten wir ferner den allgemeinsten Begriff von »Art« fest, nach welchem diejenigen Thiere zu derselben Art zu rechnen sind, welche sich fruchtbar mit einander begatten, und Junge zur Welt bringen, welche den Eltern an Fruchtbarkeit nicht nachstehen, — so können hinsichtlich des Menschengeschlechts keine verschiedene Arten angenommen werden, indem die verschiedensten Menschen mit einander, wo auch ihr Wohnort auf Erden ist, und wie ihre Haut, ihre Haare, ihre Physiognomie, ihre Schädel- und Körperform, ihre Größe und Natur beschaffen sein möge, ohne äußeren Zwang durch Begattung fruchtbare Nachkommen ins Dasein rufen **). Wenn nun aber auch Bastarde aus der Vermischung zweier zu verschiedenen Arten gehörenden Thierindividuen erfolgen, so geht — wie schon oben bemerkt wurde — denselben doch gewöhnlich die fernere Fortpflanzungsfähigkeit ab, oder diese ist schwach und beschränkt, und hat nur Effect durch die geschlechtliche Verbindung der Bastarde mit einem Individuo der einen oder andern ursprünglichen Art, wozu die Eltern gehörten. — Beim Menschen verhält es sich in dieser Beziehung ganz so, wie bei den verschiedenen Thiervarietäten, indem z. B. die Fortpflanzungsfähigkeit der Mulatten mit einander eben so stark ist, als die der Stammeltern derselben unter sich. —

*) Burdach: Die Physiologie. B. I. S. 507.

**) Berthold: Menschenrassen. Encyclopädisches Wörterbuch der medicin. Wiss.

Endlich sind auch die Folgerungen, welche sich aus den Erscheinungen bei ansteckenden und epidemischen Krankheiten mit einiger Bestimmtheit ziehen lassen, im Ganzen der Ansicht günstig, daß alle Menschenrassen zu einer und derselben Species gehören. Keine Krankheit kömmt einer einzigen Rasse eigenthümlich zu; wiewohl die Anlage zu einer bestimmten Krankheit bei verschiedenen Rassen eben so wie bei verschiedenen Familien einer und derselben Rasse verschieden ist.

Gehen wir jetzt aber zu der Betrachtung der im Menschengeschlechte vorhandenen Verschiedenheiten über, so wird es uns nicht schwer werden zu zeigen: daß dieselben nicht wesentlich genug sind, um die Annahme nur einer Menschenspecies widerlegen zu können.

Naturforscher haben das Menschengeschlecht nach den vorhandenen Körperunterschieden auf die mannichfaltigste Weise in Klassen, Varietäten, Rassen, Stämme u. s. w. eingetheilt; jedoch führen wir hier nur die vorzüglicheren Eintheilungen an. — Leibnitz theilte die Bewohner des alten Continentes in zwei äußerste, am meisten abgeartete, und zwei in der Mitte liegende Klassen; die ersteren beiden Klassen sind die Lappen und Neger, die letztern aber die morgenländischen Völker oder Mongolen und die abendländischen oder Europäer. — Linné unterschied nach den Welttheilen den europäischen oder weißen, den asiatischen oder gelben, den amerikanischen oder rothen, und den afrikanischen oder schwarzen Menschen. Er stellte den Menschen aber nicht nur mit gewissen Thieren, dem Affen, Ameisenfresser, Faulthiere, der Fledermaus in eine ge-

meinſchaftliche Ordnung, welche er anfangs Anthropomorphen, in ſpäteren Ausgaben ſeines Syſtems Primaten nannte, ſondern der Menſch blieb noch ſpeciell mit dem Troglodytes zu einem Genus verbunden, von welchem ihn erſt Gmelin in der 13ten Ausgabe trennte, und mit dem ihn in unſern Tagen Bory de St. Vincent wieder zu vereinigen geſucht hat. Dieſer theilt das Menſchengeſchlecht in ſeinem Werke L'Homme. Essai zoologique etc. in 15 Species, mit der Verſicherung: daß nicht im Entfernteſten eine Gottloſigkeit in der Anſicht liege, daß unſere Gattung aus mehreren Species beſtehe, von denen jede ihren beſonderen Adam, ihre eigene Wiege habe *). Buffon, der den Menſchen gänzlich vom Thierreiche ausſchloß, ſtellt in ſeiner Naturgeſchichte ſechs Varietäten auf: die lappländiſche oder Polar-Varietät, die tartariſche oder mongoliſche, die ſüdaſiatiſche, die europäiſche, die äthiopiſche und amerikaniſche. G. Hunter ſtellt nach den Farben ſieben Raſſen auf: die ſchwarzen Menſchen, als Neger, Papus; die ſchwärzlichen, — Mauren, Hottentotten; die kupferfarbigen — Oſtindier; die rothen — Amerikaner; die braunen — Tartaren, Chineſen, Perſer, Araber, und die Afrikaner am Mittelmeere; die bräunlichen — Südeuropäer, Türken, Abyſſinier, Samojeden und Lappen; endlich die weißen — die übrigen Europäer, Georgier und Mingrelier. — Blumenbach ſtellt in der 3ten oder letzten Ausgabe ſeines bekannten Werkes fünf Klaſſen als drei Haupt- und zwei Übergangsclaſſen feſt.

*) Bory de St. Vincent: L'Homme. §. IV.

Die Hauptraſſen ſind die kaukaſiſche, wozu die Europäer mit Ausnahme der Lappen und Finnen, die Weſtaſiaten bis an den Obi, das caſpiſche Meer, und den Ganges, ſo wie die nördlichen Afrikaner gehören; — die mongoliſche, enthaltend die übrigen Aſiaten, jedoch noch mit Ausnahme der Bewohner der Halbinſel Malacca, ferner in Europa die Lappen und Finnen, und in Amerika die Eskimos und Grönländer; — und die äthiopiſche, gebildet von den übrigen Afrikanern. Die Übergangsraſſen ſind zwiſchen der kaukaſiſchen und mongoliſchen, die americaniſche, — und zwiſchen der kaukaſiſchen und äthiopiſchen, die malaiſche, umfaſſend die Bewohner von Malacca und den Südſee-Inſeln mit Inbegriff der Marianen, Philippinen, Molucken und Sundainſeln. — Kant nimmt die meiſten Menſchen von brünetter Farbe als den Urſtamm, von welchem er als Varietäten ableitet: den weißen, blonden, nördlichen Europäer, Weſtaſiaten, Nordafrikaner bis an die Mündung des Senegal; den ſchwarzen Afrikaner, von dieſem Fluß bis zur Kafferei; den gelben Aſiaten jenſeit des Ganges, und den kupferrothen Amerikaner. —

Virey ſtellt nach den Geſichtswinkeln zwei Menſchenarten feſt. 1) Geſichtswinkel 85—90°. a. die weiße Raſſe (indo-arabiſche, celto-kaukaſiſche); b. die gelbe Raſſe (chineſiſche, kalmuckiſch-mongoliſche, lappländiſch-oſtjakiſche); c. die kupferfarbene Raſſe (amerikaniſche oder karaibiſche). 2) Geſichtswinkel 75—85°; d. dunkelbraune Raſſe (malaiſche oder indiſche); e. ſchwarze Raſſe (Caffern, Neger) und die ſchwärzliche (Hottentotten, Pa-

pus). — Oken nimmt die fünf Raſſen Blumenbachs an, jedoch nach der Entwicklung der Sinnesorgane beſtimmt; die Haut iſt vorzugsweiſe entwickelt beim Neger; der Geſchmacksſinn beim Malayen; der Geruchsſinn beim Amerikaner; der Gehörſinn beim Mongolen; der Geſichtsſinn beim Europäer. — Goldfuß betrachtet die fünf Menſchenraſſen als verſchiedene Entwicklungsſtufen; den Äthiopier als die niederſte, und nach dem Geſchlechte hingegebene; den meiſt von Feld- und Baumfrüchten lebenden Malayen als Kind welches noch am Buſen der Mutter lebt; die Amerikaner als umherſchweifende, fleiſchgenießende Jäger im wilden Knabenalter; den Mongolen theils Ackerbau, theils Viehzucht treibend, als Vereinigungspunkt der beiden vorhergehenden; den Kaukaſier, die Eigenſchaften aller auf höherer Stufe wiederholend. Carus ſondert die Menſchheit in Menſchen welche gleichnißartig der Nacht entſprechen, (die äthiopiſchen Stämme); in Menſchen, welche eben ſo dem Tage (kaukaſiſch-europäiſche Völker) und in Menſchen, welche den Übergangszuſtänden von Tag und Nacht, alſo der Morgendämmerung (mongoliſch-malayiſch hindoſtaniſche Stämme) und der Abenddämmerung (amerikaniſche Urvölker) entſprechen. — Prichard nimmt ſieben Haupt-Völkerklaſſen an: 1) Völker, welche in der Form ihrer Schädel und anderen phyſiſchen Eigenthümlichkeiten den Europäern gleichen, wohin viele Völker in Aſien und einige in Afrika gehören. 2) Raſſen, welche in ihrer Geſtalt und in der Form des Kopfes ſich den Kalmucken, Mongolen und Chineſen nähern. 3) Die amerikaniſchen Völker mit Ausſchluß der Eskimos

und einiger diesen ähnlicher Stämme. 4) Hottentotten und Buschmänner. 5) Die Neger. 6) Die Papuas oder wollhaarigen Völker Polyneſiens. 7) Die Alfouru und die auſtraliſchen Raſſen. — Rudolphi hebt die Europäer, Mongolen, Amerikaner und Neger beſonders hervor, bringt im Allgemeinen darauf: mehrere Menſchen-Species anzunehmen, und bemerkt zugleich: »daß nie zu enthüllen ſein würde, an wie viel Orten Autochthonen ſtatt fänden.« — Die für dieſe Behauptungen beigebrachten Beweismittel ſcheinen uns nichts weniger als Beweiskraft zu haben, und wir halten es für nöthig: die Schwächen derſelben hier kurz anzudeuten; weil es uns gar zu oft der Fall geweſen zu ſein ſcheint, daß man auf die Autorität Rudolphis hin dieſe ſeine Behauptung für genügend erwieſen und richtig anſah. Seine Beweismittel ſind folgende *):

»1) Man ging davon aus, daß alle Menſchen von einem Elternpaare abſtammten, welches die europäiſche Form gehabt habe, obgleich man für dieſe Annahme nichts als eine höchſt unwahrſcheinliche jüdiſche Sage anführen konnte.« — Welcher namhafte Naturforſcher hat ſich eines ſolchen Fehlers ſchuldig gemacht? Wir kennen wenigſtens keinen. — »2) Die Möglichkeit, daß 500 Millionen Menſchen von einem Menſchenpaar abſtammen können, iſt nicht zu leugnen; allein nur durch eine Kette von Wundern hätte ſie zur Wirklichkeit werden können. Zufälle aller Art, Krankheiten, Verletzungen u. ſ. w. konnten die

*) Rudolphi Phyſiologie. B. I. §. 50—52.

ersten Menschen so gut treffen als die folgenden, und eine so wichtige Sache als die Bevölkerung der Erde war dann dem Zufall überlassen. So geht die Natur nie zu Werke, und sie ist in den Mitteln zur Erhaltung einer Gattung oder Art nichts weniger als sparsam oder karg.« — Weshalb schwebten dem Verfasser diese letzteren Worte nicht vor der Seele, wie er die ersteren schrieb? Eben so wenig wie die Erschaffung des ersten Menschen konnte auch seine Erhaltung von einem Zufalle abhängig sein. Stehen etwa am Himmel mehrere Sonnen im Rückhalt, für den Fall, daß die eine, für uns so wichtige durch »Zufall« unterginge? Aber einen besseren Gegenbeweis gibt uns der Verfasser im Folgenden selbst an die Hand: 3) »Die Bevölkerung steigt und fällt. Nationen blühen auf und vergehen wie einzelne Familien. Es waltet offenbar bei dem Menschengeschlechte dieselbe Polizei der Natur, die das rechte Maaß bei allen Thieren und Pflanzen hält. — Nichts ist Zufall, und so erhält sich ein Gleichgewicht der Bevölkerung der Erde im Ganzen genommen nach bestimmten Gesetzen. Eine zu große Übervölkerung würde bald solche Nachtheile hervor bringen, Seuchen, Kriege u. s. w., daß das Übel gehoben würde.« — Also droht dem menschlichen Geschlechte nicht durch geringe, sondern durch große Anzahl Gefahr? Dann würde diese auch nicht den ersten, sondern erst den spätern Geschlechtern drohn. 4) »Bei der Hypothese, daß die Menschen der ganzen Erde von einem Paar, also von einem Punkt derselben abstammen, sieht man durchaus nicht ab, was die Menschen so früh bewogen hätte, ihre

Heimath zu verlaſſen, was ſie durch Wüſten und übergroße Meere geführt hätte. Mit eben dem Recht könnte man alsdann auch ein Entſtehen der Thiere und Pflanzen an einem Ort annehmen, denn eins kann faſt nicht ohne das andre ſein.« — So früh? Was ſoll dieſer Ausdruck bezeichnen? Etwa die 4—6000 Jahre der jüdiſchen Zeitrechnung? Gründe für die Verbreitung der Menſchen im Laufe der Zeiten werden wir aber weiter unten zur Genüge finden. Und was das Entſtehen von Pflanzen und Thieren betrifft, ſo iſt es ja hinreichend erwieſen, daß freilich nicht ſämmtliche Pflanzen und Thiere auf Einem Punkte der Erdoberfläche entſtanden ſein können, wohl aber: »daß jede einzelne Pflanzen- und Thierſpecies Ein beſtimmtes Vaterland hat, von welchem aus ſie ſich weiter verbreitete; und wir halten den letzteren Gedanken des Verfaſſers feſt: daß hierin eine Andeutung für das Vaterland des Menſchengeſchlechtes liege. — 5) »Eben ſo wenig beweiſet die fruchtbare Begattung der Menſchen unter einander, daß ſie alle nur eine Art ausmachen. Wenn es wirklich von den Thieren anzunehmen wäre, daß alle, die ſich im Stande der Natur befinden, ſich lediglich unter einander begatteten, ſo beweiſet dies erſtlich nichts für den Menſchen; zweitens aber kennen wir den Menſchen in einem ſolchen wilden Zuſtande faſt nirgends, oder wo es iſt, da hält er ſich ebenfalls zu ſeinem Stamm. Ja dies geſchieht noch oft bei cultivirten Völkern, — wenigſtens vorzugsweiſe.« — Wenn es wirklich von den Thieren anzunehmen wäre? Weßhalb der Zweifel, da es wirklich anzunehmen iſt? Und in

welcher Weiſe ſtimmen die Worte: »ſo beweiſet dies nichts für den Menſchen,« — mit den obigen Ausſprüchen des Verfaſſers, in welchen das vollkommene Gegentheil behauptet wurde? Und wie laſſen ſich die letztern Worte mit der kurz vorher behaupteten »fruchtbaren Begattung der Menſchen unter einander« reimen? 6) »Wenn das was uns überall in der Naturgeſchichte leitet, auch auf den Menſchen wie billig eine Anwendung findet, ſo können wir nicht umhin, mehrere Arten, Species, deſſelben anzunehmen. Mehrere Unterſchiede ſind nämlich ſo groß und ſo bleibend, daß es wohl zu wünſchen wäre, daß wir auch bei den andern Geſchöpfen überall ſo gute Unterſcheidungszeichen fänden.« — Allerdings ſoll auch bei uns das, was uns überall in der Naturgeſchichte leitet, auf den Menſchen eine Anwendung finden, denn wir glauben: »daß es auch für dieſen etwas beweiſe.« Jedoch wollen wir die ausgeſprochene Behauptung von der Größe der Unterſchiede im Menſchengeſchlechte im Einzelnen jetzt ferner mit möglichſter Schärfe beleuchten, und zweifeln nicht, daß wir als endliches Reſultat das Gegentheil der hier von Rudolphi ausgeſprochenen Behauptung finden werden.

Wir haben die Vergleichung der verſchiedenen Körperbildungen mit der **Betrachtung des Knochengerüſtes** zu beginnen. Von allen Eigenthümlichkeiten in der Form des Knochengerüſtes ſind die des Schädels die auffallendſten und unterſcheidendſten. Am Kopfe finden wir die am meiſten charakteriſtiſchen Abweichungen zwiſchen verſchiedenen Raſſen. Schon die Maſſen und das

Gefüge der Schädel zeigt bedeutende Unterschiede. Der Schädel der Neger hat eine große Härte, Dichtigkeit, und ein bedeutendes Gewicht. Das ganze knöcherne Gehäuse, welches bestimmt ist, das Gehirn aufzunehmen, hat nach Prichard oft eine Weiße und eine Compactheit des Gefüges, die ihm eher das Ansehn von Elfenbein, ja selbst von Marmor gibt, als das der gewöhnlichen Knochenmasse, aus der der Schädel zu bestehen pflegt. Diese Eigenthümlichkeit des Schädels ist mit einer ähnlichen Beschaffenheit des Skelettes verbunden, welches bei vielen Negern viel schwerer ist, als bei Menschen von andern Rassen. — Aber diese Eigenthümlichkeiten kommen den Schädeln der Afrikanern nicht ausschließlich zu. Prichard sah einige Europäerschädel, die er für eben so dicht und dick hielt, als irgend ein afrikanischer Schädel ist. Nach Lesson waren einige Schädel der Neuseeländer dick, von dichtem Gefüge, sehr schwer. Blumenbach hat in der sechsten Dekade seiner Sammlung den Schädel eines Botokuden abgebildet, den er als sehr schwer und groß, und von einem harten und dichten Knochengefüge beschreibt.

Die Formen der Schädel sind auf verschiedenartige Weise dargestellt worden. Prichard unterschied in folgender Weise *) drei Hauptformen der Schädel: 1) die symmetrische oder ovale Form, welche die Europäer und die Westasiaten zeigen. Bei dieser hat der Kopf eine

*) Prichard: Naturgeschichte des Menschengeschlechts. ed. Wagner. B. I. S. 552.

rundere Geſtalt als bei anderen Varietäten und die Stirne iſt ausgedehnter, während die Kiefer und die Jochbogen ſo gebildet ſind, daß das Geſicht eine ovale Form bekommt; ſie bilden mit der Stirne und dem Backenknochen faſt eine Ebene, und ſtehen nicht nach unten vor, wie bei einigen anderen Varietäten des menſchlichen Schädels. Die Backenknochen ragen weder nach außen und ſeitwärts, noch nach vorne vor. Der Oberkiefer hat einen wohl abgerundeten Alveolarfortſatz, deſſen vorderer Theil eine perpendikulär herabſteigende Kurve bildet. Dies gibt den Vorderzähnen eine perpendiculäre und nicht vorſtehende Richtung. Der Unterkiefer und ſeine Zähne korreſpondiren damit. 2) Der ſchmale und in die Länge gezogene Schädel, woran das Kranium des Negers der Goldküſte vielleicht das ausgezeichnetſte Beiſpiel darſtellt. Bei dieſen Schädeln laſſen ſich die Haupteigenthümlichkeiten auf die Annahme einer ſeitlichen Zuſammendrückung zurückführen; die Temporalmuskeln, welche eine große Ausdehnung haben, hoch an den Seitenwandbeinen hinaufreichen und ſehr ſtark und kräftig ſind, üben die Wirkung einer ſeitlichen Zuſammendrückung und Verlängerung des Kopfes aus. Die Backenknochen ragen nach vorne und nicht nach außen; der Oberkiefer iſt verlängert und ſteht nach vorne vor, der Alveolarfortſatz und die Zähne erhalten dadurch dieſelbe Richtung. Schon die Form des Oberkiefers allein würde eine Verminderung des Geſichtswinkels bewirken. 3) Der breite und viereckige Schädel, von dem die Mongolen ein gutes Beiſpiel liefern, und der bei den Eskimos in das Extrem ausartet. Hier bildet das ſeit-

liche oder äußere Vortreten des Jochbogens die auffallendste Eigenthümlichkeit. Die Backenknochen stehen, unter der Mitte der Augenhöhle anfangend, hervor und wenden sich in einem großen Bogen nach rückwärts, indem das seitliche Vortreten der Jochbögen so beträchtlich ist, daß, wenn man sich eine, von dem einen zum andern gezogene Linie als Basis denkt, diese mit dem Gipfel der Stirne fast ein Dreieck bildet. Die Augenhöhlen sind groß und tief, der obere Theil des Gesichts wird auffallend eben und flach, da die Nase platt ist und die Nasenbeine ebensowohl als die Zwischenräume zwischen den Augenbraunen mit den Backenknochen fast eine Ebene bilden.

Blumenbach dagegen nimmt fünf Hauptabänderungen an, und zeichnet sie mit möglichster Schärfe also *): Das Mittel von allem hält der Kopf des Kaukasiers, an welchem man das meiste Ebenmaaß, eine sanft gerundete Form, eine mäßig geebnete Stirn, und engere Jochbeine findet, welche nirgends hervor springen, und von dem Jochfortsatze des Stirnknochens herablaufen. Der Zahnhöhlenrand ist ziemlich rund, die Vorderzähne in beiden Kiefern stehen senkrecht. Diese schöne Schädelform ist das Mittel zwischen zwei Extremen, bei deren einem, der Schädelform der mongolischen Völkerschaften der Kopf gleichsam viereckigt ist; die Jochbeine stehen heraus, die Nasenvertiefung und der Knochen der stumpfen Nase stehen mit den Jochbeinen fast horizontal; die Augenbraunenbogen sind kaum merklich; die Nasenlöcher

*) Blumenbach: De generis humani varietate nat.

sind enge; die Wangengruben nur leicht gehöhlt; der Zahnhöhlenrand macht vorwärts einen flachen Bogen, das Kinn ragt hervor. — An dem andern Extreme, dem Schädel der Neger, ist der Kopf schmal und an den Seiten eingedrückt; die Stirn sehr uneben und höckericht; die Jochbeine hervorstehend; die Nasenlöcher weit; die Wangengrube neben den Furchen am untern Rande der Augenhöhlen sind tiefer gehöhlt; die Kinnbacken stehen vor; der Zahnhöhlenrand ist schmäler, länger und ovaler; die obern Vorderzähne stehen schräg hervor; die untere Kinnlade ist groß und stark; der obere Hirnschädel dick und schwer. — Endlich folgen zwei Varietäten, welche zwischen jenen ersten und den beiden Extremen das Mittel halten, nämlich die amerikanische Varietät, welche zwar breite aber doch gebogene und gerundetere Wangen hat, als die mongolische Varietät, und wo sie nicht wie bei diesen auswärts ragen, und winklicht sind. Die Augenhöhlen sind meist tief; die Form der Stirn und des Scheitels ist bei den meisten durch Kunst bewirkt, der Hirnschädel selbst leichter, — und die malayische Varietät mit mäßig verengter Hirnschale; etwas aufgeschwollener Stirn, nicht hervorragenden Backenknochen, etwas vorstehendem Oberkiefer, und nach den Seiten ausgebogenen Scheitelbeinen. —

Diese, von zwei ausgezeichneten Physiologen aufgestellten Beschreibungen der verschiedenen Hirnschädel-Formen erhalten ein einigermaßen anderes Ansehn, wenn wir mit denselben die mehr ins Einzelne gehenden Beobachtungen anderer Physiologen vergleichen, indem wir bei

dieſen nicht das durchgreifende der oben angegebenen Merkmale finden. Inſfeld behauptet *): daß unter den Europäern der Holländer einen länglich runden Schädel, der Deutſche und Italiener einen runden, der Türke den allerrundeſten habe. Nach Veſal **) und Andern ***) ſollen die Schädel der Einwohner von Steyermark und Cämthen beſondere Abweichungen in ihrer Form haben. Die Schotten haben meiſt hohe, vorſtehende Wangenbeine, und die Schädel der Ruſſen, Schweden, Engländer, Spanier und Franzoſen zeigen nach Sandifort ****) ähnliche Abweichungen. Beſonders an den Schädeln der Ruſſen bemerkte Sömmerring †) kleinere Augenhöhlen mit viereckigen Rändern. — Nach Blumenbach ſelbſt ſind die wichtigſten unterſcheidbaren Eigenthümlichkeiten des Judenſchädels 1) die ungewöhnlich großen und ſeltſam geſtalteten Naſenknochen, welche die den Juden eigene Habichtsnaſe hervorbringen. 2) Die vorn mehr ſpitz zuſammen laufenden und in einen größeren vordern Naſenſtachel endenden Oberkiefer und 3) das vierſeitige und ſtarkvorragende Kinn. Dieſen Kennzeichen fügt Mulder ††)

*) Inſfeld: De lusibus naturae. Lugd. Bat. 1772. §. 25.

**) Vesalii Observatt. edit. Albinianae p. 768.

***) E. Sandifort Museum anatomicum Acad. Lugd. Bat. Vol. 1. Tab. 4.

****) Sandifort: l. c. Tab. 6—8.

†) Sömmerring: Vom Bau des menſchl. Körpers. Frankfurt 1800. B. I. S. 92.

††) Pierens und Coulants anatomiſch-phyſiologiſches Realwörterbuch B. IV. S. 485.

noch ein anderes bei, nämlich eine Grube, welche an der äußern Fläche der Augenhöhle, wo der Schläfenmuskel ſich in dieſelbe heftet, befindlich ſei, und innerhalb der Augenhöhle ſelbſt, an der jener Grube entſprechenden Stelle eine Erhöhung hervorbringen ſoll. Die gedachte Grube ſelbſt ſoll durch eine den Juden eigenthümliche Bewegung des Schläfenmuskels beim Reden und Lachen hervorgebracht werden, und überhaupt die ganze Judenphyſiognomie des Geſichts und Schädels mit der den Juden eigenen Art zu ſprechen in Zuſammenhang ſtehen. Bei dem Schädel der Tartaren fand Sömmerring vorragende Kiefer, ein ſpitzes Kinn, und lange von einander ſtehende Zähne, aber bei den Baſchkiren kein ſo entſetzliches verzogenes Geſicht im Profil wie gewöhnlich angegeben wird. Ludwig *) fand an dem Calmuckenſchädel eine niedrige, ebene und gar bald nach hinterwärts zu ſteigende Stirne, die auch im ganzen Verhältniß des Schädels eher breit als ſchmal iſt. Die Naſenlöcher ſind breit, liegen beinah ganz eben neben einander und ſteigen ganz grade herab. Der ganze Schädel iſt faſt viereckig, die äußere Grundfläche des Schädels ſehr kurz. Die zitzenförmigen Fortſätze ſind groß, dick, hart, und gleichſam zugeſpitzt; auch hinter ihnen eine Furche. — Nach Haller **) ſtehen bei den Chineſen die oberen Schneidezähne auffallender als bei den Europäern nach unten vor. Dagegen konnte Daubenton an demſelben nichts finden, was ſie von

*) Ludwig: Naturgeſch. der Menſchenſpecies. S. 105.
**) Haller: Element. Physiol. Tom. 8. p. 24.

europäischen auszeichnete. Am Hirnschädel eines Ostindiers fand Ludwig*) die Stirn hoch, zugespitzt und schmal; das Stirnbein über die Nasenwurzel hervortretend; die Nasenknochen oberhalb wenig eingedrückt, ganz besonders lang und nach vorwärts in die Höhe stehend; die Augenhöhlen vorzüglich groß und weit; die Jochbeine wegen der schmalen Stirn besonders hervorragend; die Knochen der Grundfläche scharfkantig und ausgezackt. Nach Sömmerring **) ist bei dem Neger der Schädel im Verhältniß zum übrigen Gerippe im Ganzen größer als beim Europäer, die Hirnschale kleiner im Verhältniß zu den groben Gesichtsknochen, und gleichsam von den Seiten zusammen gedrückt. Nach Ludwig ***) hat der Caraibenschädel viel besonderes. Das Stirnbein ist vorzüglich in der Mitte sehr niedergedrückt, und da wo es an die Pfeilnaht stößt, tritt es in einem merklichen Höcker auf. Das Hinterhauptbein ragt hinterwärts hinaus, die Augenhöhlen sind nicht tief, ihr oberer Rand aber vorgetrieben; die Jochbeine erhaben, die Nase kurz. — Die Eskimos und Grönländer sind nach Cranz ****) großköpfig, und haben flache Gesichter mit vollen Backen, doch ohne eingedrückte Nase. — Der Schädel der Südsee-Insulaner ist nach Sömmerring †) gut gebildet,

*) Ludwig l. c. §. 133.

**) Sömmerring l. c. S. 101.

***) Ludwig l. c. §. 144.

****) Cranz: Geschichte von Grönland. S. 169.

†) Sömmerring l. c. §. 67.

und hinterwärts schön kugelrund. — Nach Forster *) sind die Schädel der Malikolesen von der Nasenwurzel an aufwärts mehr glatt, und hinterwärts zusammengedrückt, und unter allen Menschen deßhalb am affenähnlichsten. —

Wir übergehen ähnliche Beobachtungen anderer Naturforscher, denn die vorgelegten genügen hinlänglich, um folgenden Schluß ziehen zu dürfen: »Die Schädel der verschiedenen Menschenrassen zeigen im Allgemeinen ziemlich bestimmte Abweichungen von einander; aber diese werden im Einzelnen nicht gefunden, indem sich die im Allgemeinen bei verschiedenen Rassen hervorstechenden Eigenthümlichkeiten im Einzelnen überall wiederfinden.« Und hier freut es uns, aus Webers schönem Werke über: »Ur- und Racen-Formen der Schädel und Becken des Menschen **)« zunächst die weiteren Belege für unsere über die Schädelformen aufgestellte Behauptung entnehmen zu können. Derselbe stellte sich die Aufgabe, durch Beispiele zu zeigen: »daß es in Europa, und besonders auch am Niederrhein bestimmte Schädel- und Beckenformen gebe, welche den Rassenformen conform seien, die bei den Amerikanern, Malayen, Mongolen und Äthiopier vorkommen.« Derselbe stellt vier Ur-Schädelfor-

*) Forster: Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. S. 250.

**) M. J. Weber: Die Lehre von den Ur- und Racenformen der Schädel und Becken des Menschen. Düsseldorf. 1830.

men auf: die eiförmige, die runde, die vierseitige und die keilförmige. — Wenn der Gehirnschädel nach vorn, d. i. an der Stirn mäßig schmal ist, zu beiden Seiten an den Schläfen herauf verhältnißmäßig breiter wird, dann wieder etwas sanft und gleichmäßig zu, und zuletzt am Hinterhauptbein gleichsam in eine stumpfe Spitze ausläuft; so ist ein solcher Schädel *) ein eiförmiger oder ovaler. Der Gesichtstheil des Schädels wiederholt auf seine Weise dieselbe ovale Form des Gehirnschädels. Am Kinn am schmalsten, entwickelt sich der Gesichtstheil bis über die Wangengegend, läuft hierauf wieder etwas sanft bei und rundet sich über den Augenhöhlen und der Nasenwurzel gleichmäßig stumpf ab. Die Gehirn- Gesichts- oder Sinnestheile des Schädels sind hierbei in einem schönen, ebenmäßigen Verhältniße. Nach vorne, zu den Seiten und nach unten ist der ganze Schädel etwas weniger flach; nach oben und besonders in der Mitte gewölbt. Der Gesichtstheile ist zwar dem Gehirntheile des Schädels untergeordnet, jedoch nicht vollkommen; ein geringer Grad vom Hervortreten der Kiefer ist nicht zu verkennen. In den verschiedenen Geschlechtern aber spricht sich eine Verschiedenheit dieser Form bestimmter aus. Der weibliche Schädel nämlich ist mehr rundlich oval. Die Übergänge an Stirn, Schläfen, Hinterhaupt und Gesicht finden allmähliger statt; daher ist der weibliche, eiförmige Schädel mehr gerundet, ob er sich gleich deutlich und bestimmt von der runden Schädelform noch unterscheidet. Der Gehirn- und

*) nach Weber l. c. S. 15.

Gesichtstheil ist beim weiblichen Schädel niedriger als beim männlichen, ovalen Schädel; die Kiefer stehen auch etwas mehr zurück, sind weniger kräftig ausgewirkt, wodurch gleichfalls größere Rundung entsteht. Es lassen sich daher die männlich, und die weiblich rund-ovale Schädelform unterscheiden; und Webers Abbildungen Tafel I bis III von Europäerschädeln geben treffliche Beispiele.

Wenn der Gehirnschädel niedrig, mehr breit und vollkommen kreisförmig ist, so daß der Schädel vorn, an den Seiten und am Hinterhaupte fast ganz gleiche Rundung und Umfang hat, so nennt Weber einen solchen Schädel »rund.« Der Gesichtstheil hat gleiche Bildung, die Kiefer sind mehr seitlich entwickelt, daher weniger hervorragend, niedrig und in sich gerundet. Die beiden Querdurchmesser des Schädels, d. i. der vordere in der Schläfengegend und der hintere in der Ohrgegend kommen hier in Hinsicht ihrer Größe einander beinah ganz gleich, so daß man bei runden Schädeln eigentlich nur einen Querdurchmesser zu bestimmen hätte. Der grade Durchmesser der runden Schädel verläuft vom Hinterhaupte zur Stirn, ist aber auch darum kleiner als bei den ovalen Schädeln, und kömmt daher dem Querdurchmesser seiner Schläfenform in Hinsicht seiner Ausdehnung oder Größe relativ sehr nahe, und die Gesichtslinie ist bei diesen runden Schädeln darum auch mehr senkrecht. Muster oder Beispiele sind die Abbildungen Taf. IV bis VIII.

Ein vierseitiger Schädel ist derjenige, welcher von seinen verschiedenen Seiten oder Flächen gleichsam eingedrückt ist. Der Gesichtstheil des Schädels ist dabei glatt

und breit. Die Nasenknochen stehen mehr senkrecht und entfalten sich mehr in die Quere als dachförmig. Ebenso sind die Kiefer seitlich entwickelt und somit breit; die Contouren sind mehr eckig und nicht so in einander verschmolzen oder gerundet wie bei runden Schädeln. Übrigens sind die vierseitigen Schädel selbst wieder verschieden und zwar entweder länglich vierseitig, so daß der grade Kopfdurchmesser beträchtlich lang ist, oder fast würfelförmig, so daß der Längendurchmesser und die Querdurchmesser des Kopfs einander an Größe sehr nahe kommen. Auch kann hier das Verhältniß der Lagerung des Gehirns-, und des Gesichtstheils zu einander verschieden sein. Nämlich man trifft vierseitige Schädel an, wo die Gesichtslinie fast senkrecht ist, so daß der Gesichtstheil fast ganz unter die Stirn geschoben ist, und wiederum andere vierseitige Schädel, wo der Gehirnschädel zurück und abwärts weicht und der Gesichtstheil mehr oder minder negerartig vortritt. Beispiele hiervon sind Taf. IX bis XIV.

Keilförmig nannte Weber diejenigen Schädel, welche länglich schmal, gleichsam von beiden Seiten zusammen gedrückt sind. Die Oberkiefer sind besonders schmal, ragen auffallend hervor, und stehen mit ihren Zähnen schief. Durch diese länglich-schmale Form des ganzen Schädels erscheinen dergleichen Schädel wie ein Keil. Beispiele Taf. XIV bis XVIII.

Vergleichen wir nun diese Urformen mit den Rassenformen Blumenbachs, so finden wir, daß die Hauptbestimmungen der Rassenschädel mit den Bestimmungen der vorliegenden Europäerschädel genau übereinstimmen. —

Indem nun zwischen den Schädeln ein und derselben Rasse oft so große Verschiedenheiten statt finden, daß das reine, allgemeine Bild der Rasse gänzlich untergegangen zu sein scheint, und wirklich hie und da in einer Rasse Formen vorkommen, die einer andern Rasse anzugehören scheinen, so daß also kein einziges Kennzeichen des Schädels einer bestimmten Rasse so fest steht, daß es nicht auch in irgend einer andern Rasse angetroffen würde: so finden wir in allem Gesagten das Resultat: »daß sich an den verschiedenen Rassenschädeln kein allgemeines und bestimmtes Unterscheidungsmerkmal hervor heben läßt, welches genügend wäre, um darauf eine Trennung der verschiedenen Menschenrassen in besondere Menschenspecies gründen zu dürfen.«

Die Zähne, als zum Schädel gehörige Theile, haben auch oft zur Bestimmung von Rassen-Unterschieden dienen sollen. So glaubt z. B. Nasse *) aus den in Mumienschädeln gefundenen abgestumpften Schneidezähnen darauf schließen zu dürfen: daß das Menschengeschlecht der früheren Jahrtausende, analog der damaligen Thierwelt vorzugsweise auf Pflanzennahrung angewiesen gewesen sei. Aber alsdann würde sich der der Form des Mahlzahns entsprechende Bau nicht in den Schneide-, sondern in den Backenzähnen haben darstellen müssen; was ja bei den

*) Nasse: „Ueber die Natur des Menschen in früherer Zeit.“ In der Zeitschrift für Anthropologie. Jahrgang 1823. B. I. S. 30 u. folg.

Mumien keineswegs der Fall iſt, indem an keinem Backenzahne derſelben eine Verſchiedenheit im Bau von denen des jetzt lebenden Menſchengeſchlechtes wahrgenommen wurde. — Auch iſt es bekannt, daß Zähne, welche durch den häufigen Genuß feſter Nahrungsmittel abgerieben, oder mit Fleiß abgeſtumpft werden, in die Dicke wachſen, und dieſe verſchiedenen Dimenſionen allein waren es, welche die Unterſchiede der Raſſen begründen ſollten.

Dagegen bieten die übrigen Theile des Skelettes nicht zu überſehende Verſchiedenheiten dar; und das Becken iſt die Hauptgrundlage derſelben, da von ſeiner Geſtalt die Form des Körpers zum großen Theile abhängt.

Sömmerring beobachtete, daß beim Neger die Lenden und Hüften ſchlanker, und das Becken ſchmäler iſt, als bei Europäern *). Camper hatte ſchon früher einige Meſſungen mitgetheilt, woraus die verhältnißmäßige Enge des Neger-Beckens hervor ging. Faſſen wir die Angaben beider zuſammen, ſo müſſen wir ſchließen, daß das Becken beim Neger in ſeinen beiden Durchmeſſern enger iſt als beim Europäer. Aber die Unterſuchungen ſind vorzüglich nur an Männern angeſtellt worden, und die wohlbekannte Thatſache, daß die Negerfrauen leicht gebären, hat zur Vermuthung Anlaß gegeben, daß die Hüfte und vorzüglich die Öffnung des Beckens bei den

*) Sömmerring: Ueber die Verſchiedenheit u. ſ. w. S. 34.

Weibern geräumiger wäre, und White behauptet *) daß dieſes wirklich der Fall ſei. — Vrolik hat bemerkt **), daß die Verſchiedenheiten zwiſchen den Becken männlicher und weiblicher Europäer ſehr beträchtlich ſind, aber keineswegs ſo auffallend und ſcharf ausgedrückt, als diejenigen, welche man wahrnimmt, wenn man die Männer und Frauen der Negerraſſe vergleicht. Nach ihm gleicht das Becken des männlichen Negers in der Stärke und Dichtigkeit ſeiner Subſtanz dem Becken eines wilden Thieres, während im Gegentheil das Becken des Weibes bei derſelben Raſſe Leichtigkeit der Subſtanz und Zartheit der Form und des Baues in ſich vereint. Doch ermangelt dem Becken der Negerin nach demſelben Schriftſteller, wiewohl es von leichter und zarter Form iſt, wenn man es mit dem des Mannes vergleicht, jener durchſichtige Theil, an welchem beim Becken der Europäerin die beiden Knochenplatten enge an einander liegen. Aber dennoch hat nach Vrolik das Becken der Negerin eine ſolche Nettigkeit und Rundung der Form, daß Niemand beim erſten Anblicke auf den Gedanken kommen würde: dieſes und das Becken des Negers gehörten einem Volke an. —

Die Bildung derſelben Theile bei der Buſchmann- und Hottentotten-Raſſe kennt man bis jetzt nur aus dem Skelett der Frau, welche im Jahre 1815 in Paris ſtarb. Die Geſtalt des Beckens bei dieſem Individuum zeigt nach

*) White: On the gradation of the human Species.

**) G. Vrolik: Considerations sur la diversite de bassins de differentes races humaines. Amsterdam 1826.

Broliks Meinung die niedrigste Stufe dieser Rasse, oder ihre größere Thierähnlichkeit selbst in Vergleichung mit dem Neger. Jedoch glauben wir auf diese isolirten Beobachtungen kein zu großes Gewicht legen zu dürfen, indem grade diese Frau ihrer masträsen Hüft- und Gesäß-Bildung halber nach Europa gebracht wurde.

Das Becken des Javaners zeichnet sich nach Brolik aus durch die eigenthümliche Leichtigkeit seiner Substanz, durch seine geringe Größe, und durch die fast kreisrunde Gestalt seiner obern Apertur; die geringe Hervorragung der Basis des Heiligenbeines fällt besonders auf.

Wir vergleichen nun mit diesen Angaben die Resultate der in dem schon genannten Werke niedergelegten Untersuchungen Webers. Abgesehen von der Größe, Schwere, Asymmetrie u. s. w., der Becken, unterscheidet derselbe auch hier die ovale, die runde, die vierseitige und die keilförmige Ur-Beckenform. An dem ovalen Becken hat die obere Apertur eine eiförmige Gestalt, und das ganze Becken wiederholt auf seine Weise dieselbe Form. Die Geräumigkeit und Höhe dieser Becken hält im Allgemeinen die Mitte zwischen dem runden und keilförmigen Becken, indem dieses in der Regel eng und hoch, jenes weit und niedrig ist. Wie wir aber am Schädel des Weibes in Beziehung zu dem des Mannes größere Rundung und Geräumigkeit, so wie Niedrigkeit besonders des Gesichtstheiles wahrnehmen, so findet auch an der ovalen Ur-Beckenform in Beziehung auf die Verschiedenheit der Geschlechter eine Verschiedenheit statt. Die weiblichen Becken dieser Ur-Form nämlich sind mehr rundlich-oval. Übrigens ist

hier wie am Schädel wohl zu bemerken, daß die männlich-ovale Ur-Beckenform auch am weiblichen Becken vorkommt, und daß die rund-ovale Ur-Beckenform verschiedene Grade hat, so zwar, daß die äußerste Gränze oder der höchste Grad dieser rund-ovalen Form zum Queroval wird, oder aber gar in die runde Ur-Beckenform übergeht. — (Beispiele hierzu liefern auf Taf. XXIII bis XXV das Becken eines Europäers, einer Europäerin und eines Batokuden.) —

Bei den runden Becken ist die obere Beckenapertur kreisförmig oder rund. Die Contouren, besonders an der Symphyse der Schaambeine und an den horizontalen Ästen dieser Knochen sind noch mehr als bei der rund-ovalen Ur-Beckenform ausgeschweift und gerundet. Die Darm-, Schaam- und Sitzknochen stehen mehr senkrecht, sind gerundeter, das Heiligenbein ist weniger groß, als am quer-ovalen Becken oder dem vierseitigen; daher sind sowohl das große als kleine Becken oder ihre Räume gerundet und fast gleichmäßig weit. (Beispiele Taf. XXVI und XXVII, das Becken einer Europäerin und einer Negerin). —

Das vierseitige Becken ist von vorn, von den Seiten und von hinten, besonders aber an der Symphyse der Schaambeine mehr flach und breit, wie eingedrückt, so daß die obere Beckenapertur fast ein vollkommenes Viereck bildet. (Beispiele Taf. XXVIII und XXXIII, das Becken einer Europäerin, eines Javaneſers, einer Javaneſerin und einer Meſtize). —

Das keilförmige Becken endlich ist wie von beiden Seiten ein- oder zusammen gedrückt, und somit von einer

Seite zur andern schmaler als von vorn nach hinten. Die Schaambeine vereinigen sich unter einem spitzen Winkel, und die horizontalen Äste laufen daher mehr in gerader Richtung, als dieses beim ovalen Becken der Fall ist, nach hinten. Die Hüftknochen sind hoch und convergiren beträchtlich nach unten; ihre Entfernung ist daher geringer als bei irgend einer der vorher gehenden Beckenformen; somit sind auch alle ihre einzelnen Theile einander näher, und die Beckenräume beengter. Sowie aber die rundovale Beckenform, wenn sie den höchsten Grad erreicht, so daß sie ein Queroval darstellt, den Übergang zur viereitigen Beckenform bildet, so finden wir auch im weiblichen keilförmigen Becken, wo die Umrisse weniger scharf, und vielmehr sanft gerundet sind, die Annäherung zur ovalen Ur-Beckenform. (Beispiele Taf. XXIX bis XXXIII, die Becken einer Europäerin, einer Botokudin, eines Kaffern, einer Negerin und eines Negers). —

Das hiernach aufzustellende Resultat wäre also dem oben über die Schädelformen angeführten sehr ähnlich.

Wie die Eigenthümlichkeiten der Rassenschädel im Einzelnen wieder bei den Schädeln der Europäer, Mongolen, Äthiopen und Amerikaner angetroffen werden, und es kein einziges Merkmal gibt, welches einer Rasse ausschließlich zukäme, so findet dieses auch bei den Becken statt. Nur der Gesammttypus des Schädels und Beckens entscheidet über die Rasse, ist aber bei jeder Rasse Abweichungen unterworfen. Wie aber bei dem Europäer die ovale Form der ihm eigenthümlich zukommende Urtypus ist, und somit häufiger bei ihm vor-

bekannt, als bei irgend einer andern Raſſe, ſo iſt die runde Form der Urtypus der amerikaniſchen Raſſe; die vierſeitige Form der Urtypus der mongoliſchen Raſſe; und die keilförmige Form der Urtypus der äthiopiſchen Raſſe, und bei jeder dieſer drei Raſſen iſt der entſprechende Urtypus wieder der häufigſte, — aber nicht allein vorkommende.

Verſchiedenheiten in andern Theilen des Skeletes ſind mehr vermuthet, als erwieſen worden. Sömmerring behauptete, daß beim Negerſchädel das foramen magnum weiter nach hinten liege, was nach Pritchard nur deßhalb der Fall iſt, weil der Zahnfortſatz des Oberkiefers weiter nach vorn vorragt, da im Verhältniß zur Schädelhöhle und dem Scheitel ſich kein Unterſchied zwiſchen Neger- und Europäerköpfen findet. — Nach einigen Schriftſtellern beſteht ein Unterſchied zwiſchen Negern und Europäern in der verhältnißmäßigen Länge der Extremitäten; aber nach den von White angeſtellten Meſſungen iſt die beobachtete Verſchiedenheit nicht ſehr beträchtlich, und bei den Negern keineswegs größer als die Verſchiedenheiten, welche ſich jeden Tag bemerken laſſen, wenn man mehrere Individuen irgend einer Raſſe oder eines Volks mit einander vergleicht. — Dünne, ſchmächtige und lange Gliedmaßen finden ſich gewöhnlich bei Raſſen, die eine ſchlechte Nahrung haben, und bei ſolchen, deren Nahrung hauptſächlich oder ausſchließlich aus Vegetabilien beſteht. Übel gebildete, gekrümmte Beine ſcheinen den weniger civiliſirten Völkern vorzugsweiſe eigenthümlich zu ſein. — Sömmerring ſagt über die Ver-

ſchiedenheit des Gerippes ganz im Allgemeinen, ohne auf Raſſen Rückſicht zu nehmen, Folgendes: *) »Einige Menſchen haben durchaus mehr dicke als lange Knochen, andre umgekehrt wohl längere und breitere, aber nicht in dem Verhältniß auch dickere Knochen. Das Gerippe einiger Menſchen hat bisweilen ohne allen Verdacht einer Kränklichkeit einen großen, oder kleinen Kopf; breite oder ſchmale Schultern, eine erhabene oder platte Bruſt; einen gebogenen oder graden Rücken, ſchlanke oder kurze Lenden; dicke oder dünne Hüften, geſtauchte oder geſtreckte Schenkel; hohe oder niedrige Schienbeine; lange oder kurze Hände und Füße; ſpitze oder ſtumpfe Finger und Zehen. Ja ſelbſt die Subſtanz oder die Feinheit des Korns der Knochen ſcheint verſchieden zu ſein.« —

Faſſen wir dies Alles mit dem ſchon früher Bemerkten zuſammen, ſo finden wir nur immer mehr die Beſtätigung der ſchon ausgeſprochenen Behauptung: »daß in dem Skelette des Menſchen keine Gründe für eine Eintheilung des menſchlichen Geſchlechtes in mehrere Species zu finden ſeien.«

Es iſt jetzt voraus zu ſehn, daß ein Blick auf die Nationalverſchiedenheiten in Anſehung der Statur zu ähnlichen Reſultaten führen werde, weil dieſelbe zum größeren Theile durch das Skelett beſtimmt wird. Alle auf uns gekommenen Überreſte und Alterthümer, wonach wir die Statur der alten Völker ſchätzen können,

*) Sömmerring: Vom Bau des menſchl. Körpers. Erſter Theil: Knochenlehre. §. 68.

als Mumien, Knochen, besonders Zähne, welche in den älteſten Grabmälern und Urnen gefunden worden ſind, beweiſen einſtimmig: daß jene Völker wenig oder gar nicht größer geweſen ſind als die jetzigen. — Zwar findet man auch unter neueren Völkern allerdings hierin Nationalverſchiedenheiten. So ſind z. B. die Schweizer gewiſſer Cantons, wie die Schwitzer, von langer, die Lappländer aber von kleiner Statur. In der neuen Welt ſind die Abiponer von größerem, die Eskimos von kleinerem Körperbau; doch ſo, daß beide nicht zu ſehr von der Mittelgröße abweichen; und im Allgemeinen iſt unter den Nationen der jetzigen Welt keine Verſchiedenheit im Betreff der Körpergröße ſo abweichend von der Regel, daß ſie nicht nach der gewöhnlichen Degenerationsweiſe und analogen Erſcheinungen an den Säugethieren leicht erklärt werden könnte *). — Oft wurde das Abweichende auch nur in einzelnen Körpertheilen geſucht, und ſo z. B. die Kleinheit der Hände bei den Indianern hervorgehoben. Aber ein Indianer hat aus demſelben Grunde kleine Hände und Handgelenke, aus welchem der Ruderer ſtark am Arme und breitſchulterig iſt, oder ein Laſtträger ſtarke Schenkel und Beine hat. — Die Länge und Geſtalt von dieſen zeigt ſich auch oft verſchieden. So zeichnen ſich die Indianer durch die Länge ihrer Schenkel, die Mongolen durch Kürze, die Irländerinnen und noch mehr die Neuſeeländer durch Stärke derſelben aus. Aber die

*) Blumenbach: Ueber die natürlichen Verſchiedenheiten. ed. Gruber. S. 181.

krummen Schenkel der Kalmücken leitet man theils von der Beschaffenheit ihrer Wiegen, theils von dem Reiten her, wozu sie sich von der zartesten Jugend an gewöhnen. Jene Krümmung an den Beinen der Neger scheint hauptsächlich von der Stellung herzurühren, in welcher die Kinder auf dem Rücken der Mutter hängen, und sich mit ihren Knieen festhalten. Manche solche Unförmlichkeiten sind auch Folgen von Krankheiten. — Die Brüste der Weiber sind vielfältig besprochen, aber häufig falsch beurtheilt worden. Daß bei manchen rohen Völkern, besonders in Afrika und auf einigen Inseln des stillen Meeres, die Weiber lange und schlaff herunter hängende Brüste haben, ist durch eine Menge Zeugen außer Zweifel gesetzt, aber die Eigenheit findet sich nicht an allen Weibern eines und desselben Volkes, denn es gibt viele Südseeinsulanerinnen, und nicht weniger Negerinnen, welche sich durch schöngeformte Busen auszeichnen; auch ist jene Eigenthümlichkeit keineswegs bloß den wilden Völkerschaften eigen, sondern man hat sie auch mitunter bei europäischen Weibern gefunden. — Die Ursache davon scheint hauptsächlich in der Gewohnheit, die Kinder, auf dem Rücken der Mutter hangend, zu säugen, zum Theil auch in einem langen, mehrjährigen Säugen der Kinder zu liegen. Hin und wieder wird uns sogar berichtet, daß bei Völkern, welche diese Verlängerung für schön hielten, dieselbe in ähnlicher Weise durch Kunst bewerkstelligt werde, wie die Verdickung derselben bei uns wohl durch Schnürbrüste erzielt wird. —

Haut und Haare liegen jetzt endlich noch der Betrachtung vor, und wir haben die an diesen Theilen vor-

kommenden Verschiedenheiten wiederum etwas genauer zu betrachten, weil man dieselben gewöhnlich als die vorzüglichsten Unterscheidungsmerkmale der einzelnen Rassen darzustellen sich bemüht hat. —

Die Farbe der Haut, des Haares und der Augen stimmen gewöhnlich auf eine merkliche Weise mit einander überein. Menschen mit weißem oder blondem, gelbem oder rothem Haare haben gewöhnlich auch eine Haut von weißer oder lichter Farbe. Bei schwarzhaarigen Personen ist dieselbe oft eben so weiß, aber nicht so schön und durchsichtig als bei hellhaarigen. Die Haut der ersteren unterscheidet sich auch von der der letzteren darin, daß die Hitze und die Sonnenstrahlen eine andre Wirkung auf sie haben. Der Teint der Schwarzhaarigen bekommt durch die Einwirkung derselben sogleich eine braune oder gelbliche Färbung, die Haut der Weißhaarigen dagegen wird roth, entzündet und blasig. Schwarzhaarige Personen bekommen eine um so hellere Farbe, je mehr sie sich der Einwirkung der Sonnenstrahlen entziehn; denselben ausgesetzt zeigen sie aber eine in demselben Verhältnisse verschiedene Farbe, als die Temperatur der Länder, in welchen sie leben, verschieden ist. Vornehme Frauen in Syrien und der Berberei sind oft sehr weiß, wiewohl sie ein schwarzes Haar haben, aber dies ist die Folge einer sorgfältigen Bewahrung vor der Sonne; und in Europa nennt man schwarzhaarige Frauen Brünetten, wegen der Farbe, welche ihre Haut bei der gewöhnlichen Einwirkung der Sonne annimmt. — Die Farbe der Augen steht mit der der Haare im Zusammenhang; doch gibt es hiervon häufige Aus-

nahmen, denn es finden sich auch schwarzhaarige Personen mit hellblauen oder grauen Augen; das Gegentheil aber ist selten, indem Personen mit hellen Haaren selten oder nie schwarze Augen haben. —

Die schwarzhaarige Varietät bildet bei weitem die zahlreichste Classe des Menschengeschlechts. Sie ist fast die herrschende, mit Ausnahme einiger Gegenden des nördlichen Europas und Asiens, wo sich Rassen der blonden Varietät ausgebreitet haben, und könnte deßhalb vielleicht als die natürliche oder ursprüngliche angesehen werden. — Man hat es wohl versucht, die unzähligen Übergänge von einer Hauptfarbe zu der andern auf bestimmte Grundfarben zurück zu führen, und Blumenbach theilt in folgende fünf Classen ein: *) 1) Die weiße Farbe, wie bei den meisten europäischen Völkern. Diese Varietät hat die Röthe der Wangen fast eigenthümlich, welche man an den übrigen wenigstens selten bemerkt. 2) Die gelbe, welche gleichsam das Mittel hält zwischen der Farbe von Weizen und gekochten Quitten, oder getrockneten Citronenschalen; bei den mongolischen Völkern eigenthümlich. 3) Kupferfarbige oder dunkel goldgelbe, und fast rostfarbige, dem Zimmet oder der Lohfarbe nicht unähnlich; den Amerikanern fast eigenthümlich. 4) Die braune, oder Mittelfarbe zwischen neuem Mahagonyholze und den Gewürznägelein oder Kastanien; der malayschen Rasse und den Südseeinsulanern gemein. 5) Endlich die schwarze, welche bei gewissen äthio-

*) Blumenbach: De generis hum. var. §. 43.

pischen Völkern rabenschwarz ist. Dagegen gibt Ludwig folgende mehr als Einzelne gehende Eintheilung *): »Es findet sich von den Farben: »die weiße« bei den meisten Europäern, Griechen, Tschirkassiern, Georgiern, Mingreliern, Bucharen, Tibetanern, Chinesen, Japanesen u. s. w.; »die röthliche« bei den Eskimos, Californiern, Canadiern, Caraiben, Floridanern, Mexicanern, Peruanern, Patagonen; »die braune« bei den Javanern, Amboinern, Mongolen, Sinesen, Bewohnern von Siam, Sumatra; »eine kupferrothe Farbe« bei den Bewohnern der Nicobaren und von Java; »eine braune, die sich ins rothe zieht« bei den Bewohnern von Madagascar, Siam, Pegu und den marianischen Inseln; »schwarzgelb oder olivenfarbig« sind die Guanches oder alten Einwohner der canarischen Inseln; »dunkelbraun« die Bewohner von Golconda, Visapur, Bengalen und die Mongolen; »die schwarzbraunen« bei den Südländern oder Australasiaten, den Neuseeländern, Neuholländern, den Bewohnern der sundaischen Inseln, den Molucken, Philippinen; »besonders schwarzbraun« sind die Menschen auf Zeylon, auf der Küste Malabar und Coromandel, auf den Maladiven, den Inseln Timor und Ternate und auf Neuguinea; »die schwarze« bei den Negern, am schwärzesten die am Gambia.«

Mag aber eine solche Eintheilung im Allgemeinen auch vieles Richtige haben, so läßt sie sich doch im Einzelnen oft in keiner Weise durchführen, indem die Ueber-

*) Ludwig: Naturgeschichte der Menschenspecies S. 80.

gänge von einer Varietät zu der andern so unmerklich sind, daß sich bei manchen Individuen durchaus nicht entscheiden läßt, zu welcher von beiden dasselbe zu rechnen sei.

Wir haben hier zwar noch nicht genauer nach dem Grunde der Entstehung dieser Varietäten zu fragen, aber glauben doch schon mit Prichard bemerken zu dürfen: daß in den gemäßigten Gegenden von Europa und Asien etwas zu liegen scheint, was die Entstehung der blonden Varietät aus der schwarzen befördert. Denn hier entsteht die erstere nicht nur häufiger als anderswo, sondern vervielfältigt und verbreitet sich auch leichter, wenn sie gelegentlich erscheint. Bisweilen bildet sie die Mehrheit eines Stammes oder Volkes, häufiger jedoch nur einen Theil. Die Juden sind im Allgemeinen, wie die Araber, eine schwarzhaarige Rasse, aber in vielen Gegenden Deutschlands kommen Juden mit lichtem Haare und blauen Augen vor. Die Griechen gehörten zu Homers Zeiten wahrscheinlich zu der schwarzhaarigen Varietät, aber es bezeichnen auch viele Epitheta das Auftreten der blonden. Viele Russen haben helles Haar, wiewohl der Haupttheil des slavischen Volksstammes zu der schwarzen Varietät gehört; und unter den alten Scythen war nach Herodots Versicherung der Stamm der Budini blond; die Lappländer gehören im Allgemeinen zur dunkeln Varietät, aber die Finnen, welche zu derselben Rasse gehören, sind blond. Viele der nördlichen Tunguſen oder Mantschutartaren gehören zu der blonden Varietät, wiewohl die Mehrzahl dieses Volks schwarzhaarig ist; selbst unter den Kalmücken

und Burâten zeigt sich (nach Pallas) die blonde Varietät, und soll unter den Südseeinsulanern, den Eingebornen von Amerika und vielen andern dunkelfarbigen Völkerschaften vorkommen; auch an ägyptischen Männer fand man hellbraunes Haar. Ferner behauptet aber noch Prichard *), daß keineswegs alle so genannten »weißen Neger« wirkliche Albinos, sondern daß eine beträchtliche Menge, vielleicht die Mehrzahl derselben, entweder reine Fälle der blonden Varietät sein, oder mit ihr in einigen Beziehungen übereinkämen, und Zwischenstufen zwischen der blonden Varietät und den Albinos bildeten. — Jedoch scheint es uns, als wenn die vorgelegten Beispiele noch einer genaueren Prüfung bedürften, um auf Beweiskraft Anspruch machen zu dürfen.

Die verschiedene Farbe, welche die Haut bei verschiedenen Menschenrassen zeigt, hängt von Substanzen ab, welche sich außerhalb der eigentlichen Haut, in der Oberhaut oder Epidermis befinden. Diese besteht aus vielen parallelen Lagen, und die innerste weichere Oberhaut ist das Malpighische Schleimnetz; es zeigt ein zelliges Gefüge, und die Zellen scheinen bei dunkler Hautfarbe mit Pigmentkörnchen gefüllt, und platten sich allmählig gegen die Oberfläche der Epidermis ab, wo sie platt und schuppenförmig erscheinen, während die unterliegende Lederhaut nur an ihrer Oberfläche mit dem Pigmente in Berührung steht, und die äußere Oberhaut eigentlich stets farblos und

*) Prichard: Naturgesch. des Menschengeschlechts B. I. S. 274.

durchsichtig zu nennen ist. Die färbende Substanz hat ein verschiedenes Aussehn und wird bald als eine Art organischen Netzwerkes, bald als eine mehr schleimige Schicht beschrieben. Nach Sömmerring bildet dieses Netzwerk, so lange es frisch und unbeschädigt ist, eine Art dritte Haut, die von der äußeren Bedeckung schwer trennbar ist, leichter hingegen von der innern, und die offenbar an einigen Stellen dicker ist, als die Oberhaut selbst; doch läßt sie sich nur mit vieler Mühe als eine eigene Haut, oder als eine zusammenhängende und selbstständige Membran darstellen. Sie erscheint dann heller an der der Oberhaut zugekehrten Fläche, als an der inneren. Wenn jedoch die Fäulniß eingetreten ist, lassen sich die Häute leicht trennen, und dann löst sich das Malpighische Schleimnetz oder die mittlere Membran zu einem weichen Schleim auf, der sich leicht als ein klebriges Pigment von der Oberhaut wegwaschen läßt. Die färbende Materie sinkt im Wasser zu Boden und bildet, indem sie sich absetzt, wiederum eine Schicht, die einigermaßen einer Membran gleicht.

Offenbar ist also der Hauptsitz der Farbe bei den schwarzen Menschen eine unorganische, außerhalb der Gefäße befindliche Substanz, die fälschlich eine Membran oder Haut genannt wurde. — Aus pathologischen und andern Thatsachen geht hervor, daß die Abwesenheit und Anwesenheit des gefärbten Pigments von Modificationen im Zustande der Haut abhängt, welche selbst noch nach der Geburt des Individuums eintreten können; ist doch die Hautfarbe aller neu gebornen Kinder bei allen Völkern der Erde anfangs roth, und geht erst in den folgenden Tagen

und Wochen in die der Eltern über. Es ist nichts Ungewöhnliches, auch erwachsene weiße Personen mit schwarzen oder dunkel gefärbten Flecken von verschiedener Größe auf der Haut zu sehn. Viele Frauen haben während der Schwangerschaft einen dunklen Hof in beträchtlicher Ausdehnung rings um die Brustwarze, welcher nachher größtentheils wieder verschwindet. Frank fand bei einer Frau seit einem Faulfieber die Hände wie mit einer rußfarbigen Schwärze überzogen *). Strack **) sah einen Menschen nach einem Wechselfieber schwarz wie einen Mohren werden; einen Andern sah er in derselben Krankheit erst gelb, und seit geheiltem Fieber ganz schwarz werden. — Bommare erzählt von einer Frau, daß sie in jeder Schwangerschaft schwarz geworden sei, bei der Niederkunft aber ihre weiße Farbe wieder bekommen habe ***). Haller, Ludwig und Albinus haben ähnliche Fälle erlebt. — Diese Thatsachen reihen sich zum vollständigen Beweise, daß unabhängig vom Einflusse der Sonnenhitze eine physische Veränderung in der Konstitution statt finden kann, welche der Haut eine schwarze Farbe ertheilt, der ähnlich, welche der afrikanischen Rasse eigenthümlich ist. — Auch dürfte daran erinnert werden, daß gerade diejenigen Körpertheile, welche bei dem neugebornen Negerkinde zuerst die schwarze Färbung erhal-

*) Caldani Institut. physiolog. Lips. 1786. pg. 151.

**) Strack: De febribus intermittentibus. Offenb. 1785. p. 194.

***) Dictionnaire d'histoire naturelle, art. Negre.

ten, nämlich Brüste und Geschlechtstheile, bei allen Völkern von hellerer Hautfarbe stets eine dunklere, zur Farbe des Negers hinneigende Färbung zeigen, welche am unteren Theile des Scrotums stets in gleicher Stärke vorhanden, sich an den Brüsten des säugenden Weibes oft bis zum völligen Schwarz verstärken kann.

Die färbende Materie kann aber auch durch Absorption von einer Haut, welcher sie natürlich ist, verschwinden. Man hat nicht selten in verschiedenen Ländern Fälle beobachtet, daß Neger allmählig ihre schwarze Farbe verlieren, und so weiß wie Europäer werden *). Klinkosch erzählte einen Fall **), wo ein Neger seine schwarze Farbe verlor und gelb wurde, und Caldani erklärt ***), daß ein Neger, der Schuhmacher in Venedig war, und in seiner Kindheit ganz schwarz nach jener Stadt gebracht wurde, allmählig heller wurde und die Farbe einer Person hatte, die an einem leichten Grade der Gelbsucht leidet.

Die schwarze Substanz kann auch, wenn sie zum Theil zerstört ist, sich wieder ersetzen. Man hat das Gegentheil behauptet, z. B.: »daß Narben bei Negern immer weiß blieben,« was aber (nach Laurence) durchaus nicht der Fall ist. — Nach den angeführten Beobachtungen werden wir Bedenken tragen, das

*) Philosophic. Transactions. Tom. 57.

**) Klinkosch: De vera natura cuticulae. Prag 1775.

***) Caldani: Instit. physiolog. p. 120.

ſchwarz gefärbte Schleimnetz als einen ſo eigenthümlichen Theil des Negerkörpers betrachten zu wollen, daß daſſelbe eine Trennung der Negerraſſe als beſonderer Species von den übrigen Menſchenraſſen begründen könnte, ſondern werden uns vielmehr ſchon der Vermuthung hingeben, daß die am Malpighiſchen Schleimnetze wahrnehmbaren Verſchiedenheiten wohl nur durch äußere Einflüſſe entſtanden ſeien.

Jedoch dürfen wir in dieſer Unterſuchung nicht weiter gehn, ohne zuvor auch die Verſchiedenheiten der Haare genauer betrachtet zu haben. — Nach Ludwig *) findet ſich das Haar: 1) in Anſehung der Farbe: »weiß« bei den Völkern, welche vorzugsweiſe feine, dünne Haut haben; »roth« unter den meiſten Völkern einzeln, auch bei ſehr feiner Haut; »braun« in ſehr vielen Völkerſchaften untermiſcht, bei meiſt dicker Haut; »ſchwarz« in ſüdlichen Gegenden bei bald mehr, bald weniger dicker Haut. 2) In Anſehung des Wuchſes iſt das Haar »lang und geſtreckt« bei den Neuſeeländern und Neuholländern, Amerikanern und auch mehreren Europäern; »kurz und kraus« bei den Negern, Italiener, Spaniern u. ſ. w.; »ſtark« bei denen, welche ſchwarzes Haar haben, bei den Kalmücken, Mongolen u. ſ. w.; »fein und weich« bei den Blonden, den Dänen u. ſ. w. —

Blumenbach bringt den Nationalunterſchied der

*) Naturgeſch. der Menſchenſpecies. §. 117—124.

Haupthaare in 4 Abtheilungen *): 1) Schwärzliches oder mußbraunes Haar, einerseits ins Gelbe, anderseits ins Schwarze spielend. Weich, lang und wellenförmig fließend. Man trifft es häufig an den Nationen des gemäßigten Europas; sonst wurde es hauptsächlich an den alten Germanen gerühmt. 2) Schwarz, starrer, grade und dünn, wie es gewöhnlich bei den mongolischen Völkerschaften und den Amerikanern ist. 3) Schwarz, weicher, gelockt, dicht und reichlich, wie es die meisten Bewohner auf den Inseln des stillen Meeres haben. 4) Schwarz und kraus, welches man gewöhnlich mit der Schaafwolle vergleicht, und wie es die Neger haben. — Zugleich bemerkt aber derselbe Verfasser, daß diese Bestimmung der Nationalverschiedenheiten nach den Haaren keineswegs durchgreifend sei, indem weder das Krause an den Negerhaaren, noch die Schwärze an den drei letztgenannten Verschiedenheiten Allen gemein und eigenthümlich sei, und führt Beispiele an, daß einige Negerstämme langes Haar, und gegentheils kupferhaarige Völker oft krauses Kopfhaar haben; daß sich ferner Völkerschaften in Neuholland finden, deren blondes Haar zwischen dem krausen der Neger, und den lockigen der Bewohner von Inseln im stillen Meere vollkommen das Mittel hält. —

Die Haare werden in den dickeren Haarzwiebeln oder Haarbälgen erzeugt und genährt. Wahrscheinlich treten in den Haarbalg Gefäße und Nerven, nicht aber zum Haarcylinder selbst. Die Haarbälge der dicken Haare lie-

*) De gen. hum. var. §. 52.

gen unter der Lederhaut in der daselbst befindlichen Fettlage; die der feinen Körperhaare liegen nicht so tief. — Der größte Durchmesser der Kopfhaare beträgt etwa bei Erwachsenen $\frac{1}{100}$ — $\frac{1}{70}$ Par. Zoll, der eines Barthaares $\frac{1}{150}$ — $\frac{1}{100}$ P. Zoll, der des Kopfhaares kleiner Kinder etwa $\frac{1}{700}$ — $\frac{1}{800}$ P. Zoll, ein Wollhaar vom Körper eines Neugebornen $\frac{1}{1200}$ P. Zoll *). Die Haare sind ohne Empfindung und ohne Lebensbewegung, werden leicht von Neuem erzeugt, Verletzungen derselben heilen aber nicht; das Haar wächst auch nicht an seiner Spitze oder in seiner ganzen Länge, sondern in der Zwiebel, wodurch der schon früher gebildete Theil desselben nach außen fortgeschoben wird; dennoch veranlaßt das Abschneiden der Haare auf eine noch nicht erklärte Weise ein vermehrtes Wachsen derselben in den Zwiebeln. Das färbende Princip ist offenbar in der Haut und im Haare von einerlei Natur. Nach Gaultier **) soll sogar die färbende Materie der Haut in den Haarzwiebeln gebildet und abgesondert werden. Aber wie es sich hiermit auch verhalten mag, so steht doch der innige Zusammenhang zwischen dem färbenden Principe der Haut und dem der Haare fest.

Es ist hinreichend bekannt, daß während der Dauer des Lebens zum Theil regelmäßige Veränderungen in der

*) Rosenmüller: Handb. der Anatomie. Ed. H. Weber. 1833. S. 39.

**) Gaultier: Recherches sur l'Organisation de la peau, e. t. c.

Farbe des Haares vor sich gehn. Helle Haare färben sich bis zur Zeit des Mannesalters dunkler; im Greisenalter tritt mehr und mehr ein schneeiges Weiß hervor. Man hat aber auch beobachtet, daß Gram und Sorge die Haare in sehr kurzer Zeit bleichen können. Prichart versichert, er habe wenigstens fünf oder sechs Fälle gesehn, wo ein solcher Wechsel der Farbe in weniger als acht Tagen statt hatte; und bei einer, diesem Schriftsteller bekannten Person, wurde das Haar während Einer Nacht in Folge eines plötzlichen und heftigen Kummers, fast ganz weiß. Schenk erzählt von einem jungen Menschen *), daß der Schreck über sein Todesurtheil in Einer Nacht seine Haare bleichte. Hannemann erzählt eine ähnliche Geschichte von einem 24jährigen jungen Manne, der in der Kriegsgefangenschaft der Türken aus Furcht des angedrohten Todes in einer einzigen Nacht grau wurde **). Ein 13jähriges Mädchen mit schwarzen Haaren fand eines Morgens beim Aufstehn, daß eine ganze Haarlocke in dieser Nacht weiß geworden war; nach einigen Tagen geschah dies mit einer andern Locke, und so fort mit mehreren, so daß ihr Haar endlich aus schwarzen und weißen Streifen bestand. Dabei veränderte sich auch ihre bisherige braune Hautfarbe in eine feine röthlichweiße ***). — Ein frühzeitiges Erbleichen der Haare soll gewöhnlich bei denjenigen Personen statt finden, welche von schon greisen-

*) Observat. medic. rar. Lib. I. de capite. obs. 1. pag. 1.

**) Misc. Nat. Cur. Dec. II. An. IV. obs. 60.

***) Memoires of the medic. Societ. of Lond. 1792. Vol. III.

Eltern erzeugt werden *). Auch Krankheiten können die Erscheinung bewirken. Ludwig sah einen Menschen, dessen Augenwimper, welche vorher schwarz waren, ganz weiß wurden, da er in reiferen Jahren die Blattern bekommen hatte **). Zu diesen Folgen kränklicher Beschaffenheit gehören auch die weißen, ins schmutzig gelbe fallende Haare der Kakerlaken oder weißen Mohren ***). — Indem sich also eine eigenthümliche Beschaffenheit der Haare weder ausschließlich bei bestimmten Völkerschaften zeigt, noch da, wo sie schon vorhanden war, immer constant ist, so kann die Beschaffenheit der Haare eben so wenig wie die der Haut eine Eintheilung des Menschengeschlechts in mehrern Species begründen.

Endlich wäre noch die Färbung der Augen zu betrachten. Es ist bekannt, daß dieselbe der der Haut und der Haare entspricht; bei schwarzer Körperfärbung finden sich dunkle, meist schwarze, bei heller Körperfärbung auch helle, meist blaue Augen. Mit dem Dunkelwerden des hellen Haares bei kleinen Kindern werden auch die Augen dunkler; und umgekehrt verliert bei dunkler Färbung im Greisenalter mit dem Grauwerden der Haare auch das Pigment des innern Auges viel von der sonstigen dunkel-

*) Thom. Zwingeri Theatrum prox. med. pag. 369.

**) Primae lineae anat. pathol. pag. 29.

***) Hist. de l'acad. Scienes de Par. 1744. pag. 12 ff. — Schrebers Säugethiere B. I. S. 11.

braunen Farbe. Die weißen Neger haben endlich gar kein Pigment des Auges, und aus dieſem Grunde iſt die Iris blaßroth. Ähnlich findet ſich auch nun bei den Thieren eine Verſchiedenheit der Augen, bei welchen auch die Farbe der Haut und Haare variirt. Ja, man ſieht ſogar bei denen, deren Fell gefleckt iſt, daß auch die Regenbogenhaut ſehr oft in mehr als einer Farbe ſpielt. — Von dieſer Regel gibt es aber beim Menſchen in ſofern auch die ſchon erwähnten häufigen Ausnahmen, daß ſich bei ſchwarzhaarigen Perſonen oft hellblaue oder graue Augen finden; während das Gegentheil, daß hellfarbige Perſonen dunkle Augen hätten, faſt nie vorkommt. Dieſe Tendenz zur hellen Färbung der Augen möchte alſo wohl jener oben von der Farbe der Haut und Haare bemerkten entſprechen. — Blumenbach theilte die Augen nach den Farben ein *), in blaue, dunkelgelbe oder ſogenannte ziegenfarbige, und endlich ſchwarzbraune. Nach ihm kommen alle drei zwar mitunter an Perſonen von einem und demſelben Volke vor, allein man beobachtet ſie auch an verſchiedenen Stämmen eines Landes innerhalb des Bezirkes von wenigen Graden geographiſcher Breite in größerer Beſtändigkeit und gleichſam national. So legte z. B. Linne unter den ſchwediſchen Völkern den Gothen graublaue Augen, den Finnen mit blondem Haupthaare braune, den Lappen mit ſchwarzem Haare ſchwärzliche Augen bei. Blaue Augen und blondes Haar rechnete man ſonſt zu den angebornen Kennzeichen der alten Germanen, aber man

*) De gen. hum. var. §. 64.

trifft die blauen Augen ebenfalls auch bei andern blonden Nationen. — Es fällt also die Färbung der Augen zugleich mit unter die oben über Haut- und Haar-Färbung aufgestellten Regeln. —

Werfen wir auf das über die Körperbildung des Menschengeschlechtes Gesagte einen Rückblick, so finden wir hier zugleich schon einige allgemeine Andeutungen über die Einwirkung der äußern Natur auf die körperliche Entwicklung des Menschen.

Die Körper-Größe, Statur und Stärke des Menschen scheinen durch dieselben Gesetze bestimmt zu werden, welche rücksichtlich der bedeutenderen Anzahl, Kraft und Fülle der Pflanzen und Thiere in den verschiedenen Zonen vorhanden sind. So sind die Menschen der Polargegenden klein, die der gemäßigten, welche sich mit einiger Anstrengung ihren Unterhalt verschaffen können, groß; während in den heißesten Klimaten, wo Wachsthum und Entwicklung rasch verläuft und früh beendigt ist, die Menschen im Allgemeinen eine mittlere Größe erreichen. Die Eskimos im Norden, wie die Peschers im Süden, erreichen eine Größe von etwa 48 Zoll, die Neuholländer eine solche von 59, die Caraiben von 69, die Patagonen von 72. Wie die Pflanzenwelt da am kräftigsten erscheint, wo eine nicht zu strenge Kälte häufig mit einer mäßigen Wärme wechselt, so findet hier dasselbe beim Menschengeschlechte statt. Vielleicht ließe sich sogar bei einzelnen Völkern, z. B. den Deutschen, nachweisen, daß die Veränderung ihrer Körpergröße mit der Veränderung des Klimas ihres Lan-

des gleichen Schritt gehalten habe. Zu den Zeiten Tacitus und Cäsars fror der Rhein oft völlig zu, was jetzt nur selten der Fall ist; das Renn- und Elenthier hausten in Deutschlands Wäldern, die in ihrer weiten Ausdehnung keine Erwärmung des Landes durch die Sonnenstrahlen zuließen. Hieraus schließt Zimmermann *) daß das deutsche Klima vor 1500 Jahren gegen unser jetziges kaum nur mit dem heutigen Klima der Länder von 60—62 Graden zu vergleichen sei. Zugleich schildern nun Pomp. Mela, Tacitus und Cäsar die Deutschen »als gewaltig an Seele und Körper,« und »die Gallier konnten in den Schlachten kaum ihren furchtbaren Anblick ertragen.« Nach verschiedenen anderweitigen Angaben berechnet Zimmermann **) die damalige Größe zu 6 Fuß 5½ Zoll; — welche sich also jetzt wohl fast um die Länge eines Fußes verringert hätte. — Aber wir würden eine solche Veränderung freilich nicht allein den Einwirkungen des veränderten Klimas zuschreiben dürfen. So sind Bergvölker in ihren kälteren Regionen selten so groß als die Bewohner der Ebenen; anderweitige Verhältnisse wirken auf die Gestalt mit ein: denn während z. B. diese in feuchten Gegenden dick und schwammig erscheint, findet man sie in den trocknen aber gleich warmen Gegenden mehr hager und schlank und gewöhnlich, gleich den Arabern, mit besonders kernhaftem Muskelbau. —

Vorzugsweise ist nicht zu übersehn, daß die Qualität

*) Geograph. Geschichte des Menschen. B. I. S. 55.

**) l. c. S. 58.

und Quantität der Nahrung, wovon jedoch erst in den folgenden Abschnitten ausführlicher die Rede sein kann, in einem Lande meistentheils von dem Wärmequantum desselben abhängt; dieselbe ist in wärmeren Ländern gewöhnlich reichlich, in kälteren dagegen nur spärlich vorhanden. Der Einfluß der Nahrungsmittel auf den Körper ist aber zu auffällig, um je in Zweifel gezogen werden zu können. Was die Qualität derselben angeht, so beweist beim Menschen die Bildung seiner Zähne, das Verhältniß seiner Kinnladen und die ihnen zukommende Bewegung, der einzige häutige Magen, der lange Darmkanal, der kurze Blinddarm, die Gallenblase und mehreres Andre, daß er sowohl für vegetabilische als auch für animalische Nahrung bestimmt sei; und im Allgemeinen ließe sich vielleicht sagen, daß sich der Mensch in seiner Körperbeschaffenheit durch das vorzugsweise Hinneigen zu der einen oder anderen Art dieser Nahrungsmittel den Raubthieren oder den Pflanzenfressern nähere; jedoch wirken auch wieder so verschiedenartige andre Bestimmungsgründe mit ein, daß wir das Genauere erst dann werden angeben können, wenn von den verschiedenen Völkerschaften im Einzelnen die Rede sein wird, und bemerken hier nur kurz: daß schon die Quantität der Nahrung einen merklichen Einfluß auf Wachsthum und Körpergröße äußert. So sind nach Quetelet's Beobachtungen Leute aus wohlhabenden Familien in der Regel größer wie Andere, welchen ihre Nahrung stets nur spärlich zugemessen wird. Im Allgemeinen darf angenommen werden, daß überall da, wo die Arteriellität vorherrscht, eine große

Rigidität im Muskelgewebe vorhanden ist, daß hingegen bei vorwaltender Venosität die Muskelkraft wohl andauernd aber nicht rasch und kräftig sei; ersteres finden wir bei den Berg-, letzteres bei den Thalvölkern. Bei den Völkern fruchtbarer Klimate finden wir die Extremitäten im regelmäßigen Verhältnisse zum Rumpfe; hingegen sind sie oft sehr dünn, dafür aber der Bauch dick bei Menschen, denen das Klima nur spärliche Nahrung liefert. — Von der verminderten Hautausdünstung möchte es herrühren, daß die Knochen bei Polarvölkern verhältnißmäßig dick und schwer sind; von der vermehrten: daß sie bei Völkern heißer Klimate, z. B. den Arabern, sich dünner, aber dichter und durchsichtiger gestalten. — Die Bildung des Gesichtes richtet sich zwar auch in etwa nach dem Klima, und den anderweitigen, durch dasselbe herbeigeführten Verhältnissen. So haben die Bewohner bergiger Gegenden ein mehr rundes, gedrungenes Gesicht, die Thalbewohner ein längliches; und die Polarvölker gleichen in dieser Rücksicht den südlichen Bergvölkern. In feuchten, flachen Gegenden, so wie in tiefen Gebirgsthälern ist das Gesicht aufgedunsen, die Nase weitflügelig und fleischig, die Lippen wulstig, und die Zähne fließen in einander, während sie in trockenen Gegenden mehr markirt sind. Die Kinnladen sind im Allgemeinen bei denjenigen Völkern breit und groß, bei welchen das Verdauungssystem vorherrschend ist; bei denselben sind auch die Zähne mehr vorspringend, und die Schläfen- und Kaumuskeln sehr groß und entwickelt, und vielleicht ist mit aus dieser Ursache der Schädel oft schmal; das Gesicht muß alsdann von selbst klei-

ner erſcheinen. Jedoch iſt es nicht zu überſehn, daß die Phyſiognomie dann im Allgemeinen edler erſcheint, wenn das Volk geiſtiger thätig, und höher kultivirt iſt; — und wenn von dieſer Entwicklung des Körpers durch geiſtige Elemente auch ebenfalls erſt weiter unten ausführlicher geredet werden kann, ſo läßt ſich hier im Allgemeinen doch Folgendes bemerken: »Je üppiger der Boden, und je leichter es den Bewohnern einer Gegend wird, ſich die nöthigen Subſiſtenzmittel zu verſchaffen, deſto ſchwächer iſt bei denſelben die Ueberlegung und die Phantaſie, deſto ſtärker tritt die Thätigkeit der Sinne, und damit zugleich die Entwicklung der Sinnesorgane hervor; die Stirngegend wird verhältnißmäßig kleiner und tritt zurück bei der ſtärkern Entwicklung der untern Geſichtstheile.« Daß ſich hiermit aber auch zugleich eine nachweisbare Veränderung in der Dicke der Nerven, der Quantität des Gehirns und Rückenmarks, dem Verhältniß der Hirnquantität zum Körper, Rückenmark und zu den Nerven, verbinde, möchte zweifelhaft erſcheinen; da dieſe Central- und Hauptgebilde des Organismus in ihrer Beſchaffenheit weit conſtanter ſind, als die mehr peripheriſchen und untergeordneten Körperſyſteme.

Bei dieſen erſcheint vorzugsweiſe die Haut, und in Übereinſtimmung damit das Haar den Einflüſſen des Klimas ausgeſetzt. Die dunklere Färbung ſteht im Allgemeinen in ziemlich grabem Verhältniſſe zu der von außen her regelmäßig auf den Körper einwirkenden größeren Wärme. Theilen wir z. B. die zwiſchen der Südſpitze Afrikas und dem höchſten Norden Europas gelegenen Län-

der in verschiedene Breiten-Zonen, so läßt sich das erwähnte Verhältniß ziemlich genau verfolgen *). Die das Kap bewohnenden Hottentotten sind lohfarbig, und kaum dunkler als die Mongolen; dagegen erscheinen die nördlicher wohnenden Kaffern schon röther und kupferfarbiger. Mit den Wendekreisen und der Breite des Senegal beginnt die Gegend der vorherrschenden und fast allgemein verbreiteten schwarzen Farbe. Von hier bis zum Atlas hin geht die schwarze Färbung bei den eingewanderten Arabern in eine lichtbraune über. Bei den Anwohnern des Mittelmeers ist in Afrika und Europa das schwarze Haar mit dunklen Augen fast ohne Ausnahme vorhanden. In der Breite von Frankreich erscheint die herrschende Farbe des Haars kastanienbraun; geht im nördlichen Deutschland, in England, Dänemark und Finnland ins Blonde über; bis sich endlich in Norwegen und Schweden meist weißhaarige Menschen mit lichtgrauen Augen finden. —

Wir glauben hiermit erwiesen zu haben: »daß die im Menschengeschlechte vorhandenen Verschiedenheiten keinesweges bedeutend genug sind, um eine Eintheilung des Geschlechts in verschiedene Arten oder Species rechtfertigen zu können, sondern vielmehr selbst als durch gewisse Verhältnisse der Außenwelt mehr oder weniger bedingt erscheinen.«

Ließe sich nun im Allgemeinen eine Harmonie in der Physiognomie der Länder und ihrer Bewohner nachweisen,

---

*) Prichard: Naturgesch. des Menschengeschlechts. Uebers. von Wagner. Bd. II. S. 357 u. ff.

und dann ferner zeigen: daß ſich dieſelbe bei eintretenden neuen Verhältniſſen auch ſtets wieder neu erzeuge; ſo würde dadurch der Schluß: daß eine ſolche Umwandlung im menſchlichen Geſchlechte auch einſt ſtatt gefunden habe, als unbedingt gerechtfertigt erſcheinen. — Es wird die Aufgabe der nächſtfolgenden Abſchnitte ſein, den Beweis für dieſe ausgeſprochenen Vermuthungen zu führen.

Zweiter Abſchnitt.

Das Harmoniſche in der Phyſiognomie der Länder und ihrer Bewohner.

Die Phyſiognomie der über den Spiegel des Meeres hervor ragenden Länder der Erde zieht zuerſt unſere Aufmerkſamkeit auf ſich, wenn wir es verſuchen: die dem vorliegenden Abſchnitte geſtellte Aufgabe zu löſen.

Das Feſtland der Erde zerfällt in zwei Haupttheile: »die alte und die neue Welt;« und es laſſen ſich ſowohl große Ähnlichkeiten, als auch große Unähnlichkeiten zwiſchen dieſen Maſſen hervorheben. Die Ähnlichkeiten würden ſchärfer in den allgemeinen Umriſſen hervortreten, wäre noch jetzt wie einſt, Europa von Aſien durch Meeresarme getrennt, und würde Aſien durch die Fortſetzung Malaccas mit Neuholland verbunden. Es wiederholte ſich dann dreimal das Länderbild, welches uns Amerika vor Augen ſtellt: »zwei große Ländermaſſen, von denen die eine an den Nordpol gelagert, die andre am oder ſüdlich vom Äquator; beide durch eine Landenge verbunden.« Aber durch die Trennung Neuhollands von Aſien und die Verſchmelzung des letztern mit Europa verwiſcht ſich die angedeutete Ähnlichkeit mehr und mehr, und es treten große

Verschiedenheiten um so bestimmter hervor. Ob die angedeutete Gesetzlichkeit gegründet sei, oder ob nicht vielleicht ein ganz anderer, tiefer verborgen liegender Zusammenhang dieser Erscheinungen statt finde, wagen wir nicht zu entscheiden; jedoch möchte die zuerst von Schröter gemachte Beobachtung: »daß sämmtliche, der Sonne näher stehende Planeten und Monde ihre höchsten Erhebungen an ein und derselben Seite der Kugel zu haben scheinen,« — für das Letztere sprechen. —

Die äußeren Gestalten der Erdtheile sind besonders von Ritter *) mit wenigen, meisterhaften Zügen treffend geschildert worden, und wir glauben deßhalb im Nachfolgenden den Darstellungen desselben vorzugsweise folgen zu müssen.

Was zunächst die Längen- und Breitenausdehnung der beiden Hauptländergruppen, der alten und der neuen Welt, betrifft, so ist der Contrast zwischen denselben sehr bedeutend. Asien und das mit ihm verbundene Europa umlagern in ihren Längenausdehnungen von O. nach W. die halbe nördliche Erdkugel, aber erreichen in ihrer Breitenausdehnung den Äquator noch nicht. Amerika nimmt dagegen in seiner Ausdehnung von N. nach S. über ein Drittheil des Erdumfangs ein, und erstreckt sich deßhalb durch doppelt so viele Zonen und Klimate, wie das Festland der alten Welt; aber seine dop-

*) Ritter: „Erdkunde. B. II. Einl. zu Asien. S. 20 ff.“ — „Ueber die geographische Stellung und horizontale Ausdehnung der Erdtheile. 1836.“

gelartig wechselnde Breite von O. nach W. beträgt kaum den fünften Theil des Erdumfangs. — Ein bei weitem größerer Contrast liegt jedoch noch in der Entwicklung der Umrisse dieser Ländermassen.

Afrika zeichnet sich in dieser Rücksicht in seiner fast inselartigen Abgeschlossenheit durch eine von sehr einförmigen Küsten begränzte, elliptisch zugerundete Gestalt aus; Längen- und Breitendurchmesser sind einander fast gleich; und die gleichartige Ausdehnung zu beiden Seiten des Äquators schafft das gleichartige Klima. Ohne tiefere Buchten, Einschnitte oder Meeresarme beträgt seine Küstenlänge gegen 3800 Meilen, wodurch das Binnenland eine fast möglichst geringe Berührung mit dem Ocean erhält, indem auf je 150 □M. des Flächeninhalts eine Küstenmeile kömmt. Auch fehlen fast alle Gestadeinseln, welche stets als ein kostbares Geschenk der Natur für Festländer zu betrachten sind, indem sie den Flächenraum derselben nicht allein vergrößern, sondern auch durch ihre oceanischen Verhältnisse als den Festländern Leben spendend und erhaltend dastehn. Die einzige größere Insel, welche Afrika gegeben wurde, Madagaskar, blieb wegen ihrer schroffen Formen und schwierig zu erreichenden Abgesondertheit dem Erdtheile fast fremd.

Asien, nur auf drei Seiten vom Meere umflossen, läuft namentlich an seinen Ost- und Südküsten, in weit vorspringende Landzungen, Vorländer und Halbinseln aus, welche als mehr oder weniger getrennte Glieder des ganzen Erdtheils zu betrachten sind. Jedoch ist der Stamm noch bei weitem über diese Glieder überwiegend, da wohl

nur der fünfte Theil des ganzen Flächenraums auf sie zu rechnen sein möchte. Der Vorzug vor Afrika, welches ein Stamm ohne Verzweigung und Glieder, zeigt sich aber schon darin, daß Asien — nur um ein Viertheil größer als Afrika — eine Küstenlänge von 7000 Meilen besitzt, welche fast das Doppelte von jener beträgt, so daß auf etwa 105 □M. des Festlandes eine Küstenmeile fällt. — Endlich ist auch noch der Inselwelt zu gedenken, welche einen großen Theil Asiens wie eine eigene Atmosphäre umgibt; und wenn auch viele dieser Inseln durch größere Entfernung geringere Bedeutung für das Festland erhalten, so springt doch die hohe Wichtigkeit einiger derselben sogleich in die Augen. —

Europa dagegen ist in seinen Umrissen der am mannichfaltigsten entwickelte Erdtheil; es ist durch ein- und ausspringende Küstenbegränzung vielfacher als einer der andern Erdtheile unter sich in Glieder zertheilt, und zwar stets mehr, je weiter es sich von seinem breiten Zusammenhange mit Asien entfernt. In seinen von O. nach W. gedehnten Stamm schneiden Meeresarme und Mittelmeere ein, und von den entstehenden großen und kleinen Halbinseln sind einige wiederum für sich auf das Mannichfaltigste gegliedert, wie z. B. die in dieser Beziehung ganz einzige Gestalt Griechenlands. Das Eindringen der Meere bis in das tiefste Innere dieses Erdtheils ist so bedeutend, daß dadurch eine Küstenlänge von 5400 Meilen hervor gebracht wird, welche die von Afrika weit übertrifft, obwohl der Flächenraum Europas kaum ein Drittheil jenes Erdtheils beträgt. Wenn bei Afrika 150, und

bei Asien 105 □M. des Festlandes auf eine Küstenmeile kommen, so ist eine solche bei Europa schon auf 37 □M. des Festlandes zu rechnen. Auch fehlen die Gestadeinseln nicht, sondern umlagern fast alle Küsten.

Amerika zeichnet sich vor den übrigen Erdtheilen durch seine Längenausdehnung von N. nach S. aus, und vereinigt in sich gewissermaßen die Gegensätze und die Verdoppelungen der Formen der alten Welt, zwischen deren Osten und Westen es gelagert ist. Im Gegensatze gegen Afrika trennt in der Nähe des Äquators ein mittelländisches Meer das Festland in zwei mächtige Halbinseln, und die beide verbindende Kette der Anden scheidet doch strenge den Norden vom Süden, während die zwischen beiden liegende neutrale Inselgruppe die Trennung vermittelt. Beide Hälften haben in ihren Umrissen durch die größere Breite im Norden, und die Zuspitzung nach Süden viel Analoges; jedoch zeigen sich auch wieder große Verschiedenheiten. Die südliche Hälfte ist durch die Einförmigkeit der Küstenumsäumung Afrika am ähnlichsten; wird jedoch durch ihre gewaltigen Stromsysteme ein zweites Asien. Die nördliche Hälfte zeigt eine größere Mannichfaltigkeit der Küstenumsäumung, besonders an der dem atlantischen Ocean zugekehrten Seite, und ist durch diese tiefen Buchten und bedeutenden Binnenmeere Europa sehr ähnlich. — Im Allgemeinen herrscht doch aber bei aller dieser Verschiedenheit eine großartige Einfachheit und Gleichheit in der Entwicklung des amerikanischen Festlandes, indem dasselbe als eine östliche Abdachung der fast die Pole in einer graden Linie verbindenden Anden erscheint. Besonders in der

ſüdlichen Hälfte findet dieſes Verhältniß ſtatt; denn erhöbe ſich der Ocean um 1000 Fuß über ſeinen jetzigen Spiegel, ſo würden die Fluthen des atlantiſchen Meeres den Cordilleren auf der Oſtſeite faſt eben ſo nahe treten, wie es auf der Weſtſeite die Wellen des ſtillen Oceans thun.

Neuholland zieht als das Feſtland Auſtraliens unſern Blick zunächſt genauer auf die ihm angehörigen Inſeln hin; denn mehr wie das uns faſt gänzlich unbekannte, von einförmigen Küſten eingeſchloſſene Innere dieſes Erdtheils intereſſirt uns ſeine nähere und fernere Umgebung. Jene liegen gewöhnlich in Reihen hinter einander, und bilden mehr oder minder deutlich Ketten, welche ſo in Bezug auf einander ſtehn, daß die Spitze der einen Inſel immer der entgegengeſetzten Spitze der nächſtfolgenden zugekehrt iſt. Mit dieſer Längenausdehnung ſtimmt auch die Hauptausdehnung von einer der mehreren parallel in ihrem Innern fortlaufenden Bergketten überein.

Die Entwicklung des Binnenlandes der genannten Erdtheile entſpricht im Allgemeinen der größeren oder geringeren Entwicklung der Küſten.

In Afrika findet ſich die größte Einförmigkeit von Höhe und Tiefe; der Körper des in der Mitte gelegenen Hochlandes ſchreibt dem ganzen übrigen Erdtheile ſeine Geſtalt vor. Es ſenkt ſich nach Norden in die tiefern Flächen herab, — ob allmälig oder plötzlich, wiſſen wir nicht, aber doch ſo vollkommen: daß von hier aus ganz Nordafrika ein wahres, flaches Tiefland zu nennen iſt, ſowohl gegen das Mittelmeer, wie zum Atlantiſchen Ocean hin. Die Höhen ſind dürr, öde und leer, die Tiefen von hei-

ßem Sande glühend, und einen ernſten Anblick gewährend. Gleich der weiten Fläche des ſtillen Oceans hat man ſie erſt in neueren Zeiten zu durchforſchen geſucht. Kein Thau, kein Regen benetzt dieſe öden Flächen und entwickelt im glühenden Schooße der Erde keinen Keim des Pflanzenlebens. Denn heiße Luftſäulen ſteigen überall aufwärts, löſen die Dünſte, und verſcheuchen das vorübereilende Gewölk *). — Auf ähnliche Weiſe erhält das ſüdliche Afrika vom Hochlande aus ſeine charakteriſtiſche Geſtalt. Rund umher lehnt ſich ein terraſſenförmiges Küſtenland an, und nur in NO. und NW. nehmen wir auslaufende Glieder wahr, deren Hauptrichtung in den Bergzügen von Habeſch, Darfur und Bornu nach N., im Mandingolande nach W. und NW. ſtreicht. Ringsum iſt der Saum dieſes Hochlandes meiſtentheils mit Sandflächen, von denen viele fruchtbar und bevölkert, andere auch wahre Sandwüſten ſind, umgeben. Nur an verhältnißmäßig wenigen Stellen wird der Rand dieſes Gebirgsganzen von ſtrömenden Waſſern durchbrochen. Ja es ſcheint, daß an dem Nordabhange der innerſten Höhe allein der Nil und der Niger ernährt werden, und daß die andern Ströme nur in den Gebirgsketten des Randes oder auf den Seitenſtufen ihren Urſprung haben. Und indem nicht einmal jene beiden größten Ströme Afrikas einem der aſiatiſchen Hauptſtröme an Größe zu vergleichen ſind, ſo zeigt ſich, wie wenig durch die Natur ſelbſt das Innere Hochafrikas aufgeſchloſſen und zugänglich gemacht worden iſt. —

*) A. v. Humboldt: Anſichten der Natur. Artikel „Steppen und Wüſten.“

Asien ist in seinem Innern nicht so räumlich gleichartig wie Afrika in zwei Hälften getheilt, sondern zeichnet sich vielmehr durch ein vorherrschendes Hochland mit zwei verschiedenen Terrassen, von einer höheren und einer niederen Art aus; es liegt nicht an dem einen Ende, sondern in der Mitte des Erdtheils, und senkt sich auf die mannichfaltigste Weise nach allen vier Weltgegenden zu seinen gleich weiten Flachländern hinab, die aber ringsum in gleichweiten, vielartig gestalteten Formen die erhabene Mitte umlagern. In diesen Flachländern liegen wieder einzelne Gruppen kleiner Hochländer, — deren Afrika nur ein Einziges aufzuweisen hat — in verschiedenen Richtungen umher. Aus diesen Combinationen vielfacher Verhältnisse entwickelt sich eine eben so große Mannichfaltigkeit der Erscheinungen, wie jene in Afrika eine überwiegende Einförmigkeit bedingen.

Es ist kein Theil der Erde, in welchem die Hauptverhältnisse des Ganzen in solcher Großartigkeit wiederkehren, wie hier im Orient der alten Welt. — Wie die horizontale Ausdehnung Asiens eine große Anzahl von Halbinseln zeigt, so ergänzen und bedingen die verticalen Dimensionen jene ersteren hundertfältig, indem von ihrer Vertheilung die klimatischen Zonen und das Leben der Organismen abhängig sind. — Die Massenerhebung Asiens nimmt etwa zwei Fünftheile des Erdtheils ein, eine Fläche von 340000 □M., in größter Länge 1200, in größter Breite 4—500 Meilen enthaltend. Dieses colossale Hochland zerfällt aber in die beiden, schon erwähnten verschiedenartigen Hochländer: in »das östliche Hochasien,«

mit dem Plateausyſtem von Tübet, der hohen Mongolei, Schamo und Gobi, 8—10000 Fuß hoch; und in »das weſtliche Hochaſien,« mit dem Plateausyſtem von Iran, 4000 Fuß hoch; oder in »das mittlere Hochland Vorderaſiens;« und: »das vorherrſchend rauhere Hinteraſiens.« Beide hangen zwar ununterbrochen durch eine gemeinſchaftliche Fortſetzung zuſammen, und bilden nur eine Geſammterhebung der Erdrinde; aber ſie verengen ſich grade bei ihrer gegenſeitigen Berührung, und ſind wieder ſehr charakteriſtiſch von einander getrennt durch die eigenthümliche Zuſammenſchnürung ihrer zu einem mächtigen Gebirgsknoten hoch empor gerichteten Maſſen. An ihren Enden läuft dies vereinigte Hochland in verſchiedene, geſonderte Gebirgszweige aus, die mehr oder weniger noch zu ſeinem Stamme gehören. Es iſt daher auch dieſes Hochland Aſiens nicht ein einförmig geſchloſſener, ſondern nach Oberflächen und Extremitäten vielfach gegliederter, großer Naturtypus, und dadurch um eine volle Stufe telluriſcher Entwicklung höher als Afrika geſtellt. — Dieſe Stellung gab dann weiter auch die Veranlaſſung zur Entwicklung der zahlreichſten, weitziehenden, reichverzweigten Waſſerſyſteme im coloſſalſten Maaßſtabe. Die Eigenthümlichkeit der fließenden Gewäſſer Aſiens beſteht einerſeits in der großen Zahl vom Meere abgeſchloſſener Becken, und anderſeits in den Doppelſyſtemen der Zwillingsſtröme, die nahe beiſammen auf demſelben Hochlande entſpringend, bald einen entgegengeſetzten Lauf nehmen, ſich alsdann wieder nähern, und entweder nach der nämlichen Mündung zuſammenlaufen, oder ſich in geringer Entfernung von einander

ins Meer ergießen. Es entstehn in Asien sechs verschiedene Länderſysteme, deren jedes mit seinen Bewohnern eine Welt für sich bildet. Das östliche Asien ist von dem westlichen zwischen 88—90° L. geschieden. Die Figur der östlichen Massenerhebung gegen das Tiefland hat ungefähr die Gestalt eines verschobenen Rechtecks; die des westlichen ist ein irreguläres Viereck, welches aber von jenem östlichen nur ein Drittheil des Areals einnimmt, und größtentheils mit Plateauflächen erfüllt ist. Das die entgegenstehenden Ecken verbindende Mittelglied, das Indische Hochgebirge, oder Hindu-Kuh, bildet nicht bloß eine einfache Kette, sondern ein System von Gebirgsketten der größten Erhebung, ein wahres Alpengebirgsland, welches selbst noch fast unüberstiegen und nicht unterjocht von außen, in seiner ursprünglichen Selbstständigkeit als die hierdurch merkwürdigste Gebirgskette des Erdtheils dasteht. Hierzu kommt im Bau des Ganzen ein merkwürdiger Parallelismus, welcher am unverkennbarsten am Südrande in der diagonalen Normaldirection zwischen den Meridianen und Parallelkreisen sowohl des östlichen als des westlichen Hochasiens in der ganzen Längenerstreckung desselben ist. — Diese Vertheilung der Dimensionen brachte die klimatische Einheit Asiens hervor, ohne welche es nicht die Rolle in der Erd- und Menschengeschichte gespielt haben würde, welche es von Anfang an übernommen hat. Asien steht — mit seiner westlichen natürlichen Fortsetzung, mit Europa vereint — im höchsten Gegensatze gegen Amerika, da es sich mit seinen westlichen und östlichen Spitzen vollkommen um die

eine Halbkugel hinlagert, seine Breitenlagerung von S. nach W. dagegen viel untergeordneterer Art ist, indem sie in Asien nicht ein Viertheil, in Europa nicht ein Sechstheil des Erdumfangs beträgt, indeß die Längenausdehnung von O. nach W. die Hälfte ist. Asien erhielt bei seiner größten Mannichfaltigkeit der Erdgestaltung doch zugleich einen sehr großen klimatischen Zusammenhang, welcher mit seinem Länderzusammenhange nach Innen zusammen fällt. Asiens Völkerschaften sind nie einer so großen, doppelten klimatischen Sonderung und Zerstreuung unterworfen gewesen, wie die Amerikas, von den Peschehräs und Patangonen des Südens, bis zu den Grönländern und Eskimos des Nordens hinauf; aber auch nie so großer Beschränkung und für die Entwicklung noch wohl hemmenderen Einerleiheit, wie die des Afrikanischen Erdtheils, der kaum über die heiße Gluthzone, und nirgends über die subtropische hinaus ragt. Die größere Mannichfaltigkeit der Länderräume Asiens, mit der größeren klimatischen Einheit verbunden, hat die größere innere Einheit und harmonische Entfaltung seiner Völkerschaften, bei unendlicher Vielartigkeit ihrer Naturen, bedingt. — Schon die Mannichfaltigkeit der Pflanzen- und Thierwelt deutet hierauf hin. Keine Landfeste bietet im Pflanzenwuchse ähnliche Gegensätze dar, und diese bestehn nicht bloß zwischen Norden und Süden, zwischen Sibirien und Indien, sondern auch zwischen Osten und Westen, zwischen Indochina und Arabien, zwischen China und Persien, der Mandschurei und Tartarei. Der Unterschied in

der Pflanzenwelt zwischen den beiden Asien ist eben so stark, als der geographische Längenunterschied. Die Pflanzenwelt des westlichen Asiens ist afrikanisch in SW.; europäisch in NW.; die Pflanzen des südlichen Europas beginnen am Ostrande Irans, und bedecken Iran, Soristan und Natolien. — Die Unterschiede in der Thierwelt, obgleich weniger stark hervortretend, sind eben so zahlreich. — Ähnlich könnte man die Völker Asiens nach den schon erwähnten sechs Tiefländern des Erdtheils eintheilen. Jedes große Volk entwickelt sich hier innerhalb seines Vaterlandes, aus dem es nicht heraus treten kann, da unübersteigbare Gebirgsketten es von allen Seiten einschließen. Daher die große Wichtigkeit der Straßen, die in kleiner Anzahl vorhanden, seit den ältesten Zeiten dieselben geblieben sind, und die Karawanen und die Eroberer nöthigen, immer den gleichen Weg zu verfolgen. — Die Unbeweglichkeit ist ein Grundzug im Charakter aller asiatischen Völker, und nur auf kurze Zeit sehen wir wohl das eine oder andere Volk diesen Charakterzug verläugnen. —

Europa nannten wir »einen westlichen Fortsatz Asiens,« und waren hierzu zunächst durch die Gestaltung der Flächenräume, welche beide Erdtheile einnehmen, berechtigt. Aber noch mehr wie die Gestaltung gilt dieses: »daß wir in Europa eine Entwicklung der asiatischen Verhältnisse erkennen.« Diesen Entwicklungsgang gleichsam anzudeuten, erhebt sich die Sonne über der Grundlinie des großen Länderdreiecks, und wandert fort nach der Spitze desselben: das erweckte Leben in dieser höchsten Höhe

zu concentriren. Die Gliederung des Erdtheils wächst in demselben Verhältnisse, wie sich die Räume von dem breiten Zusammenhange mit Asien entfernen. Seine Natur, mannichfaltig in ihrer Einheit, ist eben so weit entfernt von der Armuth und Einförmigkeit Afrikas, als von dem Reichthume, der Masse und großen Verschiedenheit Asiens; die gleiche Vollendung aller seiner Theile gibt dem Ganzen den Charakter der vollkommensten Übereinstimmung, und das gehörig eingeschränkte Land verleiht dem Menschen die Kraft: sich über dasselbe zu erheben, und zur höchsten Stufe der Gesittung zu gelangen. Während die übrigen Erdtheile von dem unermeßlichen Oceane umgeben sind, welcher die Ufervölker zurückschreckt, wird Europa nur von schmalen Meeren bespült, welche groß genug um Muth zu erwecken, doch nicht zu groß sind: um ihn niederzuschlagen; und die in der gemäßigten Zone gegebene Hauptausdehnung erscheint, wie überall, so auch hier, als die günstigste für die Entwicklung der Menschheit. Das durch seine Zuträglichkeit ausgezeichnete Klima vereint auf seltsame Weise das des Landes und des Meeres, indem dieses die Kälte der nördlichen und die Hitze der südlichen Winde mäßigt. — Nur noch einmal wiederholt Europa im verjüngten Maaßstabe die in den beiden betrachteten Erdtheilen charakteristisch vorherrschende Form des Hochlandes: in der Pyrenäischen Halbinsel; — in der Mitte zeigt sich diese undurchbrochene, unzugängliche Bildung nicht. Hier ist die gewaltige Masse der continuirlichen Hochflächen gänzlich verschwunden; statt der horizontalen herrscht eine verticale Direction, mit dem größten Reich-

thume von, gegen den Himmel aufgeschossenen Seitenflächen und Gehängen, von. Die Charakterform des mittlern Europas ist die des Alpengebirgslandes. Mit der größten Annäherung zum Äther, mit der größten Mannichfaltigkeit der Erscheinungen aller Art, auf dem kleinsten Raume, nach allen Seiten von strömenden Wassern und Thälern durchbrochen und aufgeschlossen, vereinigt sie die größte Zugänglichkeit und Verbindung für den Süd- und Nordabfall, wie keine andre Hauptform der übrigen Erdtheile. Auf allen Seiten fällt sie in die Flachländer ab, die wieder durch Mittelmeere von andern, in den mannichfaltigsten Gruppen gegenüber liegenden, minder hohen Berg- und Hochländern der kleinsten Art getrennt sind. Die äußersten Enden, in geringer Entfernung von einander, zeigen uns keine Gegensätze, sondern bloß einfache Verschiedenheiten, und selbst diese sind nicht so groß, als man gewöhnlich glaubt; das Getreide gedeiht in Sicilien und Norwegen; ewiger Schnee bedeckt die Gebirge Lapplands und Andalusiens; die Thiere der Landfeste zeigen dieselben Eigenschaften, und dieselbe Menschenrasse ist fast über die ganze Oberfläche verbreitet. Alles ist beschränkter, weniger großartig, weniger erhaben als in Asien; aber Alles ist auch einförmiger, näher bei einander, weniger abgesondert, lebendiger und zur Entwicklung der Menschheit geeigneter. Die Ströme, welche unter einander sehr verschieden sind, haben doch wieder durch ihr schiffbares Bett, und ihre große Verzweigung Ähnlichkeit mit einander, und fehlen keinem größeren Ländergebiete des Erdtheils. Die Wasserscheide zwischen

ihnen geht vom Ural bis zum Vorgebirge von Gibraltar, macht die hydrographische Eintheilung und trennt die nach der alten Welt gekehrten Länder von den nach der neuen Welt hinschauenden.

Europa zerfällt in zwei Hauptmassen, in den Stamm und die Glieder; ersterer wieder in Nieder-, und Hoch-Europa, letztere: in südliche und nördliche Halbinseln. — Nieder-Europa ist eine einförmige, gut bewässerte Ebene, welche durch ihre geographische Lage, ihre natürliche Beschaffenheit, ihre Völker und ihre Geschichte den Übergang von Asien zu Europa macht. Hoch-Europa ist ein fast ganz durch das Alpensystem bedingtes Gebirgsland; die südlichen, am Mittelmeere, gelegenen Halbinseln sind den Einflüssen der beiden gegenübergestellten Erdtheile ausgesetzt, und dazu bestimmt: die von außen kommenden Elemente für den eigenen Erdtheil zu verarbeiten und zu entwickeln. — Von den nördlichen Gliedern ward wenigstens den vorliegenden Westländern die Bestimmung: ihre vom Festlande erhaltenen Gaben in die Ferne hinüber zu tragen. —

Amerika zeichnet sich vor den Ländern der alten Welt durch seine Gleichförmigkeit aus. Während in dieser Afrika als der Süden, Asien als der Osten, und Europa als der Westen erschien, haben Süd- und Nord-Amerika die gleiche natürliche Beschaffenheit; ein Orient und Occident ist nicht vorhanden. Zwar lassen sich nach den Forschungen A. v. Humboldts *), welche wir unseren

*) A. v. Humboldt: Voyage aux regions equinox. de nouv. Continent. T. VI.

ferneren Angaben über Amerika vorzugsweise zu Grunde legen werden, unter den Gebirgen des Festlands von Amerika wenigstens fünf von einander durch zwischenliegende Ebenen geschiedene Hauptmassen hervorheben, welche durch einen eigenthümlichen Charakter ihrer Oberflächenbeschaffenheit und inneren Zusammensetzung von einander abweichen; — aber dennoch nehmen die Cordilleras de los Andes den ersten Rang unter ihnen ein; denn das Gebirge, welchem in seiner ganzen Länge dieser Name gegeben wird, erstreckt sich fast ununterbrochen von der südlichen Spitze Amerikas bis zum nördlichen Eismeere hin, und hat also eine Längenausdehnung von 125 Breitengraden. — Die Anzahl der Hauptströme des Landes ist gering, die Größe derselben aber so bedeutend, daß nur einige der asiatischen einen Vergleich mit ihnen aushalten; und in seltsamer Übereinstimmung wählt fast jeder Strom Amerikas einen möglichst weiten Weg von seinen Quellen bis zur Mündung in den Ocean. — Die klimatischen Verhältnisse sind ebenfalls einförmig. Dadurch, daß die Bodenhöhe des Landes mit der Annäherung zum Äquator zunimmt, verliert dasselbe in dessen Nähe die Gluth der heißen Zone, und es verschmelzen sich die verschiedenen Klimate zu einem, sich im Allgemeinen überall gleichen, welches etwa um 10 Breitengrade kälter ist, wie das der alten Welt. Die Ursache dieser Verschiedenheit findet sich leicht in der oceanischen Natur der Landfeste, in ihrer geringen Breite und der Nähe der beiden, einander gegenüberliegenden Meere; in der Unermeßlichkeit ihrer Ströme und der *Dichtigkeit* der Wälder, in den sandlosen Wüsten und der

Stellung der Gebirge. Denn da kein dem Äquator paralleles Gebirge, — wie in Aſien das Himalaya-Gebirge — den Luftſtrömungen zwiſchen den Polen und dem Äquator einen Damm entgegen ſtellt, ſo gleichen ſich die Extreme von Wärme und Kälte bald zu einer mittleren Temperatur aus. Der durch die Axendrehung der Erde in der Nähe des Äquators ſtets herrſchende Oſtwind bringt — durch Küſtengebirge wenig gehindert — bis an die Kette der Anden vor, wo er in den verſchiedenen Halbkugeln nördlich und ſüdlich abgelenkt wird. Indem aber das Land in derſelben Richtung anſteigt, ſo muß in der vom Meere mit Feuchtigkeit geſättigten Luft ein dauernder Niederſchlag ſtatt finden, welcher das gemäßigte Klima zugleich zu einem feuchten macht, und dadurch der Pflanzenwelt ſeltſames Gedeihen gibt. »Wenn ein Reiſender — erzählt A. v. Humboldt *) — der kürzlich Europa verlaſſen hat, zum erſtenmal die Wälder des ſüdlichen Amerika's betritt, ſo zeigt ſich ihm die Natur in einer überraſchenden Geſtaltung. Er fühlt es bei jedem Schritte: daß er ſich nicht an den Gränzen, ſondern im Mittelpunkte des heißen Erdſtrichs befindet; nicht auf einem Antillen-Eilande, ſondern auf einem ausgedehnten Feſtlande, wo Alles rieſenhaft erſcheint, die Berge, die Flüſſe und der Pflanzenwuchs. Wenn er für ländliche Schönheiten empfänglich iſt, ſo hat er Mühe, die ſich ihm aufdrängenden Gefühle zu verdeutlichen. Er weiß nicht, was ihn mehr

*) Reiſe in die Aequinoctialgegenden. Stuttg. und Tüb. 1818. B. II. S. 51.

anzieht, und seine Verwunderung am meisten rege macht, ob die stille Ruhe der Einsamkeit, oder die Schönheit der einzelnen, von einander abstechenden Formen, oder jene Kraft und Frische des vegetabilischen Lebens, wodurch sich das Klima der Tropenländer auszeichnet. Man möchte gern sagen: »der mit Pflanzen überladene Boden liefert nicht Raum genug für ihre Entwicklung. Überall sind die Baumstämme von einem dichten, grünen Teppich umhüllt, und durch die seltsamen Gruppirungen erweitern die Wälder, wie die Flanken der Berge und Felsen, das Gebiet der organischen Natur.« — Diese Kraft und dieser Reichthum des Pflanzenreichs zeigen sich fast in allen Landestheilen, und vermehren so die Gleichförmigkeit derselben. Urwälder mit riesenhaften Bäumen bedecken unermeßliche Landstriche; die verschiedenartigsten, größtentheils Amerika eigenthümlichen Pflanzen folgen von den beiden Polen zum Äquator, und von den Ebenen zu den Gipfeln der Cordilleren auf einander; selbst die scheinbar dürresten Wüsten bekleiden sich zu der Regenzeit mit dem üppigsten Pflanzenwuchse. — Aber nicht für die Thierwelt taugt ein solches Klima; und wenn auch die Zahl der in Amerika vorhandenen Geschlechter nicht unbedeutend ist, so sind sie doch fast alle nur in einem weit kleineren Maaßstabe wie in den Ländern der alten Welt vorhanden, und zeichnen sich durch Gleichförmigkeit in ihrer Schwäche aus. Die Wildheit, welche z. B. der afrikanische Löwe und Tiger aus dem Feuer ihres brennenden Klimas schöpfen, ist in den Gattungen, welche dieselben in Amerika ersetzen, erloschen; der Tapir erinnert nur von fern an den Elephan-

ten Asiens, das Llama ist in Amerika kein »Schiff der Wüste,« und der amerikanische Casuar bleibt nur ein schwaches Nachbild des flüchtigen Straußes. Kein Laut eines melodischen Gesanges ertönt im weiten Lande, überall herrscht dumpfe Stille, als wenn alle Freudigkeit des Daseins verschwunden wäre; — nur ein einziger, mit vielstöniger Kehle begabter Singvogel wird in diesen üppigen Lagerplätzen der Pflanzenwelt gefunden, nämlich der eines eigenthümlichen Liedes entbehrende, aber alle vernommenen Töne nachahmende Spottvogel, (Turdus polyglottus) *).

Australien könnten wir endlich als den vollendetsten Gegensatz Afrikas betrachten, indem dieses das Meer durch seine Abrundung gleichsam auszuschließen strebt, jenes aber, in unendlich viele, einzelne Theile zersplittert im Meere daliegt, denen nur noch Neuholland durch seine größere Masse einen festen Mittelpunkt gibt. Zwar scheint die Menge von Inseln, deren jede ein für sich bestehendes Ganzes bildet, auf den ersten Blick eine unendliche Mannichfaltigkeit hervor zu rufen; aber das Meer verwischt die Eigenthümlichkeiten, und macht Australien durch sein Vorhandensein noch einförmiger, wie es Afrika durch sein Fehlen ist. Die Grundform der Landfeste ist die Tiefebene, die der Inseln das Gebirgsland; Übergänge zwischen beiden fehlen. Dennoch erfreun sich aber die meisten Theile der Länder, trotz ihrer Lage zwischen den Wendekreisen, eines

*) Dr. Julius: Nordamerikas sittliche Zustände. Leipzig 1839. B. I. S. 430.

angenehmen Klimas, — wenn man das unbekannte Innere des Festlandes ausnimmt, dessen glühende Winde auf die Dürre afrikanischer Wüsten deuten. Die geringe Breite und Ausdehnung der Inseln verschafft ihnen eine dem Meere ähnliche Temperatur, und selbst unter dem Äquator einen beständigen Frühling; jedoch macht die Beständigkeit desselben das Klima auch wieder einförmig. — Die Bodenbeschaffenheit der das Festland umlagernden Inseln ist sehr verschiedenartig, indem dieselben theils vulkanischen, theils organischen Ursprungs sind. Einen Theil der den stillen Ocean umschließenden Inselkette bildend, zeigt die erste Inselreihe nur einen aus Urgebirgen bestehenden Boden. Länglich, schmal und hoch reihen sie sich in einer krummen, mit den Ost-Küsten des Festlandes und den Küsten Indo-Chinas gleichlaufenden Linie an einander; sie zerfallen in östliche, welche auf einer einzigen Linie von Neu-Seeland bis Neu-Guinea liegen, und westliche, welche den großen indischen Archipel bilden. Basaltische Inseln, welche zwar auch vulkanisch sind, aber weder Urgebirgsbildung noch Kettenform haben, umlagern in einzelnen Gruppen den Central-Vulkan. Zerstreut zwischen allen zeigen sich die niedrigen Inseln, welche Korallenthieren ihr Dasein verdanken, und da, wo sie noch nicht die Höhe des Meeresspiegels erreicht haben, die Schifffahrt sehr gefährlich machen. Abgeschnitten von diesen Gruppen breitet sich im hohen NO. der Sandwichs-Archipel, gleichsam als das entfernteste Außenwerk Australiens, aus. — —

Die Bewohner der Erde in ihren allgemeinsten Verschiedenheiten ziehen jetzt unsere Blicke auf sich, und wir fragen: »in wiefern entspricht der Physiognomie der größeren Ländergruppen diejenige der inwohnenden Völker? — Nach cosmischen Verhältnissen zerfallen die Regionen der Erde in die der verschiedenen Zonen; — nach tellurischen theilen wir das Festland am zweckmäßigsten in die fünf schon genannten Erdtheile ein; und haben beiderlei Eintheilungen genauer zu betrachten, ehe wir die einzelnen Länder mit ihren Völkern ins Auge fassen dürfen.

Die Zonen erscheinen in ihren Extremen in der heißen und in der kalten Zone; vermittelnd tritt zwischen beide die gemäßigte.

Den Regionen der heißen Zone wird ein fast stets gleicher Wechsel von Tag und Nacht zu Theil. Von O. nach W. dahin wandelnd, erscheint die Sonne zweimal im Jahre senkrecht über den Häuptern, von dieser steilen Bahn nie weit abweichend; und nach dem zwölfstündigen Tage folgt die eben so lange, kalte Nacht. Kein Wechsel der Jahreszeiten findet statt, — nur daß die Sonne, da wo sie am höchsten steht, ihr Antlitz für einige Zeit in Regenwolken hüllt.

Die kalte Zone bietet eine ähnliche Erscheinung der Einförmigkeit dar, indem sich jener einmalige tägliche Wechsel in einen einmaligen jährlichen verwandelt. Eine lange, eisige Nacht lagert über dem Pole und macht das Leben erstarren. Nur einmal erscheint die Sonne, um aus der Todeserstarrung das Leben zu erwecken. Selten

hell nie blickt unter dem Leichentuche des ewigen Schnees und Eises die Farbe der Hoffnung, das grüne Kleid der Pflanzenwelt hervor. Kaum daß die Thierwelt einen dunkleren Schatten in die Schöpfung wirft, — denn auch sie kleidet sich in die Farbe ihres Landes, das schneeige Weiß.

Diesen Charakterzügen entsprechend, zeigt der Bewohner ein ähnliches Bild. — In der heißen Zone kocht, von der Sonnengluth entflammt, das Blut wild auf, aber wie die Nacht mit dem Tage, wechselt Abspannung mit Überspannung. Wo sich Menschen zu größeren Gesellschaften verbinden, herrscht entweder die zügellosesste Freiheit oder die schrecklichste Despatie. — In der kalten Zone flüchtet das Leben von der Erde, und nur am und im Wasser findet der Mensch Geschöpfe, sein elendes Dasein zu fristen. Die thranige Speise nährt seinen Körper, und macht ihn dadurch, daß sie ihn den Leibern der Seethiere ähnlicher bildet, fähig: den Fluch zu ertragen, den die Hand der Natur auf ihn gelegt hat. Klein von Körper und zusammen gezogen von Kälte findet er in Schneehöhlen seine Wohnung, welche er durch den heißen Athem und eine starke, gewaltig riechende, nur ihm erträgliche Ausdünstung erwärmt; und wenn sich seine Phantasie je zu dem Gedanken an ein besseres Dasein erhebt, so sind es doch nur die traurigen Bilder — freilich die schönsten welche er kennt — von Seehunden und thranigen Fischen, mit welchen er seinen geträumten Himmel auszuschmücken weiß; und für das, was er hier entbehren muß, hofft er jenseit des Grabes in einem Lande, wo eine bessere Ren-

thierjagd ist, Ersatz zu finden *). Wie sich aber in diesem Norden der Mensch immer nur für einen Gast der Natur und für einen Wanderer hält, dessen Ziel jenseits derselben liegt, so fühlt sich dagegen in den heißeren Erdstrichen der Mensch ganz zu Hause, und neigt daher mehr dazu: das gedachte Leben nach dem Tode nicht als schroffen Gegensatz, sondern etwa als schönere Fortsetzung oder auch an Genuß ärmer dem diesseitigen gegenüber zu stellen. Hier erschlafft der Mensch fast bis zur Trägheit, dort erstarrt er gleichsam vor Unthätigkeit, und lernt eine Natur nicht lieben: von deren Genusse er sich hier nie losreißen kann, da sie ihn wie mit einem Zaubernetze umfangen hält. »Nach den Polarkreisen hin und um dieselben besteht die Natur« — um mit Kriegk in griechischer Anschauungsweise zu reden **) — »aus vier im ewigen Kreislaufe einander ablösenden Genien, oder aus einer einzigen, mit unveränderlicher Ordnung waltenden höchsten Vernunft; in und nahe den Tropen dagegen aus einem einzigen, Alles durchdringenden und stets belebend anregenden, göttlichen Wesen; oder mit anderen Worten: dort gedeihen der Poly- und Monotheismus; hier aber, in den an Formen und Farben reichen Gebieten der Äquatorialzone, wuchert die üppige Pflanze des Pantheismus.«

Die gemäßigte Zone zeigt uns dagegen ein an-

*) Gregori: Beschreibung der Völker des russischen Reichs. S. 585.

**) Kriegk: Schriften zur allgemeinen Erdkunde. S. 348.

veres Bild. Es fehlen die Gegenſätze der glühenden Sonne und des erſtarrenden Eiſes, es fehlt der ewig gleiche Wechſel zwiſchen Licht und Dunkel. In der Mitte zwiſchen heiße und kalte Zone geſtellt, theilt ſie ſich in die Güter beider, ohne zugleich die Übel mitzunehmen. Die Natur drückt den Menſchen nicht nieder, aber regt ihn durch das Bild der Mannichfaltigkeit, welches ſie ihm vor die Augen ſtellt, zu regerer Thätigkeit des Geiſtes und des Körpers auf. Die Dauer des Tages und der Nacht verändert ſich im Laufe des Jahres ſogar um die Länge eines Tages; die Temperatur wechſelt zwiſchen der Wärme, in welcher die Palme gedeiht, und der Kälte, welche die Seen mit Eis bedeckt. Während im heißen Süden die Formen, Farben, und Größen bei den Individuen der Thier- und Pflanzenwelt mannichfaltig ſind, iſt es in den mittleren Breiten der Wechſel ihrer Lebenserſcheinungen, der das Gemüth anſpricht. Man gedenke ferner der lauen Abende, der warmen Nächte und reinen, friſchen Morgen, der bald ſchwülen, bald warm heitern, bald regneriſchen, bald nebligen und kalten Täge, der Erquickungen der Natur und des Menſchen durch Gewitter, der kühlen Wälder, wogenden Saatfelder und lieblichen Wieſen, der Beſorgniſſe vor einem kommenden Regenwetter, der Freude: wenn die Sonne durch die Wolken ſcheint, des Winters, der Jung und Alt in traute Kreiſe vereint, wenn es draußen regnet und ſchneit und ſtürmt, des wonnigen Gefühles, wenn nach langer Näſſe und Kälte der Boden aufthaut, der lauere Wind weht, die Wieſe ſich wieder mit Grün kleidet, der Wald ſeine Sproſſen treibt, Blu-

nen der Erde entkeimen, Blüthenpracht die Bäume und Sträucher bedeckt und das ſchattige Grün von dem Frühlingsgeſange der Vögel ertönt; — ſo wird man ermeſſen können: weßhalb grade dieſer ewige Wechſel die Seele erquickt und labt, und zu tieferem Denken treibt. Darum iſt es auch dieſer Gürtel der Erde, in welchem der Menſch erſt zum rechten Menſchen wird, und ſich dem geiſtigen Ziele nähert, welches ihm als das letzte und höchſte vorſchwebt. —

Dieſe Andeutungen zur Charakteriſtik der Zonen könnten jedoch nur dann allgemeine Gültigkeit haben, wenn das einzig Unterſcheidende und Beſtimmende in ihnen die Stellung zur Sonne wäre; wenn es keine verſchiedene Gegenſätze von Land und Meer, von Höhe und Tiefe, und von allem, was ſonſt noch auf die Naturbeſchaffenheit beſtimmend einwirkt, in ihnen gäbe. Wir betrachten deßhalb jetzt:

Die Bewohner der Erde nach den verſchiedenen Erdtheilen. Der einförmige und öde Charakter Afrikas ſpiegelt ſich in dem ſeines eigentlichen oder Ur-Bewohners, des Negers, wieder. Wie das Land in der abgeſchloſſenen Figur eines Kreiſes daliegt, ſo umſchließen auch enge Kreiſe das Geiſtes-Leben des Negers, und der Körper deſſelben, in allen Theilen einförmig abgerundet, deutet an: daß ihm, — wie auch dem Lande, — jede höhere Entwicklung und Gliederung noch fehle. Man gedenke: »der kugeligen Stirn, der vorwärts gerichteten Wangenknochen, der dicken, mit den Kinnbacken vorſtehenden Naſe, des nach vorn verlängerten

Kinnladenrandes, der ſchief vorſtehenden Oberzähne, des zurückſtehenden Kinns,« — und halte etwa den Kaukaſier daneben: »mit ſeiner ſteilen, hohen, vorragenden Stirn, der ſchön ausgebildeten, vorragenden Naſe, den tief liegenden Augen, den ſenkrecht oder nach innen gebogenen Zähnen,« — ſo wird man bald zugeſtehen müſſen, daß beide Schädel ungefähr in demſelben Verhältniſſe zu einander ſtehen, wie die rund abgewölbten Flächen Afrikas zu den Steilklüften des Kaukaſus. Wie ferner dem Lande des Negers die üppige Pflanzenwelt anderer Erdtheile fehlt, wie meiſt nur dürres Geſtrüpp auf dem öden Boden wuchert, ſo fehlt dem Kinne des Negers der Bart, der den Stolz des Kaukaſiers bildet, und auf ſeinem Haupte wuchert nur ein verworrenes Geſtrüpp von Wollhaar. Wie das Land offen daliegt und keine Gebirgsdämme das Waſſer aufſtauen, damit eine neue Schöpfung aus ihm entſprießen könne, ſo finden ſich auch im Skelette des Negers diejenigen Knochen und Muskeln, deren Aufgabe es iſt, die Keime der kommenden Geſchlechter zu beſchützen, ſo flach und ſo weit, daß ſich ſelten das neu erweckte Leben bis zu ſeiner Reife entwickeln kann *). — Was ferner in andern Ländern nur Färbung erhielt, verlöſchte hier in der Farbe der ausgebrannten Kohle: die Haut ward ſchwarz.

Aber auch im Gemüthe des Negers zeigt ſich die Wirkung von Afrikas Boden und Sonne. Dieſe geſtattet ihm in ihrer ſteilen Höhe keinen Aufblick nach oben

*) Bory de Saint Vincent: L'Homme. Cap. XII. Homo Aethiopicus.

hin, und so erspäht der Neger mit dem Geistesauge auch keinen Himmel über sich, der üppigste Pantheismus ist ihm Religion, und über den gegenwärtigen Augenblick hinaus reicht sein Gedanke nicht, denn auch die Ahndung einer glücklichen irdischen Zukunft liegt ihm eben so fern wie dem Lande selbst, dem kein Hoffnungsstern winkt: dasselbe aus seiner Verlassenheit und Öde zu erlösen. — Der eine Tag gleicht dem andern; Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind nur ein großes Einerlei; kein Wechsel und keine Veränderung bewegt weder das Land, noch das Gemüth dessen, der es bewohnt; kein Gedächtniß und keine Furcht oder Hoffnung lebt im Herzen; allein dem sinnlichen Genusse ist das Leben zugewandt, und fast finden nur zwei entgegengesetzte Stimmungen des Gemüthes bei ihm statt: entweder auflodernde, wilde, üppige, vernichtende Gluth, in der sich alle Muskeln des Gesichts und Körpers thierisch zugleich bewegen, — oder kleimüthiges Verzagen und hündisches Gehorchen, wobei der ganze Körper schlaff zusammen fällt; und beide Übergänge von einem dieser Seelenzustände in den andern sind fast eben so rasch, wie die Übergänge von Tag zu Nacht, und von Nacht zu Tag in diesem Lande. — Gefühllos für den Schritt der Zeit, keine Stelle dem gnädigen oder zürnenden Elemente darbietend, liegt das Land da; und in dem Herzen seiner Bewohner gibt es keinen Ort, wo Wohl oder Wehe anschlagen könnte. Der Neger steht da: eines verlassenen Landes verlassener Sohn; das schreckliche Abbild einer schrecklichen Wirklichkeit. —

Das östliche Hochasien ist das Heimathland des

Mongolen. Der Boden, auf dem dieſer lebt, iſt öde und leer. Das Waſſer fehlt meiſt, oder findet ſich nur in einzelnen Quellen; keine Vegetation faßte je in den mit Sand und Kies bedeckten Flächen Wurzel, und Nordoſtſtürme jagen nicht mit Regen-, nur mit Staubwolken drüber hin. Ungeheure Landſtrecken von einigen tauſend Meilen Weite, in denen bloß nacktes Geſtein plattenförmig zu Tage ſteht, geben dieſen Wüſten einen eigenen Charakter. Nur einige Regionen ſind Grasebenen, andere mit ſaftigen, immer grünen, gegliederten Kali-Pflanzen geſchmückt, — viele fernleuchtend von flechtenartig aufſprießendem Salze, das ungleich, wie friſch gefallener Schnee, den lettigen Boden bedeckt. — Ueber dieſe Steppen hin fliegt, den Sand- und Staubwolken vergleichbar, der Bewohner; da Verderben bringend, wo noch Leben keimte. Ein wilder Naturtrieb wohnt in ihm, deſſen Looſung »Verheerung und Vernichtung« heißt. Die natürliche Beſchaffenheit des Bodens, verbunden mit dem faſt gänzlichen Mangel an Waldungen und allen großen Holzarten, beſtimmt die Lebensart der hier wohnenden Völker. Sie konnten, ſo lange ſie in ihrem eigenen Lande blieben, nicht zu feſten Wohnſitzen und zum Ackerbau fortgehn, und die Geſchichte liefert davon kein Beiſpiel, ſo häufig auch die Fälle ſind, daß ſie in den von ihnen eroberten Ländern ihre nomadiſche Lebensart mit dieſer vertauſchten *). Nur wie der Sand auf feuchtem Boden läßt ſich auch wohl eine Nomadenhorde an einer Quelle

*) Heeren: Ideen u. ſ. w. Aſien. Einleitung. S. 56.

nieder, und verweilt dort, so lange das Wasser sie fesselt; aber bald beginnt wieder ihr dämonischer Flug. Die weiten Ebenen sind daher nicht mit Städten und Häusern, sondern mit Gezelten und Lägern bedeckt, die eben so rasch wieder verschwinden, wie sie vorher entstanden. Mit seinen krummen Beinen gleichsam auf das Pferd geschlossen, gleicht der Mongole dem Raubvogel, der kömmt und geht, noch ehe man ihn gesehn hat. Kaum daß eine chinesische Mauer oder ein ähnlicher Damm diese Völkerfluth abzudämmen vermag. Unheil und Verwüstung hat sie mehrmals über den Erdkreis gebracht. Hirtenvölker dieser Steppe haben die Welt erschüttert. Wenn in dem Laufe der Jahrhunderte frühe Geistescultur gleich dem erquickenden Sonnenlichte von O. nach W. gewandert ist, so haben späterhin in derselben Richtung Barbarei und sittliche Rohheit Europa nebelartig zu überziehn gedroht *). Ist aber auch dieser Völkerstrom wirklich aus seinen Ufern getreten, so dauert die Überschwemmung doch nicht lange; denn wie das Wasser in die Tiefe, so gehört der Mongole auf seine Höhen. Schon die welke, gelbe Farbe seines Leibes deutet an, daß er der todten, gelben Sandwüste angehöre. Hat er aber sein Land verlassen, und ist er in benachbarte Fruchtländer herabgewandert, so verschmilzt er bald in diesen zu einer neuen, wenn auch der früheren noch ähnlichen Gestalt, denn nur die Steppenländer konnten dem Mongolen den Charakter des Steppenbewohners geben und erhalten. —

*) v. Humboldt: Steppen und Wüsten. S. 9.

Die Bewohner Europas gehören der kaukasischen Rasse an, und die Erdstelle, welche hier den Namen gab, ist vor allen übrigen der Welt dadurch ausgezeichnet, daß sie nach allen Richtungen hin, sowohl mit Meeren, als auch mit Ländern in Verbindung steht. Wie durch bloße Landgränzen Isolirung, — man gedenke des Innern von Afrika —, und durch bloße Meeresbegränzung — man überschaue die Inseln Australiens —, Zersplitterung und Trennung hervorgebracht wird, so bringt Land- und Meeresbegränzung in ihrer Vereinigung die möglichst große Mannichfaltigkeit und Entwicklung hervor. Um das Großartige und Wunderbare der Erscheinung zu vollenden, findet zwischen den begränzenden Ländern und Meeren selbst wieder die größte Verschiedenheit statt, und jeder einzelne Theil steht für sich als ein neuer da. — Von den begränzenden Meeren erinnern wir zuerst an das Kaspische Meer, den größten Landsee der Erde, der (wunderbarer Weise) fast 100 Fuß unter dem Spiegel des Weltoceans liegend, als das Lebensprincip der anliegenden Länder dasteht. Vorzugsweise von der Wolga mit Wasser versorgt, erquickt das Meer nicht allein die anliegenden wüsten Steppen durch seinen Thau, welcher dem weiten Spiegel entsteigt, sondern verbindet sie, die fast verlassen wie eine afrikanische Wüste daliegen würden, zu einem von Völkergewühl belebten großen Ganzen. Südlich von ihm bricht der Persische Meerbusen in das Land ein, die Verbindung mit dem reichen indischen Meere und dem großen Ocean des Südens zu eröffnen. Mächtige Wasserbahnen, der Euphrat und Tigris, laufen in

denſelben ein, um auf dieſe Weiſe das tiefe Binnenland dem Oceane zu vermählen. Dem Perſiſchen Meerbuſen parallel trennt weiter im Weſten das Rothe Meer Aſien von Afrika, um durch dieſe Trennung die Wüſten dem Leben der Völker wieder zu geben. Einem großen Landſee ähnlich, ſtellt doch die Straße von Bab el Mandeb die Verbindung mit dem Oceane wieder her; und da keine Flüſſe von Norden her zugleich mit ihren Waſſern neues Leben herzu führen, ſo iſt es die von Süden her im Meerbuſen aufſteigende Fluth, welche die Schätze des Oceans mit ſich hinauf führt. Nördlich vom Rothen Meere treibt das Mittelmeer ſeine Wellen, die Küſten dreier Erdtheile verbindend, und zum Austauſch ihrer Körper- und Geiſteskräfte einladend. Dieſen Zauberkreis von Meeren vollendet zuletzt das Schwarze Meer, zwiſchen dem Kaſpiſchen und Mittelländiſchen gelegen, mit dem Norden und Weſten Europas durch gewaltige Waſſeradern verbunden. — So dürften wir vielleicht die Länder des Kaukaſus einem Herzen vergleichen, welches in ſeinen Kammern, von welchen in unendlicher Mannichfaltigkeit die Adern ausgehn und dahin zurückführen, das flüſſige Element des Lebens treibt. — Ähnliche Mannichfaltigkeit wie dieſe Meere, zeigen auch die den Kaukaſus umlagernden Länder. Der Sandboden am Kaſpiſchen Meere, der Sumpfboden am Schwarzen, die Bergebenen Armeniens, die Oaſenzüge Arabiens, das Weideland Meſopotamiens, und die unendliche Gliederung des weſtlich anſtoßenden Europas werden ſpäter unſerer genauern Betrachtung noch vorliegen, — es iſt uns die große Mannichfaltigkeit in der

Entwicklung der in Rede ſtehenden Erdſtelle ſchon aus dem Geſagten klar geworden, und wir vergleichen mit derſelben den Charakter des Bewohners, der uns »eine harmoniſche Entwicklung aller menſchlichen Kräfte« zeigen wird.

Die kaukaſiſche Raſſe iſt die ſchönſte hinſichtlich der körperlichen Verhältniſſe und der Geſichtszüge. Die Glieder ſind ſchlank und ſchön. Die Beine und Schenkel, die in allen nördlichen Ländern litten, oder affenartig verkürzt waren, verlängern ſich hier, und tragen — um mit Herders Worten zu reden, — »eine ſprießende Menſchenſchönheit.« Wenn der Geſichtswinkel des Mongolen nur etwa 76° erreicht, ſo hat der des Kaukaſiers eine Weite von 80° und mehr *). Der Scheitel iſt rund, es fehlen an ihm Erhöhungen und Ausweitungen, welche an die Schädelformen niederer Geſchöpfe erinnern; das Geſicht bildet ein edles Oval; die Stirn iſt offen, die Naſe weder oben eingedrückt, noch unten aufgeworfen, ſondern faſt ganz grade. Die Backenknochen ſind angenehm abgerundet, die Augenbraun ſchön gebogen. Beſonders bei den Tſchirkaſſierinnen iſt der ſchwarzſeidene Faden ihres Augenbrauns, ihr feuriges, ſchwarzes Auge, die platte Stirn, der kleine Mund, das gerundete Kinn, ſehr ausgezeichnet. Überhaupt ſtehen die Augen ſelbſt horizontal neben einander, und erinnern nicht an die der öſtlichen Nachbarn, welche mehr ſchräg zur Seite und in die Höhe geſchlitzt ſind; auch iſt ihnen eine bei andern

*) Camper: Kleinere Schriften. Bd. I. S. 5.

Stämmen nur ausnahmsweise vorkommende Mannichfaltigkeit in der Farbe, welche zwiſchen ſchwarz, braun und blau wechſelt, eigenthümlich. Die Augenlieder ſind dünn, mäßig lang, und mit ziemlich dicht ſtehenden Wimperhaaren beſetzt, die meiſt eine große Länge haben. Der Mund iſt mäßig weitgeſpalten, und die Lippen angenehm geröthet, aber nicht wie beim Neger — die vorherrſchende Sinnlichkeit anzudeuten, — aufgeworfen; wie denn überhaupt die der vegetativen Sphäre des Körpers angehörende Theile hinter denen der animalen zurückſtehn. Die Haare des Hauptes ſind lang, weich, nußbraun, einerſeits ins Blonde, andererſeits ins Schwarze übergehend. Die Farbe der Haut iſt weiß, ſo daß ſich die Bewegungen des Gemüths im Geſichte durch Erröthen und Erblaſſen leicht abſpiegeln; jedoch geht dieſe Farbe durch climatiſche Einflüſſe auch ins Braune über. — Aber das, was den Menſchen beſonders als ſolchen charakteriſirt: »der aufrechte Gang,« iſt beim Kaukaſier beſonders durch die grade Bildung der Beine, die ſtarken Schenkel und die hervorſpringenden Waden erſtrebt; — die Haltung des Körpers iſt die ſenkrechteſte und aufgerichtetſte.

Dieſer harmoniſchen Ausbildung des Körpers entſpricht die des Geiſtes. Noch nie iſt weder in der heißen noch in der kalten Zone ein geiſtig großer Mann aufgetreten, noch nie iſt es einem Neger eingefallen: freiwillig ſein Land zu verlaſſen, um Segen oder Verderben andern Ländern zu bringen; noch nie hat ein anderer Gedanke als der an Plünderung und Raub die Horden der Mongolen bewegt. Nur in der Seele der Kaukaſier entſprang der

Gedanke: daß sie für die Erreichung eines höheren Zieles, als des durch die Geburt unmittelbar vor die Augen gelegten, geschaffen sein. Sie allein erkannten sich als die Herren der Erde, durcheilten rastlos die Länder und Meere, verknüpften das körperlich getrennte durch ein geistiges Band, und versuchten es: »mit sich selbst auch die übrigen Völker der Erde einer höheren Vollendung näher zu bringen.« — Daß sie hierzu aber auch bestimmt und befähigt waren, beweiset zunächst die körperliche und geistige Herrschaft, welche die Kaukasier über die Erde ausüben. —

Die Bewohner Amerikas, dieses Festlandes, das nach A. v. Humboldts Ausdruck »noch merkwürdiger durch die Ausdehnung und Einförmigkeit seiner Ebenen, als durch die Riesenhöhe seiner Cordilleren« ist, spiegeln zunächst diesen allgemeinen Charakter der weiten Ausdehnung und allgemeinen Verflachung dadurch wieder: daß es nur ein Menschenstamm war, der Amerika von seinem Norden bis zum Süden hin bevölkerte; was bei der Erstreckung des Landes von N. nach S., also durch alle Zonen, die durch ihren Wechsel Trennungen hervorzubringen pflegen, fast räthselhaft erscheinen würde, wenn dieses Hinderniß nicht in etwa durch die Bodenerhebung in der Nähe des Äquators und durch Abkühlung der Luft vermittelst des vorhandenen Wasserreichthums beseitiget würde. Diesem Klima, welches überall die Mitte zwischen afrikanischer Gluth und nordischer Kälte hält, entspricht die Lohfarbe der Haut, welche in der Mitte zwischen schwarz und weiß steht. Das straffe, — als wäre es

eben aus dem Waſſer gezogen, — ſchlaff herabhängende Haar bezeichnet die Näſſe des Klimas, welche nur der Pflanzenwelt eigentlich gedeihlich iſt; und der Bart, das ſtolze Abzeichen des Kaukaſiers, fehlt oft ganz. Ein ſanfter Zug um den Mund, deutet zugleich die allgemeine Körperſchwäche und Schlaffheit der Ureinwohner Amerikas an, welche in vollkommener Harmonie mit der allgemeinen Schwäche der höher organiſirten Wirbelthiere ſteht; man kann ſie als ein allgemeines Unterſcheidungsmerkmal der Raſſe anſehn *). Der Körper wurde durch die zu ſtarken Anſtrengungen bei der Jagd nicht abgehärtet, durch keine Arbeit des Feldbaus geſtärkt; die Bewohner der weiten und naſſen Wälder waren mehr Raubthieren, als zur Arbeit beſtimmten Menſchen ähnlich. Sie waren der Arbeit nicht allein abgeneigt, ſondern für dieſelbe auch untüchtig. Auch der geringe Appetit und der ſehr ſchwache Geſchlechtstrieb deutet hierauf hin. Indem in der Schwäche des letztern das Weib diejenige Stütze verliert, die ihm ſonſt die Natur für den eigenen Mangel an Kraft im Sinne des Mannes wieder gegeben hat, verſinkt es zu einer elenden, ſchwachen Slavin, die nicht geeignet iſt, einem ſtarken Manne das Daſein zu ſchenken. —

Die Ureinwohner Auſtraliens, die Papuas, werden endlich vielleicht am kürzeſten und treffendſten durch die Bemerkung charakteriſirt: »daß ſie unter den Völkern der Erde dieſelbe niedrigſte Stufe der Entwicklung zeigen, welche ihr Heimathland unter den Ländern

*) Robertson: Hist. of Amerik. B. IV.

der Erde hat. Man würde dieſe Papuas auch mit dem Namen »Auſtralneger« bezeichnen können, denn es ſind Menſchen mit wolligem Haar, vorſpringenden Kinnladen, wulſtigen Lippen und ſchwarzer Haut, in ihrer ganzen Körperbeſchaffenheit dem Neger Afrikas ähnlich, — bloß daß ihre Arme und Beine dünner und länger als die der Äthiopen ſind. Der Geſichtswinkel möchte höchſtens 75° betragen; die Stirn verliert ſich nach hinten hin ſchnell, die Naſenflügel ſtehen ſehr weit offen, die Lippen, beſonders die obere, ſind ſcheußlich verdickt und vorragend, ſo daß ſie, — nach Bory de St. Vincens Ausdruck *) eine Art von Rüſſel bilden. Politiſche Verbindungen fehlen gänzlich, höchſtens daß die einzelnen Familien mitunter in größeren Horden in ihren Erdlöchern neben einander wohnen. Eine ausgebildetere, allgemeiner verbreitete Sprache fehlt noch gänzlich. — Eine gewiſſe Harmonie in den allgemeinen Zügen der Auſtraliſchen und Afrikaniſchen Völker darf uns nicht verwundern, da dieſelbe ja auch zwiſchen den phyſiſchen Verhältniſſen der Feſtländer ſelbſt ſtatt findet. Die Annäherung zum Äquator, der Mangel an Gliederung und Küſtenentwicklung, die Einförmigkeit der Bodenerhebung, dort der Mangel und hier das gänzliche Fehlen größerer ſchon entwickelter Ströme, die allgemeine Dürre und Öde des Bodens ſind beiden Feſtländern gemein. Wie ſollten dieſelben Urſachen nicht dieſelben Wirkungen hervor bringen müſſen? —

Eine allgemeine Harmonie zwiſchen den einzelnen Erd-

*) L'Homme. VIII. Homo Australicus.

theilen und ihren jedesmaligen Ur-Bewohnern möchte hieraus schon klar geworden sein. Man lasse den Europäer und den Mongolen ihre Wohnsitze wechseln, und sie wechseln auch alsbald ihre Charaktere; der Indianer wird in den Sandwüsten Afrikas kein Jäger, der Neger in Amerikas Wäldern kein thierischer Lüstling bleiben, der Papua in freundlicheren Landen eine menschlichere Gestalt empfangen. — Die Wahrheit dieser Behauptung wird sich uns aber mit größerer Deutlichkeit vor Augen stellen, wenn wir jetzt ferner einzelne, durch charakteristische Eigenthümlichkeiten ausgezeichnete Länder der verschiedenen Erdtheile hervorheben, und zugleich die Bewohner derselben genauer betrachten. Es wird uns überall eine mehr oder weniger bestimmt ausgeprägte Harmonie zwischen den Physiognomien dieser Länder in ihren Völkern sichtbar werden.

Den vorzüglichsten **Unterschied in der Physiognomie der einzelnen Länder und ihrer Bewohner** bringt das Vorhandensein oder das Fehlen des Wassers hervor, und wir betrachten deßhalb zuerst: »die Länder, welchen das Wasser fehlt;« und dann: »die Länder, welche Wasser-Reichthum besitzen;« gehen bei ersteren von den Tiefen zu den Höhen fort; und bei den letztern umgekehrt von den Höhen zu den Tiefen; indem wir auf diesem Wege den Weg des Wassers selbst verfolgen, welches sich als Wasserdunst aus dem Schooße der Meeresbetten erhebt, durch die Lüfte nach den Bergeshöhen wandert, hier mehr und mehr niedergeschlagen wird, und in seiner tropfbar-flüs-

ſigen Form wieder zu den Tiefen hinab fließt; zugleich aber auch auf dieſem Wege dem Entwicklungsgange der Völker ſelbſt nachgehn.

Von den Ländern, welchen das Waſſer fehlt, heben wir zuerſt »die Sandwüſten der alten Welt« hervor. Sie erſtrecken ſich vom Weißen Vorgebirge im Weſten Afrikas bis zu den Quellen des Amur im Oſten Aſiens, alſo vom 1ſten bis 140ſten Grade öſtl. Länge; werden an einigen Stellen von Gebirgen eingeengt oder gar von Meerbuſen durchſchnitten, fallen an andern aber auch ohne beſtimmte Gränzen in die tiefere Nachbargegend ab. Der Flächenraum der ſämmtlichen aus Sandwüſten beſtehenden Landſtriche kann dem von Europa gleich geſetzt werden. — Wenn an der Weſtküſte Afrikas zwiſchen den 19ten bis 30ſten Grade N. Br. der Sand dem Schooße des Meeres entſtiegen iſt, ſich in Dünenform am Ufer gelagert und durch die brennende Sonne ſeine freie Beweglichkeit wieder erlangt hat, ſo wandert er, vom Winde getragen, über die nackte und öde Fläche dahin. Hinter jedem Hinterhalte, ſei es Dornſtrauch, Klippe, Kameelgerippe oder Hügel, wachſen die Sandberge auf der Ruheſeite an, indeß auf der Sturmſeite die Sandwolke wirbelt, und ſchreiten ſo, bei den in der Libyſchen Wüſte während neun Monaten andauernden Weſtwinden jährlich etwa 12—16 Fuß weiter vor. Am Geſtade der großen Syrte bricht der kalte Luftſtrom von Norden her in die Gluth der Wüſte ein, führt neuen Sand mit ſich, und macht das Leichentuch, welches ſich über Ägypten hinziehen ſoll, dichter. Die ähnlichen Verhältniſſe finden in den Wüſten des

westlichen Asiens statt, wo, nach dem Ausdrucke chinesischer Schriftsteller »der Sand gleich einem Flusse vor dem Winde fließt, und die Luft zum Lande macht.« In den Sandwüsten Beludschistans füllt sich, nach Pottingers Beschreibung, die trockne Atmosphäre zur Mittagszeit mit den Flugsandtheilen so an, daß die erhitzte Oberfläche der Wüste auf Viertelstunden weit sich 6—12 Zoll über die Gipfel der Sanddünen wirklich erhebt, den Blick auf den Horizont abschneidet, die Luft mit Alles verdunkelnden Sandnebeln erfüllt, der durch Nase und Mund eindringt, und — wie Ebbe und Fluth auf und ab undulirend, auf das Gemüth des Anwesenden höchst niederschlagend einwirkt. Zu gleicher Zeit schaut das Auge des lechzenden Wanderers vor sich lockende Wasserspiegel mit Palmengebüschen, aber findet sie nicht, sondern begegnet, wenn die glühende und schwirrende Atmosphäre in Wirbelwinden durch einander stürzt, wandernden, zum Himmel empor ragenden Säulen von Sand, die wohl einen Durchmesser von 60 Fußen erreichen. —

Fragen wir nun nach den Bewohnern dieser Sandwüsten, so möchten keine gefunden werden, die eigentlich diesen Namen verdienten, denn im glühenden Sande erblüht kein Leben. Wir werden deßhalb zu unterscheiden haben zwischen denjenigen Völkern, welche an den Rändern des Sandoceans feste Wohnsitze haben, und denjenigen: welche denselben auf Handels- oder Raubzügen nur durchwandern.

Von den Randbewohnern der Sahara heben wir zunächst die Neger der Goldküste hervor, welche

uns — nach Ritters Ansicht — ein treues Abbild der Negerstämme des tropischen Afrikas überhaupt geben. Sie können in Küstenneger und in Binnenneger unterschieden werden, und die Gegensätze, welche in dem Charakter ihres Landes liegen, prägen sich am Auffälligsten in der Verschiedenheit der Verfassungen ihrer Staaten aus. Die republikanischen Verfassungen lösen alle Sittlichkeit und alle geselligen Verbindungen auf, und bringen die größte Zügellosigkeit hervor; die Despotien dagegen machen den Neger zurückhaltend, mißtrauisch, stumm und furchtsam, denn das Regiment kennt keine Gränzen. So gehört z. B. dem Könige von Dahomy jeder Unterthan als Sclav an. Die Neugebornen werden den Eltern entrissen, und öffentlich erzogen; der König hat das Monopol: die Frauen zu verkaufen, und nur der, welcher 20000 Kowries bringt, und sich vor dem Thore des Pallastes in den Staub wirft, erhält eine. Des Königs Ruhm ist der Ausspruch: »der König geht im Blut von seinem Throne bis zu seinem Grabe, und befeuchtet jedes Jahr die Gräber seiner Vorfahren mit Menschenblut.« — Überhaupt sind die Leidenschaften in diesen Tropenklimaten heftiger und schneller erregt als in kälteren, aber auch schneller wieder unterworfen. Auflodernden Enthusiasmus folgt die größte Niedergeschlagenheit; aufkochende Rache ist schnell versöhnt. Die Neger sind mißtrauisch und zur List geneigt, wenig vertrauend, ohne Kraft und Stolz. Größte Kargheit im Essen und Trinken ist allen für gewöhnlich gemeinsam, aber geht auch plötzlich, bei dargebotenen Gelegenheiten in die wildeste Schwelgerei über. Das Ohr ist für Harmo-

nie empfänglich, und die Freude läßt ſich in Muſik, Geſang und Tanz aus, — aber der civiliſirtere Menſch ſchämt ſich, dem letzteren auch nur zuzuſchauen. — In anderen Gegenden wird uns vom Binnenlande Kunde durch die aus demſelben hervorbrechenden Völkermaſſen. So ſind z. B. die Gallahorden, welche die Abyſſinier ſchon aus 40 Provinzen verdrängt, und dieſelben in Wüſtenein verwandelt haben. Alle, dieſen Horden angehörenden Völkerſchaften ſcheinen in O. und W. dieſelbe Sprache zu reden. Sie ſind von mittler Statur, brauner Farbe mit langem oder auch krauſem, ſchwarzem Haare, in den tiefen Thälern von dunklerer Farbe. Sie kamen als Fußvölker, und nährten ſich nur von Milch, Butter und Fleiſch; ihre Waffen waren hölzerne Lanzen, mit Spitzen in Feuer gehärtet und vergiftet; Eiſen war ſelten bei ihnen. Ihre einzige Bedeckung war ein Ziegenfell um den Gurt; die Haare ſalbten ſie mit Fett und Butter, die Männer umwickelten ſie auch mit Ochſendärmen. In ihren Kriegen blutgierig und Alles mordend, wählten ſie zum Zeichen ihres Sieges die Schaamtheile der Erſchlagenen. Ihre Schnelligkeit bei Kriegesmärſchen iſt erſtaunenswerth; ſie ſchwimmen durch die reißendſten Ströme, und ertragen Hunger und Mangel aller Art ſelbſt zum Erſtaunen der Abyſſinier. — Nur ein erſchreckliches Land konnte ein ſo erſchreckliches Geſchlecht gebären. —

Stellen wir dieſen Anwohnern der Wüſte diejenigen Völkerſchaften gegenüber, welche ſie nur durchziehn, ſo iſt ihr Anſehn zwar verſchieden, je nachdem ſie des Raubes oder des Handels wegen wandern, aber es liegt auf

beiden gleichmäßig das Gepräge des Sandwüsten-Lebens. Im Allgemeinen möchten wir jedoch diese in der Wüste selbst hausenden Völker über die Anwohner derselben zu stellen haben, und erkennen auch leicht den Grund hierfür darin: daß ein neues Element: »die Oase,« fördernd in den Entwicklungsgang des Lebens eingreift. — Auch mit dem Kameele kann die Wüste nur deßhalb durchzogen werden, weil eine Menge in Reihen, Gruppen und sporadisch vertheilter Wasserorte und grünender Inseln, Oasen mit Palmenhainen und Brunnenquellen, im Sandmeere zu neuen Mittelpunkten des Menschenlebens und der Völkerthätigkeit werden. Diese finden sich weit häufiger in der kleinen östlichen, als der größeren westlichen Hälfte, welche ein wahres Flugsand-Meer bildet, und den emphatischen Namen »Sahara bela ma,« d. h. »die Wüste ohne Wasser« den ihr die Araber gaben, wenn die Seele von dem Grausen in ihr erfüllt ward, vollkommen verdient. — Zu den Bewohnern des östlichen Oasenzuges gehören zuerst die Magrebi, welche 30000 Krieger stellen können. Sie sind die Wanderhorden der Libyschen Wüste, deren erstes Bedürfniß mit einem trocknen Brodkuchen für jeden Mann, und einer ledernen Wasserflasche befriedigt ist. Sie treiben Pferde- und Kameelzucht, liefern die Lastthiere für die Caravanenzüge, und zahlen ihren Tribut von der Oase in Datteln nach Cairo. Sie sind die gefürchteten Räuber der Wüste zwischen der Ausgangsspitze beider Karavanenzüge, und ihre Oase ist nicht sowohl ihre häusliche Niederlassung, als vielmehr ihr Feldlager. Keine andere Lage konnte für ein solches Raub-

vogelleben günstiger sein. — Ferner sind hierher zu zählen die Bewohner von Darfur; ursprünglich ein schwarzes, ächtes Negervolk. Ihr Charakter entspricht dem ihres Erwerbes, denn sie veranstalten jährlich Jagdpartien »um Sclaven zu fangen.« Die Karavanen haben wohl 6—15000 Kameele und 72000 Sclaven. — In dem nördlichen Oasenzuge ist Siwah die erste der Oasen, berühmt durch das Orakel des thebaischen Gottes, durch ihren Priesterstaat, durch den periodischen Sonnenquell, durch die dichten und schattigen Palmenhaine und Olivenwälder, die in der Mitte der Glühwüsten den Strahlen der Sonne den Eingang wehrten. — Die Mekkakaravane belebt vorzugsweise diesen Inselzug im Sandmeere. Das Schicksal der Oasenbewohner wird durch die geographische Lage entschieden, denn ihre Oasen sind ja die Hafenplätze für die Karavanen des Sandoceans. Sie sind entweder die Wirthe der Ankommenden, oder Gehülfen der Fahrt, oder die Besitzer und Eigenthümer der Güter, die auf diesem Wege in Umtrieb gelangen, — insgesammt an das große Phänomen des Karavanenverkehrs gebunden, welches Afrika wie keinen andern Erdtheil charakterisirt. — Ist aber auch das Sandmeer selbst sowohl durch die Einförmigkeit der Form, als auch die der Bestandtheile schrecklich für jedes Leben, weilt auch in ihm kein Thier, schwebt über ihm kein Vogel, erfrischt kein Pflanzengrün das Auge, so hat sich der Mensch doch mit ihm zu befreunden gewußt. So wie ein kühler Wind weht, legt sich der Fezzaner sogleich in den von der Sonne erhitzten Sand, und weiß sich an ihm zu wärmen. Läßt er sich in ein

Gespräch mit dem neben ihm Stehenden ein, so ebnet er erst die Sandfläche vor sich, um darin seine Meinung bei jedem Ausspruche, bei jeder Sentenz, durch Zeichnung und Figuren zu unterstützen. Wird ein Handel geschlossen, so werden sogleich die Rechnungen darüber im Sande geführt. Ja selbst der fanatische Maure, und die vielen Fakire und Mullachs unter ihnen haben sich dazu bequemen müssen, dem trocknen Sande dieselbe heilige Kraft, die das Wasser in Islam hat, einzuräumen, und ihn zu ihren religiösen Ablutionen zu gebrauchen. Das Kameel aber, dessen Fußballen, dessen Gebiß, dessen Magen dem Saharaboden so ganz entsprechen, dies hat er dem Stande der Natur völlig zu entreißen, und sein ganzes Geschlecht zu seinem Sclaven zu machen gewußt. Auf ihm, dem Schiffe der Wüste, durchzieht er den Sandocean, und seine Hauptaufgabe besteht in der Kenntniß der Jahreszeit, der Hafenplätze, und der Kunst, nach diesen zu steuern; darum heißen die Wegweiser: »die Verständigen, die Weisen im Lande.«

Ähnlich diesen afrikanischen Wüsten zeigen sich uns die in Asien mit ihren In- und Anwohnern; nur daß hier das Räuberleben noch weiter entwickelt zu sein scheint. In den Sandwüsten der Kaspischen Niederung gleichen die langen Hügelreihen dieser Einöden in Farbe und Ansehn dem Meeresufer; sie haben sämmtlich die Gestalt eines Hufeisens, dessen äußere Seite gegen Norden liegt, woher der Wind kömmt, und flach ansteigt, während die innere steil abfällt; nirgend Vegetation, nirgend Wasser, nur hier und da einige Ratten, Eidechsen, Flie-

genkäfer und einsame Vögel, die noch von den Resten der vor Durst umgekommenen, im Sonnenstrahle bleichenden Kameele und Pferde zu zehren suchen, und außer diesen Bewohnern noch die Turkomannen *). Ihre Züge haben etwas Tartarisches, die Augenlieder scheinen angeschwollen, die Augen sind klein, die Backenknochen stehen vor, das Gesicht ist glatt und schmäler gegen das Kinn zu, auf welchem ein schwacher Bart wächst. Der Turkomanne ist keineswegs häßlich, — die Nachbarländer liefern schöne Frauen, — sein Bau und seine Züge sind männlich und kräftig. Sein kriegerisches Wesen drückt sich in jeder Bewegung aus. Mit einer langen Lanze und einem Säbel bewaffnet, lehnt sich der Reiter im Galopp auf den Sattel vorwärts, was ihm einen interessanten Anstrich von Eifer und Begierde giebt; denn vom Raube allein lebt er, und ein mühe- und gefahrvoller Raub ist seiner Natur fast zuwider. Auf seinen Zügen, die er oft auf hundert Meilen Wegs wie im Fluge zurücklegt, nähert er sich dem bewohnten, Persien, lauert oft Tage lang in seinem Hinterhalte auf die Beute, stürzt im rechten Augenblicke hervor, und treibt Ackerleute, Hirten und Heerden vor sich her, und was nicht fortgeschafft werden kann, wird unbarmherzig ermordet, zumal »da die Ermordung eines Unglücklichen dem Allmächtigen wohlgefällt.« Im Lager angekommen, müssen die Gefangenen arbeiten, bis sie auf die Sclavenmärkte von Khiwa und Bokhara gebracht

*) Alexander Burne's Reisen in Indien und nach Bukhara. B. I. S. 284. „Reise in der Wüste der Turkomannen."

werden können. Diese Gewohnheiten und Lebensarten vernichten die letzten Reste edler Gefühle; die eigenen Weiber werden stets den Sclaven gleich geachtet, und für Vieh oder Geld verhandelt. Man sagt: »ein Turkomanne ist ein Hund, denn er wird nur durch ein Stück Brod in Ruhe erhalten; er kennt weder Vater noch Mutter, und sein Leben ist ein Plünderzug.« Von sich selbst rühmt derselbe aber: »weder unter dem Schatten eines Baumes, noch unter dem Schutze eines Königs zu ruhn.« Vergeblich bemühen sich die Perser, diesen zügellosen Einbrüchen ein Ende zu machen, denn die Turkomannen leben in einer Wüste, die ihnen Schutz gewährt, und der leichte Verkauf der Sclaven, in den von der Natur begünstigten Ländern jenseits ihres eigenen, öden Landes ist ein zu grosser Reiz zur Fortsetzung des Gewerbes; kehrten sie nicht oft aus Religionshaß ihre Kräfte gegen sich selbst, so würden sie für ihre Nachbarn unerträglich, und eine Alles vertilgende Pest sein. — Aber mitten in diesem Räuberleben bilden sich doch auch einzelne romantische Züge heraus, so werden z. B. Heirathen wohl aus wahrer Neigung und Liebe geschlossen. Kann der Freier den hohen Preis für seine Geliebte nicht erschwingen, so setzt er sie hinter sich aufs Pferd und sprengt zum nächsten Lager, wo er sich trauen läßt, und Trennung ist alsdann unmöglich. Seltsamer Weise gilt eine junge Witwe das Doppelte gegen eine Jungfrau; fünf Kameele zu drei bis vierhundert Rupies machen den Preis einer Jungfrau, die Witwe kostet wohl einige tausende *). Auch sind die Turkoman-

*) Ritter: Erdkunde. B. VI. II. Abth. II. Absch. §. 8.

nen stolz auf ihre Gastfreundschaft, und halten sich — wie zu Abrahams Zeiten — für beleidigt, wenn man an ihrer Oba vorüber geht. Aber verschieden von jenen Patriarchen der Vorzeit wird der heutige Turkomanne denselben Gast, dem er in dem Zelte den Friedensgruß: »Salaam Aleikum« entgegen ruft, vor seinem Zelte, oder doch jenseit der Stammesgränze, berauben. Bei Übermaaß von Muth und Gastlichkeit in gewissen Fällen ist er zugleich feige, niedrig, diebisch und treulos; jene Tapferkeit der alten parthischen Bogenschützen ist nicht mehr da. — Von den Mongolen der Hochflächen Asiens war schon oben die Rede.

Geht der feine Flugsand der Wüsten in ein gröberes Korn über, bedeckt den Boden Gerölle, eine Schicht verwitterter Steinmasse oder Felsbrocken, so zeigen sich auch alsbald dürftige Saftgewächse, und in den Bodenspalten regt sich's von allerlei Gewürm. Der Mensch tritt festeren Fußes auf den Boden, und sieht sich nicht, wie in der eigentlichen Sandwüste, zur schleunigen Flucht gezwungen, wenn er sein elendes Dasein auch nur auf die kümmerlichste und schrecklichste Weise zu fristen vermag. Aber grade bei seinem Verweilen wird er ein Gefangener seines armen Bodens, und steht auf so tiefer Stufe, wie überhaupt ein Mensch nur stehen kann. Erst dann, wenn mitunter Thau oder Regen den Rollkiesel feuchtet, kann er zu schönerer, menschlicherer Gestalt erblühn. — Das Land, welches zwischen dem Cap- und dem Kaffern-Lande liegt, scheint uns ein charakteristisches Bild zu geben, von der Entwicklungsstufe, welche der Mensch auf einem mit Rollkieseln bedeckten Boden erlangt.

Wir betrachten daſſelbe genauer, indem wir dabei den Schilderungen Lichtenſteins folgen *). — Nur unregelmäßig und gleichſam zufällig ſcheinen ſich hier einzelne, ſchnell vorüberziehende Wolken zuweilen zu entladen. Bloß diejenigen Thiere finden Nahrung, welche die Natur eigens für ſolche dürre Landſtriche geſchaffen zu haben ſcheint: der Strauß, die Elenantilope, das Rhinoceros und das genügſame Schaaf, welches der eingewanderte Menſchenſtamm mit hierher geführt hat. Für gewöhnlich aber friſtet der Bewohner dieſes Landes, »der Buſchmann,« ſein Leben nur durch den Fang von Schlangen, Eidechſen, Ameiſen und Heuſchrecken, denn ſelten ſteht ein größeres Wild ſeinem ſchwachen Geſchütz. Des Trinkens faſt entwöhnt, begnügt er ſich Tage lang ohne Waſſer, käut ſtatt deſſen Saftgewächſe, und genießt ſeine Speiſen ohne Salz. Seine Nahrung immer an einem andern Orte aufſuchend, und den Zügen der Antilopen und Inſekten nachgehend, kennt er keine feſte Wohnung, ſondern birgt ſich bei Nacht in Höhlen, in ſelbſt aufgeſcharrten Gruben, oder in der milderen Jahreszeit unter Zweigen der Bäume, wo er deren findet. Bei dieſer Lebensart kann die körperliche Bildung des Volkes keine andre ſein, als ſie wirklich iſt. — Der Buſchmann iſt klein, hager, ſcheinbar ſchwach, aber durch die Abhärtung des irrenden Lebens auch großer Anſtrengungen fähig. Die höheren Sinneswerkzeuge ſind von beſonderer Schärfe, da ſie täglich geübt werden, um Nahrung von weitem zu erſpähn und zu

*) Lichtenſtein: Reiſen im ſüdl. Afrika. Bd. II. S. 339 ff.

erlauern; die niederen dagegen sehr schwach, und fast sollte man oft glauben, daß Geschmack, Geruch und Gefühl ganz fehlten, da man weder Ekel gegen den Genuß der widrigsten Speisen, noch Empfindlichkeit gegen die auffallendsten Änderungen der Temperatur bemerkt. — Wo jeder Einzelne nur auf augenblickliche Befriedigung des ersten thierischen Bedürfnisses bedacht ist, ohne auf die Zukunft voraus zu denken, ohne sich den dauernden Besitz eines Gutes sichern zu wollen, da kann sich kein geselliges Band um eine größere Zahl von Menschen schlingen. Nur Familien gibt es, einzelne, kleine Horden, die der Geschlechtstrieb und instinktmäßige Liebe zu den Kindern zusammen hält. Keiner hat vor den Übrigen ein höheres Ansehn durch ererbten Rang; nur die Körperkraft entscheidet, und der Stärkere macht diese oft in solchem Grade geltend, daß der Schwächere ihm seine Waffen, ja sein Weib und seine Kinder abtreten muß. Verschmitztheit paart sich mit Grausamkeit, — aber keine Regung höherer Seelenkräfte findet statt. Schlaf, Essen und Trinken sind wohl die einzigen Bedürfnisse, und wenn man Tabakrauchen und Branntweintrinken dazu rechnet, die einzigen Freuden, die der Buschmann kennt, — aber er kann ihnen auch auf längere Zeit entsagen, Tage lang hungern, viele Wochen von wenigen, kleinen Zwiebeln leben. Wenn eine Horde etwas erjagt oder geraubt hat, wird es den Übrigen möglichst verheimlicht, denn wer es erfährt, daß etwas zu essen da ist, kommt heran und ißt mit, ohne zu fragen, ob es ihm vergönnt sei. So wie Alles Gemeingut ist, so darf am wenigsten die Beute allein

behalten, oder ein Antheil davon dem versagt werden, der ihn begehrt; daher die unglaubliche Gefräßigkeit, mit der sie sogleich verschlingen, was sie erjagt haben; daher ihre Scheu vor dem Besitz lebendiger Thiere, daher endlich die Unwirksamkeit aller Versuche, die man gemacht hat, sie durch einen Tribut an Schaafen und an Rindern zu befriedigen, und an sanftere Sitten zu gewöhnen, daher ihre Gier und Mißgunst und ihre Zerstörungssucht; denn Alles, was sie nicht auf der Stelle benutzen können, wird vernichtet: nur damit kein Anderer noch den Nutzen davon ziehe. — Der thierischen Physiognomie des Buschmanns entspricht seine Sprache, die sehr arm an Lauten. Reine Vocale hört man selten; desto häufiger aber die gehäuften Diphthongen und Schnalzlaute, welche letztere in keinem Worte fehlen; es wird dabei tief aus der Kehle gegurgelt, unangenehme, helle Nasaltöne kommen hinzu und die Rede endet mit einem sonderbar singenden Tone, der einige Secunden gehalten wird, und allmählich in einem tiefern verhallt. Sie verständigen sich unter einander mehr durch Geberden, als durch Reden. Keiner hat einen eigenen Namen, noch unterscheiden sie sich selbst als ein Volk durch einen gemeinsamen. In der Sprache werden die Begriffe: »Mädchen, Jungfrau, Weib,« gar nicht unterschieden; für alle ist nur ein Wort. — Somit erkennen wir, daß die innere Öde der umgebenden äußeren bei diesen Buschmännern gleicht, wenn auch schon einige Anhaltspunkte für spätere Entwicklungen gegeben zu sein scheinen. —

Ein Boden der beschriebenen Art rückt aber sogleich

um eine volle Stufe der Entwicklung höher, wenn er nicht nur in einzelnen Jahreszeiten von regelmäßigen Regengüssen getränkt wird; er erhält dann den Charakter der Steppe, welchen wir vorzugsweise in den Llanos oder Pampas des südlichen Amerikas, dann aber auch in mehreren Gegenden der alten Welt ausgeprägt finden. Sie sind die Regenzeit hindurch mit wahrem Pflanzengrün bedeckt, zur Zeit der großen Trockenheit aber erhalten sie wieder das Ansehn der Wüste. Die Pflanzen zerfallen alsdann in Staub, die Erde wirft Spalten und Risse bis neue Regenschauer wieder neues Leben wecken. — Was in den Savannen oder Steppen des südlichen Amerikas am auffallendsten erscheint, ist der gänzliche Mangel von Hügeln und Unebenheiten, die vollkommen wagrechte Gestaltung aller Theile des Bodens. Derselbe stellt oft nach A. v. Humboldts Beschreibung *) auf 30 Geviertmeilen kein fußhohes Hügelchen dar. Diese Ähnlichkeit mit der Meeresfläche ergreift die Phantasie da am meisten, wo durchaus keine Palmbäume auf der Ebene wachsen, und wo die Entfernung von den Bergen des Küstenlandes und vom Orenoko so groß ist, daß man sie nicht sehen kann. Ein sehr wichtiger Umstand in dieser Gegend, wo die Winde beständig von Ost nach West wehn, ist: daß die amerikanischen Llanos, da, wo sie sich in gleichlaufender Richtung mit dem Äquator ausdehnen, viermal minder breit sind, als die große afrikanische Wüste. Denn das

*) A. v. Humboldt: Reise in die Aequinoctialgegenden. Th. III. Bd. VI. Cap. XVII.

Klima ist um so heißer, jemehr sich die Ebenen in dieser Richtung ausdehnen. Deßhalb sind in Amerika die wenigen breiten, minder heißen, und durch die Feuchtigkeit der Ströme fruchtbaren Steppen ein ungleich schwächeres Hinderniß der Verbindung zwischen den Völkern, wie die Sandwüsten in Afrika. Sie sind meist eben so wenig eine Vormauer der Civilisation gewesen, als sie gegenwärtig eine Schutzwehr für die Freiheit der in den Wäldern lebenden Horden bilden. — Sind aber auch die verschiedenen Steppenflächen, und besonders die der alten und neuen Welt, in ihrem individuellen Charakter von einander verschieden, sowohl nach den vorherrschenden Pflanzenarten und den Bestandtheilen der Bodendecke, als auch nach klimatischer und vertikaler Lage, nach der größeren oder geringeren Mannichfaltigkeit ihrer Vegetation, nach dem höhern oder niedern, dem dichteren oder lockerern Wuchse derselben, und der stärkeren oder schwächeren Befeuchtung, so haben doch alle in ihrer Rückwirkung auf den Menschen den Ausdruck des Weiten, räumlich Großen und Unendlichen, wie die Wüsten; aber ihr Anblick ist freundlicher, während der der Wüsten abschreckt *). Sie haben, so zu sagen, eine Natur, und diese verläßt, obgleich durch ihre Einförmigkeit ermüdend, den Wanderer doch nie, ihn verfolgt hier nicht auf allen seinen Tritten das Bild des Todes und des Schreckens. Aber die ewig gleiche Einförmigkeit des Ganzen hört bald auf, seinen Geist zu beschäftigen, er fühlt sich in der ungewohnten

*) Kriegk: Erdkunde. S. 268 ff.

Unabhängigkeit von äußern Eindrücken einsam und rein wohl. So in unbestimmter Weise angeregt und umherschweifend, wie die Phantasie des Steppenbewohners, muß auch sein äußerer Wandel sein. Der Mangel an Individualität und Mannichfaltigkeit in der Natur, das Formlose derselben, das Abhandensein der Schwierigkeiten, die sich in Gebirgen und am Meere dem Menschen entgegen stellen, die fehlende Gewöhnung an eine bestimmte, abgeschlossene Stätte des Lebens, oder der Mangel eines eigentlichen Geburtsortes, einer besondern Heimath im Vaterlande, der nicht empfundene Reiz zu verschiedenartigen Beschäftigungen, den ein in Form, Vegetation, Bestandtheilen und Bewässerung abwechselnder Boden ausübt, — alles dieses beraubt, wie (wie es Krieg am angeführten Orte so schön schildert) die Steppe der anregenden, entwickelnden und schärfenden Einwirkung auf Geist und Herz, welche andere Striche der bewohnten Erde auszeichnet, und erschwert ihren Bewohnern den Übergang aus dem Zustande des Jägers und Hirten zu höheren Stufen des Lebens und der Gesittung. »Die Steppe ist die eigentliche Wohnstätte des Nomadenlebens,« in welcher der Mensch nur schwer stationär wird, und zu Ackerbau, Gewerben, Gemeindeverbindung, Staatsleben und Kunstbildung übergeht; — und deßhalb sind auch die Bewohner jener großen, mittelasiatischen Weideländer durch alle Zeiträume hindurch, selbst nach ihren Zügen nach Westen, stets mehr oder weniger wandernde Hirtenstämme geblieben, während die angränzenden, begünstigteren Flächen von Ost-Europa schon in

aller Zeit feste Gränzen und Wohnsitze, Ackerbau und Dörfer erhielten. Ja so mächtig ist dieser Einfluß der Steppennatur, daß selbst in cultivirten Gegenden solcher Art, so namentlich in denen Ungarns, das Wesen der Einwohner einzelne nomadische Charakterzüge fortwährend behält, und daß mitunter sogar große, glänzende Zeiten und begeisterte Bestrebungen eines Steppenvolkes dasselbe nicht seinem uralten Zustande entfremden.

In ähnlicher Weise wie die Steppe gestaltet der Charakter der Hochebene die Verhältnisse seiner Bewohner, wenn auf derselben noch hinreichende Luftfeuchtigkeit für Graswuchs vorhanden ist. In die freieren Lüfte emporgehoben, athmet der Mensch freier; kein todter Reichthum fesselt ihn an eine einzelne Bodenstelle, nur wandernde Heerden sind seine Habe, für sie hat er zu sorgen, für sie an jedem neuen Morgen auch neue Weide aufzusuchen. Der arme Boden gestattet keinen großen Gesellschaften ein langes Beisammensein, nur für Einzelne und Wenige genügt ein weiter Flächenraum; so daß ein heranziehender Eroberer leicht siegen mag, aber hier wo der Boden selbst keine festen Haltpunkte darbietet, auch die Früchte seines Sieges nicht dauernd festhalten kann. Wie ein Sturmwind durchzieht er das Land, und wenn er vorüber ist, so ist auch seine Spur verloren. Der ernste, feierliche Gesang des Hirten belebt wieder, wie vorher, die Einsamkeit. Nur selten vom Eroberungsgeiste, leichter noch von dem des Handels erfaßt, zog er wohl mit hinab in die reicheren Ebenen am Fuße seiner Höhe; aber nicht für die Dauer konnte er diese lassen, sondern wieder

zu ihnen hinauf führte ihn der eingeborne Sinn des Hirten: auf seinen hohen, weiten Triften in freier Einsamkeit zu leben und zu sterben. — In Asien möchte vorzugsweise die Hochebene Armeniens die Erscheinung eines solchen Hirtenlebens darbieten. Zwischen den Iraniern und den westlichen Völkern Asiens, auf den Gränzen großer Reiche gelegen, konnte Armenien seine Unabhängigkeit nie lange vertheidigen; es wurde häufig von den Nachbaren zertheilt. Durch Auswanderungen, die im 11ten Jahrhunderte begannen, wurden bald Handelscolonien in verschiedenen Theilen der alten Welt begründet; aber wandernde Hirten von Geburt, konnten sie ihren angestammten Charakter nie ganz verläugnen; stets bewahrten sie in ihrer orientalischen Lebensart einen gesetzten Ernst, ein einfaches und patriarchalisches Leben. Voll ächter, ungekünstelter Frömmigkeit, sind sie auch jetzt noch strenger in ihrer Sittenlehre und in ihren religiösen Gebräuchen, als irgend ein anderes, christliches Volk. Im Handel beweisen sie eine Thätigkeit und Gewandtheit, welche mit ihrer schwerfälligen Haltung einen auffallenden Gegensatz bildet. Sie lieben den Unterricht, bauen überall, wo sie sich niederlassen, Schulen, und bleiben, auch mitten unter herabgekommenen Nationen, ihrem frühesten Nationalcharakter treu. — In Europa bietet nur auf der Pyrenäischen Halbinsel die Hochebene der beiden Kastilien die ähnlichen Erscheinungen dar. Eine ernste, große, feierliche Natur; steile, nackte Hochgebirge, — unermeßliche, baumlose, stille, einsame Ebenen, denen der Iberier in seinem ernsten Stolze gleicht. Zwar oft durch das Schwert

der Eroberer beſiegt, ward ſein urſprünglicher Charakter doch nie ausgetilgt. Hinter einer, durch ruhige Haltung täuſchenden Außenſeite wohnt ein tiefes Gemüth. Wie ſelten Etwas die Ruhe ſeines Landes ſtört, aber doch wohl mal ein wilder Orkan über daſſelbe losbricht, ſo kann auch plötzlich irgend eine Begebenheit die nur ſchlummernden, heftigen Leidenſchaften des glühenden Himmelsſtriches in der Seele ſeines Bewohners zum Ausbruch bringen. Eiferſucht fordert Blut, der religiöſe Fanatismus ſeine Opfer, die Liebe zur Freiheit, wenn ſie bedroht iſt, einen unverſöhnlichen Krieg. Übrigens freimüthig und bieder, getreu dem gegebenen Worte, iſt Nichts ſeltener als Krieſcherei; Nichts gewöhnlicher als ein ungemeſſener Nationalſtolz, welcher ſich ziemlich deutlich in der ſtolzen Haltung, der ſchlanken und behenden Geſtalt, dem mageren Geſichte und dem feurigen Auge ausdrückt. Die Sprache iſt, wie die der Morgenländer, nachdrucksvoll und bilderreich; die Literatur mehr als eine andre religiös, edel und ernſt, national und patriotiſch; unter den Wiſſenſchaften und Künſten vorzugsweiſe Baukunſt und Malerei gepflegt. Der Ackerbau aber wird überall vernachläſſigt, und exiſtirt faſt auf dem Hochlande nicht, welches das ganze Jahr hindurch die wandernden Hirten mit ihren Merinoheerden durchziehn; und aller Verkehr, welcher ſonſt noch beſteht, erinnert ganz an den Karavanenhandel.

Dieſe Verhältniſſe der Hochebene zeigen aber ſogleich einen weiteren Grad der Entwicklung, wenn in derſelben einige Gliederung eintritt, und zunächſt, wenn die Hochebene mit Terraſſenabfall zum Tieflande er-

ſcheint; es zeigen ſich alsdann, auch unter übrigens vielleicht ungünſtigen Verhältniſſen, freudig überraſchende Erſcheinungen. Wir heben unter den Terraſſenlandſchaften »den Nordabfall des Hochlandes von Sudan« hervor. Die an den höheren Gebirgsſtufen abgekühlte Meeresluft ſchlägt ihre Waſſerdämpfe nieder; Grasweiden bieten Viehheerden Nahrung dar, der Menſch findet ein Ackerland, auf dem Mais und Reiß in Überfluß gedeihn; zu Tage ſtehende, edle Erze locken den Bewohner der Nachbarländer, es bilden ſich Handelsſtraßen, auf denen aber die Bewohner des Hochlandes ſelbſt, die Mandingos, wenn auch nicht die größte Maſſe, ſo doch den gebildetſten und wohlhabenſten Theil, gleichſam den Adel des Volks, ausmachen. Die Körperbildung der Mandingo iſt nicht ganz der bekannte Negertypus; ihre Phyſiognomie nähert ſich mehr dem dunkelfarbigen Hindus als dem ſchwarzen Neger; die Farbe geht ins Gelbliche über; die Geſichtsbildung iſt regelmäßiger, ovaler, freier, als die der Nachbarn im Tieflande. Ihre Geſtalt iſt ſchön, ſchlank, groß; ſie tragen lange Bärte als freie Männer. Ihr Weſen iſt offen, heiter, gut; ihr Benehmen einfach, fein, gewandt. Sie ſind wißbegierig, mitleidig, gaſtfrei. Ihre Volkshäupter könnte man die Hindu von Afrika nennen; ſie haben ausgezeichnete Bildung und genießen großes Anſehn. Die Verfaſſung iſt republikaniſch, die Religion muhamedaniſch. Der Islam, der die Polygamie geſtattet, mit dem Neger unter gleichem Klima geboren, findet leichter Eingang, als das Chriſtenthum. — Wie an Herrſchergeiſt, ſo ſind auch die Mandingos durch ihren Han-

heitsgeist allen Nachbarvölkern überlegen. Sie sind die unternehmendsten, gewandtesten, reichsten Kaufleute vom Niger bis zum Westmeere und haben zahlreiche Colonien angelegt. —

Diese einzelnen, verschiedenen Erdräume sind aber wieder das gemeinsame Vaterland noch eines neuen Völkerstammes: der Beduinen-Araber. Die Wüste und die Oase, das Gestade des Meeres und das öde Binnenland, die trockne Hochfläche und die fruchtbare Terrasse, gehören ihm, — über sie dahin schweifend, spiegelt er eine eben so große Mannichfaltigkeit in seinem Charakter wieder, indem ihm hierzu die Mannichfaltigkeit seines ursprünglichen Vaterlandes die Anleitung gab. Das Syrisch-Arabische Tiefland ist das wahre Mittelglied zwischen der asiatischen und afrikanischen Landesnatur. Auch sind Arabiens charakteristische Producte, wie der Kaffeebaum, auf der Höhe und die Dattelpalmen in der Tiefe, das Kameel wie das Pferd, beiden gemeinsam; eben so gehört der Araber Asien und Afrika zugleich an. Er dehnte seine Herrschaft aus bis zum Atlas im Westen und bis zu den chinesischen Grenzmauern im Osten, und mit ihm wanderten seine Sprache, Religion, Sitte, Lebensart, sein Pferd und sein Kameel, sein Reis und seine Dattel, — aber kein Fremdling durchdrang je die geheimnißvollen Tiefen seines Landes. Dieses, auf drei Seiten vom Meer umflossen, wird an den Küsten von einer Meeressand-Wüste eingeschlossen, welche an ein Gebirgsland stößt, das ebenfalls meist wüst und leer, sich nur in SW. weiter ausdehnt, fruchtbare Thä-

ler, — gleichsam Oasen des Gebirges, — darbietet, und dem Landestheile den Namen: »das glückliche Arabien,« erworben hat. Kein Fluß aus dem Binnenlande durchbricht den Zauberkreis; nur einzelne Wadis und Quellen, nur einzelne Oasen leiten noch den Blick in die Geheimnisse der Wüste. Da aber, wo sich diese glühend, wasserleer und pflanzenlos in unabsehbarer Weite ausdehnt, und die flimmernde Luft Trugbilder von Flüssen und Seen und glücklichen Ländern — den Fremdling ins sichere Verderben zu leiten — vorspiegelt, wo für Insekten keine Blume, für den Vogel kein Baum, für das Weide-Thier kein Gras vorhanden ist, wo nur nach langen Tagereisen eine neue Quelle den heißen Durst löscht, leben »die Söhne der Wüste« unter den brennenden Strahlen der Sonne in erzväterlicher Einfachheit, das leichte Roß, und das den Durst ertragende Kameel als unzertrennliche Lebensgefährten sorgsam pflegend. — Die Araber sind im Allgemeinen ein Menschenschlag von mittlerer Größe, ausgezeichnet durch Schönheit, Kraft und Gesundheit, wie zu Entbehrungen geboren, außerordentlich mäßig, unermüdlich, sehr gewandt, Jagd und Kampf liebend, stolz auf ihre Unabhängigkeit, gesetzt und ernst, wenig redend, treu dem Gastfreund, jeden Fremden als willkommene Beute betrachtend. Mit energischem Willen, stets thätig, erobernd und die Religion mit den Waffen verbreitend, zugleich Handel treibend, haben sie die Länder und Meere der alten Welt durchzogen. Sie besitzen eine merkwürdige Geistesgegenwart, viel Schlauheit und Scharfsinn. Ihre Leidenschaften sind heftig, ihr Zorn ist schrecklich, ihre Rache

eine Pflicht, Verzeihung einer Beleidigung nur Schande. Mit glühender Einbildungskraft, neigen sie zu Überspannung und Fanatismus hin, gebrauchen im Sprechen viele der lebhaftesten aber auch sonderbarsten Bilder, lieben Mährchen und Wundergeschichten, achten besonders den Dichter hoch, welcher die Heldenthaten des Stammes besingt. — Jedoch hat man zu unterscheiden zwischen den Bewohnern der Städte, der Dörfer und des freien Landes. Die ersteren sind meist sehr verderbt, habgierig, falsch, hinterlistig, treiben Handwerke und Handel, aber beschäftigen sich nur noch wenig mit den Künsten und Wissenschaften, welche einst, — zur Zeit ihres Ruhms — unter ihnen blühten. Burckhardt nennt sie: »entartete Rassen *).« Wo das Land aber selbst freundlicher ist, gestalten sich auch die Verhältnisse besser. So trägt nach A. v. Katte's Beschreibung **) im glücklichen Arabien, wo die Natur Alles im größten Überfluß hervor bringt, wo die arabischen Specereien und der Mokka-Kaffee, die wohlriechende Aloe und die köstliche Ananas gedeihn, wo der Weinstock um Palme und Orange rankt, — der Mensch das Gepräge der wundervollen Natur, und es scheint als ob sie sich hier erschöpft hätte in Erschaffung ausgezeichnet schöner Formen. — Wieder in einem andern Lichte erscheinen die ächten Beduinen. Sie bieten in ihrem Äußern ein Bild der Wüste dar. Ihre Statur ist

*) Burckhardt: Reise in Arabien; „Beschreibung von Djidda."

**) Das Ausland. 1833. Nr. 102—106.

klein und dürr, das Haar kraus, der Bart kurz und rabenschwarz, die Hautfarbe braun, die Augen groß, lebhaft und voll Feuer; die Naſe einigermaßen eine Adlernaſe, der Mund regelmäßig, und die Zähne weiß wie Perlen. — Gegenſätze wie in der Natur des Landes finden ſich auch in der Seele des Beduinen. Oft Wochen lang in ſeinem Zelte träge ruhend, beſteigt er dann wieder ſein Pferd, reitet einige hundert Meilen durch die Wüſte, und kein Laut der Ungeduld dringt über ſeine Lippen. Dann kehrt er wieder zum Zelte; unter Feigen- und Dattelbäumen ſammelt ſich die Menge, recitirt Verſe aus dem Coran; hört mit Entzücken von den Großthaten der Väter erzählen; wird begeiſtert, wenn man die Eigenſchaften eines edlen Pferdes rühmt; — oder es herrſcht auch ein tiefes Schweigen; die Pfeife dampft, der Laut der heimkehrenden Heerde ſchallt herüber, die Zelte leuchten in der Abendſonne, ringsum in der tiefen Stille iſt laute Poeſie; ferne Lüfte gaukeln liebliche Bilder vor, und erinnern in ihrer unendlichen, unnahbaren Ferne an die ewigen Freuden des Paradieſes. Da fällt der zündende Funke in die Seele, der Ruf ertönt: »Allah iſt groß!« das Schwert flammt, die Spitze der langen Lanze blitzt, der Hengſt wiehert, — und dahin wie vom Wüſtenſturm getragen brauſet die Schaar, um ſich die Welt und mit ihr den Himmel zu erjagen; wohin ſie dringt, iſt es ſchöner als in dem ſonnverbrannten Vaterlande; jedes Land iſt Vaterland, denn Allah iſt überall, ſei es am atlantiſchen Atlas, oder an der Guadiana Geſtaden, am Niger und am Nil, im ſchönen Schiraz, zu Samerkand, am Indus oder

Drus, — Allah ist überall, und überall der Weg zu seines Paradieses Freuden! —

Von diesen Beduinen Asiens unterscheiden sich die nach Afrika eingewanderten nur wenig; je nach der Beschaffenheit des bewohnten Bodens herrscht der eine oder andere Charakterzug mehr oder weniger vor. Die in den Wüsten Ägyptens hausenden sind die gefürchteten Herren derselben; es gilt das Sprichwort: »In der Wüste ist Jeder des Andern Feind;« und der Gruß: »Friede sei mit Euch,« ist nicht ohne Bedeutung. Wo an den Ufern des Stroms üppiges Grün aufkeimt, wird von den Bishareen-Arabern Viehzucht getrieben. Ein schöner und rüstiger Menschenschlag sind sie, aber eben so treulos wie die übrigen Horden. Nur die Scheygya-Araber, welche die Ufer im Mittellauf des Stromes bewohnen, sind bei ihrem Reichthum an Korn und Vieh auch gastfreier und redlicher, zeichnen sich sogar durch ihre Gelehrten aus. Ihre Krieger sind berühmte Reiter, tragen Schuppenharnische und fechten nur zu Pferde mit Lanzen. Wenn einheimische Fehde es nicht verhindert, so dehnen sie ihre Raubüberfälle wohl bis Darfur aus, — aber doch ist überall der Gastfreund eine geheiligte Person. — Nördlicher aber, an den Gestaden der Syrten, wo kein Grashalm wächst und der vom Meere her in die Wüsten einbrechende Nordwind die Schiffe scheitern macht, ist keine Sitte der Gastfreundschaft einheimisch. Geiern und Adlern gleich lauert hier der Beduine auf die Beute, die ihm das Meer auswerfen soll, und sein grausamer Räubersinn macht das Ufer zum schrecklich-

sen für gestrandete Schiffe. Kaum erhebt sich aber der Boden im Berglande Cyrenaikas, wo die Luft rein und lieblich, und unter den Trümmerstätten verschwundener Völker der Oleander und die Cypresse ewig frisch aufschießt, so wandelt auch der Beduine wieder seine Gestalt; nach patriarchalischer Weise lebt er hier in großer Abgeschiedenheit und Einsamkeit von seinem Heerdenreichthume. Schlank, mager, von broncirter Gesichtsfarbe bringt der Mann als ächter Nomade seine Zeit in Unthätigkeit zu, seinen Taback kauend; während die Last der Geschäfte auf den Weibern liegt.

Nahe verwandt mit diesen Beduinen sind die vorzugsweise den hohen Atlas bewohnenden Berbern. Aber so wie das ganze Plateau der Berbern nicht innerhalb der abgeschlossenen Form des afrikanischen Typus liegt, sind auch seine Bewohner nicht unter den rein afrikanischen Charakter mit begriffen, sondern — gleich dem Lande — mehr dem Oriente und Occidente zugewandt. Mittelgroß, schlank, kräftig, lebensvoll, mit weißlicher Hautfarbe und nicht selten blonden Haaren, möchte man sie vielleicht oft eher für Norddeutsche, als für Bewohner Afrikas halten. Sie scheeren den vorderen Theil des Kopfes, und lassen das Haar nur am Hinterkopfe wachsen, tragen am Kinn etwas Bart; ernähren sich durch Viehzucht, Ackerbau und Bienenzucht, und sind stolz auf ihre Unabhängigkeit und Freiheit. Vom November bis zum Februar wohnen sie mit ihren Heerden lieber auf den höchsten Stationen, in Höhlen und unwirthbaren Gegenden, als daß sie hier vier Wintermonate hindurch in die Thäler

zögen, wo sie abhängig sein würden. Oben auf den Höhen steht — ähnlich wie im asiatischen Kaukasus, — Kabyle gegen Kabyle, oder Stamm gegen Stamm; ja Dorf gegen Dorf und Haus gegen Haus in beständiger Fehde. Die Blutrache zerstört alle Familien, und macht diese Völker zu den rohesten Menschen, aber dennoch sind sie ein nie besiegtes Volk, und sogar die Muhamedanische Lehre, welche von ihnen angenommen ward, konnte sie selbst doch nicht verändern.

Ähnlich schroffe und zerrissene Verhältnisse im Völkerleben würden wir in fast allen ähnlich schroffen und zerrissenen Gebirgen finden; Verhältnisse: welche wohl die Phantasie aufzuregen vermögen, aber die Seele nicht laben; die ewig vom Untergange bedroht erscheinen, aber doch unwandelbar fest stehn, wie die Felsenklippen selbst. Wir dürften in Europa nur an die Bergschotten, Norweger, Mainoten, Montenegriner, Tyroler, Basken u. s. w. erinnern. — Aber grade in diesen Klüften, zwischen diesen steil emporragenden Bergesgipfeln und tiefen Schluchten ist es, wo die eigentliche Quelle alles Erden- und somit auch Völker-Lebens entspringt, wo sich aus den Lüften des Himmels der Thau und Regen niederschlägt. Schon die Kühle jeder Bergeshöhe vermag einen Niederschlag zu bewirken, wenn die in den heißen Thälern mit Dämpfen gesättigten Luftmassen zu ihnen emporsteigen; aber weit mehr ist es noch der Fall: wenn Luftschichten von verschiedenen Temperaturen nahe bei einander liegen, und sich nur nach der im kühlen Schatten liegenden Seite des Berges von der entgegengesetzten, von der

Sonne beſchienenen her, hinüber zu ergießen brauchen, um Wolken und Regen zu erzeugen; denn ſtets wird ein Niederſchlag gebildet, wenn ſich zwei mit Dämpfen geſättigte Luftmaſſen von verſchiedenen Temperaturen mit einander miſchen. Sind die Luftmaſſen auch nicht mit Dämpfen geſättigt, ſo werden ſie doch bei einer ſolchen Miſchung feuchter, und daher kann es bei großer Temperaturverſchiedenheit geſchehn, daß aus zwei ziemlich trocknen Luftmaſſen bei ihrer Mengung Waſſer herabfällt *). Die fernere Betrachtung wird uns bald das genauere Verhältniß kennen lehren, in welchem die Entwicklung des Völkerlebens zu der im Lande vorhandenen Feuchtigkeits- und Waſſermenge ſteht.

Dem ſchon oben angedeuteten Plane gemäß ſchreiten wir bei der Betrachtung dieſer »Länder mit Waſſerreichthum« von den Höhen zu den Tiefen hinab; und unterſcheiden bei den Höhen ſelbſt diejenigen, welche auf Hochflächen bei allgemeiner Trockenheit der Luft nur einzelnen Quellen das Daſein geben, dann diejenigen, welche ſowohl Quellen als auch ſtete Luftfeuchtigkeit beſitzen, und zuletzt ſolche, in denen die Gliederung der Höhe dauernd einen ſo ſtarken Niederſchlag bewirkt, daß Flüſſe erſcheinen. Wir könnten ſie wohl, dieſer Abſtufung gemäß, mit den Namen: Garten-, Weide-, und Wald-Hochländer bezeichnen.

Als Garten-Hochland ſteht uns das weite und

*) Kämtz: Vorleſungen über Meteorologie. Halle 1840. S. 128.

heitsgeist allen Nachbarvölkern überlegen. Sie sind die unternehmendsten, gewandtesten, reichsten Kaufleute vom Niger bis zum Westmeere und haben zahlreiche Colonien angelegt. —

Diese einzelnen, verschiedenen Erdräume sind aber wieder das gemeinsame Vaterland noch eines neuen Völkerstammes: der Beduinen-Araber. Die Wüste und die Oase, das Gestade des Meeres und das öde Binnenland, die trockne Hochfläche und die fruchtbare Terrasse, gehören ihm, — über sie dahin schweifend, spiegelt er eine eben so große Mannichfaltigkeit in seinem Charakter wieder, indem ihm hierzu die Mannichfaltigkeit seines ursprünglichen Vaterlandes die Anleitung gab. Das Syrisch-Arabische Tiefland ist das wahre Mittelglied zwischen der asiatischen und afrikanischen Landesnatur. Auch sind Arabiens charakteristische Producte, wie der Kaffeebaum, auf der Höhe und die Dattelpalmen in der Tiefe, das Kameel wie das Pferd, beiden gemeinsam; eben so gehört der Araber Asien und Afrika zugleich an. Er dehnte seine Herrschaft aus bis zum Atlas im Westen und bis zu den chinesischen Grenzmauern im Osten, und mit ihm wanderten seine Sprache, Religion, Sitte, Lebensart, sein Pferd und sein Kameel, sein Reis und seine Dattel, — aber kein Fremdling durchdrang je die geheimnißvollen Tiefen seines Landes. Dieses, auf drei Seiten vom Meer umflossen, wird an den Küsten von einer Meeressand-Wüste eingeschlossen, welche an ein Gebirgsland stößt, das ebenfalls meist wüst und leer, sich nur in SW. weiter ausdehnt, fruchtbare Thä-

ler, — gleichsam Oasen des Gebirges, — darbietet, und dem Landestheile den Namen: »das glückliche Arabien,« erworben hat. Kein Fluß aus dem Binnenlande durchbricht den Zauberkreis; nur einzelne Wadis und Quellen, nur einzelne Oasen leiten noch den Blick in die Geheimnisse der Wüste. Da aber, wo sich diese glühend, wasserleer und pflanzenlos in unabsehbarer Weite ausdehnt, und die flimmernde Luft Trugbilder von Flüssen und Seen und glücklichen Ländern — den Fremdling ins sichere Verderben zu leiten — vorspiegelt, wo für Insekten keine Blume, für den Vogel kein Baum, für das Weide-Thier kein Gras vorhanden ist, wo nur nach langen Tagereisen eine neue Quelle den heißen Durst löscht, leben »die Söhne der Wüste« unter den brennenden Strahlen der Sonne in erzväterlicher Einfachheit, das leichte Roß, und das den Durst ertragende Kameel als unzertrennliche Lebensgefährten sorgsam pflegend. — Die Araber sind im Allgemeinen ein Menschenschlag von mittlerer Größe, ausgezeichnet durch Schönheit, Kraft und Gesundheit, wie zu Entbehrungen geboren, außerordentlich mäßig, unermüdlich, sehr gewandt, Jagd und Kampf liebend, stolz auf ihre Unabhängigkeit, gesetzt und ernst, wenig redend, treu dem Gastfreund, jeden Fremden als willkommene Beute betrachtend. Mit energischem Willen, stets thätig, erobernd und die Religion mit den Waffen verbreitend, zugleich Handel treibend, haben sie die Länder und Meere der alten Welt durchzogen. Sie besitzen eine merkwürdige Geistesgegenwart, viel Schlauheit und Scharfsinn. Ihre Leidenschaften sind heftig, ihr Zorn ist schrecklich, ihre Rache

eine Pflicht, Verzeihung einer Beleidigung nur Schande. Mit glühender Einbildungskraft, neigen sie zu Überspannung und Fanatismus hin, gebrauchen im Sprechen viele der lebhaftesten aber auch sonderbarsten Bilder, lieben Mährchen und Wundergeschichten, achten besonders den Dichter hoch, welcher die Heldenthaten des Stammes besingt. — Jedoch hat man zu unterscheiden zwischen den Bewohnern der Städte, der Dörfer und des freien Landes. Die ersteren sind meist sehr verderbt, habgierig, falsch, hinterlistig, treiben Handwerke und Handel, aber beschäftigen sich nur noch wenig mit den Künsten und Wissenschaften, welche einst, — zur Zeit ihres Ruhms — unter ihnen blühten. Burckhardt nennt sie: »entartete Rassen *).« Wo das Land aber selbst freundlicher ist, gestalten sich auch die Verhältnisse besser. So trägt nach A. v. Katte's Beschreibung **) im glücklichen Arabien, wo die Natur Alles im größten Überfluß hervor bringt, wo die arabischen Specereien und der Mokka-Kaffee, die wohlriechende Aloe und die köstliche Ananas gedeihn, wo der Weinstock um Palme und Orange rankt, — der Mensch das Gepräge der wundervollen Natur, und es scheint als ob sie sich hier erschöpft hätte in Erschaffung ausgezeichnet schöner Formen. — Wieder in einem andern Lichte erscheinen die ächten Beduinen. Sie bieten in ihrem Äußern ein Bild der Wüste dar. Ihre Statur ist

*) Burckhardt: Reise in Arabien; „Beschreibung von Djidda."

**) Das Ausland. 1833. Nr. 102—106.

klein und dürr, das Haar kraus, der Bart kurz und rabenschwarz, die Hautfarbe braun, die Augen groß, lebhaft und voll Feuer; die Naſe einigermaßen eine Adlernaſe, der Mund regelmäßig, und die Zähne weiß wie Perlen. — Gegenſätze wie in der Natur des Landes finden ſich auch in der Seele des Beduinen. Oft Wochen lang in ſeinem Zelte träge ruhend, beſteigt er dann wieder ſein Pferd, reitet einige hundert Meilen durch die Wüſte, und kein Laut der Ungeduld dringt über ſeine Lippen. Dann kehrt er wieder zum Zelte; unter Feigen- und Dattelbäumen ſammelt ſich die Menge, recitirt Verſe aus dem Coran; hört mit Entzücken von den Großthaten der Väter erzählen; wird begeiſtert, wenn man die Eigenſchaften eines edlen Pferdes rühmt; — oder es herrſcht auch ein tiefes Schweigen; die Pfeife dampft, der Laut der heimkehrenden Heerde ſchallt herüber, die Zelte leuchten in der Abendſonne, ringsum in der tiefen Stille iſt laute Poeſie; ferne Lüfte gaukeln liebliche Bilder vor, und erinnern in ihrer unendlichen, unnahbaren Ferne an die ewigen Freuden des Paradieſes. Da fällt der zündende Funke in die Seele, der Ruf ertönt: »Allah iſt groß!« das Schwert flammt, die Spitze der langen Lanze blitzt, der Hengſt wiehert, — und dahin wie vom Wüſtenſturm getragen brauſet die Schaar, um ſich die Welt und mit ihr den Himmel zu erjagen; wohin ſie dringt, iſt es ſchöner als in dem ſonnverbrannten Vaterlande; jedes Land iſt Vaterland, denn Allah iſt überall, ſei es am atlantiſchen Atlas, oder an der Guadiana Geſtaden, am Niger und am Nil, im ſchönen Schiraz, zu Samerkand, am Indus oder

Drus, — Allah iſt überall, und überall der Weg zu ſeines Paradieſes Freuden! —

Von dieſen Beduinen Aſiens unterſcheiden ſich die nach Afrika eingewanderten nur wenig; je nach der Beſchaffenheit des bewohnten Bodens herrſcht der eine oder andere Charakterzug mehr oder weniger vor. Die in den Wüſten Ägyptens hauſenden ſind die gefürchteten Herren derſelben; es gilt das Sprichwort: »In der Wüſte iſt Jeder des Andern Feind;« und der Gruß: »Friede ſei mit Euch,« iſt nicht ohne Bedeutung. Wo an den Ufern des Stroms üppiges Grün aufkeimt, wird von den Bisharеen-Arabern Viehzucht getrieben. Ein ſchöner und rüſtiger Menſchenſchlag ſind ſie, aber eben ſo treulos wie die übrigen Horden. Nur die Scheygya-Araber, welche die Ufer im Mittellauf des Stromes bewohnen, ſind bei ihrem Reichthum an Korn und Vieh auch gaſtfreier und redlicher, zeichnen ſich ſogar durch ihre Gelehrten aus. Ihre Krieger ſind berühmte Reiter, tragen Schuppenharniſche und fechten nur zu Pferde mit Lanzen. Wenn einheimiſche Fehde es nicht verhindert, ſo dehnen ſie ihre Raubüberfälle wohl bis Darfur aus, — aber doch iſt überall der Gaſtfreund eine geheiligte Perſon. — Nördlicher aber, an den Geſtaden der Syrten, wo kein Grashalm wächſt und der vom Meere her in die Wüſten einbrechende Nordwind die Schiffe ſcheitern macht, iſt keine Sitte der Gaſtfreundſchaft einheimiſch. Geiern und Adlern gleich lauert hier der Beduine auf die Beute, die ihm das Meer auswerfen ſoll, und ſein grauſamer Räuberſinn macht das Ufer zum ſchrecklich-

sten für gestrandete Schiffe. Kaum erhebt sich aber der Boden im Berglande Cyrenaikas, wo die Luft rein und lieblich, und unter den Trümmerstätten verschwundener Völker der Oleander und die Cypresse ewig frisch aufschießt, so wandelt auch der Beduine wieder seine Gestalt; nach patriarchalischer Weise lebt er hier in großer Abgeschiedenheit und Einsamkeit von seinem Heerdenreichthume. Schlank, mager, von broncirter Gesichtsfarbe bringt der Mann als ächter Nomade seine Zeit in Unthätigkeit zu, seinen Taback kauend; während die Last der Geschäfte auf den Weibern liegt.

Nahe verwandt mit diesen Beduinen sind die vorzugsweise den hohen Atlas bewohnenden Berbern. Aber so wie das ganze Plateau der Berbern nicht innerhalb der abgeschlossenen Form des afrikanischen Typus liegt, sind auch seine Bewohner nicht unter den rein afrikanischen Charakter mit begriffen, sondern — gleich dem Lande — mehr dem Oriente und Occidente zugewandt. Mittelgroß, schlank, kräftig, lebensvoll, mit weißlicher Hautfarbe und nicht selten blonden Haaren, möchte man sie vielleicht oft eher für Norddeutsche, als für Bewohner Afrikas halten. Sie scheeren den vorderen Theil des Kopfes, und lassen das Haar nur am Hinterkopfe wachsen; tragen am Kinn etwas Bart; ernähren sich durch Viehzucht, Ackerbau und Bienenzucht, und sind stolz auf ihre Unabhängigkeit und Freiheit. Vom November bis zum Februar wohnen sie mit ihren Heerden lieber auf den höchsten Stationen, in Höhlen und unwirthbaren Gegenden, als daß sie die vier Wintermonate hindurch in die Thäler

zogen, wo sie abhängig sein würden. Oben auf den Höhen steht — ähnlich wie im asiatischen Kaukasus, — Kabyle gegen Kabyle, oder Stamm gegen Stamm; ja Dorf gegen Dorf und Haus gegen Haus in beständiger Fehde. Die Blutrache zerstört alle Familien, und macht diese Völker zu den rohesten Menschen, aber dennoch sind sie ein nie besiegtes Volk, und sogar die Muhamedanische Lehre, welche von ihnen angenommen ward, konnte sie selbst doch nicht verändern.

Ähnlich schroffe und zerrissene Verhältnisse im Völkerleben würden wir in fast allen ähnlich schroffen und zerrissenen Gebirgen finden; Verhältnisse, welche wohl die Phantasie aufzuregen vermögen, aber die Seele nicht laben; die ewig vom Untergange bedroht erscheinen, aber doch unwandelbar fest stehn, wie die Felsenklippen selbst. Wir dürften in Europa nur an die Bergschotten, Norweger, Mainoten, Montenegriner, Tyroler, Basken u. s. w. erinnern. — Aber grade in diesen Klüften, zwischen diesen steil emporragenden Bergesgipfeln und tiefen Schluchten ist es, wo die eigentliche Quelle alles Erden- und somit auch Völker-Lebens entspringt, wo sich aus den Lüften des Himmels der Thau und Regen niederschlägt. Schon die Kühle jeder Bergeshöhe vermag einen Niederschlag zu bewirken, wenn die in den heißen Thälern mit Dämpfen gesättigten Luftmassen zu ihnen emporsteigen; aber weit mehr ist es noch der Fall: wenn Luftschichten von verschiedenen Temperaturen nahe bei einander liegen, und sich nur nach der im kühlen Schatten liegenden Seite des Berges von der entgegengesetzten, von der

Sonne beſchienenen her, hinüber zu ergießen brauchen, um Wolken und Regen zu erzeugen; denn ſtets wird ein Niederſchlag gebildet, wenn ſich zwei mit Dämpfen geſättigte Luftmaſſen von verſchiedenen Temperaturen mit einander miſchen. Sind die Luftmaſſen auch nicht mit Dämpfen geſättigt, ſo werden ſie doch bei einer ſolchen Miſchung feuchter, und daher kann es bei großer Temperaturverſchiedenheit geſchehn, daß aus zwei ziemlich trocknen Luftmaſſen bei ihrer Mengung Waſſer herabfällt *). Die fernere Betrachtung wird uns bald das genauere Verhältniß kennen lehren, in welchem die Entwicklung des Völkerlebens zu der im Lande vorhandenen Feuchtigkeits- und Waſſermenge ſteht.

Dem ſchon oben angedeuteten Plane gemäß ſchreiten wir bei der Betrachtung dieſer »Länder mit Waſſerreichthum« von den Höhen zu den Tiefen hinab; und unterſcheiden bei den Höhen ſelbſt diejenigen, welche auf Hochflächen bei allgemeiner Trockenheit der Luft nur einzelnen Quellen das Daſein geben, dann diejenigen, welche ſowohl Quellen als auch ſtete Luftfeuchtigkeit beſitzen, und zuletzt ſolche, in denen die Gliederung der Höhe dauernd einen ſo ſtarken Niederſchlag bewirkt, daß Flüſſe erſcheinen. Wir könnten ſie wohl, dieſer Abſtufung gemäß, mit den Namen: Garten-, Weide-, und Wald-Hochländer bezeichnen.

Als Garten-Hochland ſteht uns das weite und

*) Kämtz: Vorleſungen über Meteorologie. Halle 1840. S. 128.

hohe Binnenland des Plateaus von Iran vor Augen. Im Allgemeinen ſind hier die Lüfte im Sommer ſo trocken, daß auch der glänzendſte Stahl, zu jeder Tageszeit an die Luft gelegt, nicht den geringſten Roſt erleidet. Bei Tage ſtrahlt der ewig heitre Himmel glühende Hitze, des Nachts mit ſeinem Sternengeflimmer Kälte hernieder, und nur an den Orten, wo Seewinde anſchlagen und Thau ſpenden, wird der Gedanke an die Wüſte verſcheucht. Als ein ſolcher Ort iſt vorzugsweiſe Schiraz geprieſen, welches an der Gränze liegt, wo Hoch-Iran teraſſenförmig zum Tieflande abfällt. Nordwärts gedeiht kein Grashalm, keine Palme mehr; hier aber in dem »Roſengarten von Farſiſtan« iſt das Fruchtklima für die köſtlichſten Trauben und Orangen, das Klima mit dem blauen, heitern, ſelten bewölkten Himmel überdeckt; nach der Mittagshitze die reizendſten Sommer-Morgen und Abende; im Herbſte balſamiſch duftende Lüfte darbietend; denn hier reifen treffliche Pfirſiche, helle Pflaumen, große und duftende Quitten, Mandeln, Aprikoſen und Feigen. Nur die Aprikoſe möchte beſſer im Thale am Oſtfuße des Arwand, im Süden von Hamadan, gedeihn, wo »die Blüthen duften wie Moſchus, die Flüſſe das reinſte Waſſer haben, die Reiſenden ſich in den Gärten erquicken im Schatten der Bäume am Girren der Turteltauben und am Geſange der Nachtigall.« Zugleich ſteht hier der Menſch in ſeiner Schönheit da. Wenn ſich auch das Geſchlecht der alten Parſen, Meder und Baktrier ſpäter mit Arabern, Turkomannen, Mongolen und Armeniern oft vermiſcht hat, ſo beſtehen doch noch

die alten Sitten und Gebräuche, und die Wohlgestalt des Körpers hat Nichts verloren. Besonders wird die Schönheit der Frauen gepriesen: »die Mädchen mit Augen schöner als Gazellenaugen, mit Haarlocken schöner als dunkle Trauben, und mit Gesichtszügen, schöner und süßer als Rosenknospen *).« —

Ein Weide-Hochland in größerem Maaßstabe, ein breites Alpenland finden wir an den oberen Nilquellen, vor den hohen Continent Afrikas gelagert, und durch seine Bodengestalt und Beschaffenheit eben so sehr vom übrigen Afrika verschieden, als durch die Körperbeschaffenheit und den Charakter seiner Bewohner.

Der weiteste aber niedrigste Vorsprung dieses Alpenlandes gegen NO. ist die Terrasse des Baharnagasch, welche die Küstenfläche gegen das rothe Meer beherrscht; nach NW. fällt es in die tiefere Ebene von Sennaar und Kordofan ab: — der beschwerlichste Zugang, verbunden mit dem natürlichen Reichthume des Nordrands, in Habesch der Überfluß an allen Lebensbedürfnissen, an Alpenvieh, Pferden, nutzbaren Thieren und Gewächsen aller Art, die Mannichfaltigkeit und Eigenthümlichkeit seiner Bewohner, der Sitz älterer Cultur, und seit dem Jahre 330 die Ausbreitung des Christenthums in dem einzigen afrikanischen Lande, in der Mitte zwischen Götzendienern und zelotischen Muhamedanern, das Quellland des Nils, — dies Alles erregt unsere Aufmerksamkeit. — Noch über das Habessinische Alpenland ragt von Süden her aus dem

*) Mac Pherson: Voy. I. p. 218.

innern unbekannten Hochlande eine hohe Terraſſe hervor, von der Narea einen Theil ausmacht. Sie theilt die ſtrömenden Waſſer zwiſchen dem Mittelmeere und dem Indiſchen Oceane, hat Kornland, Viehheerden und Überfluß an allen Lebensbedürfniſſen, aber zeichnet ſich vorzüglich durch die Bewohner aus, welche die hellfarbigſten aller Bewohner der äthiopiſchen Lande ſind, und ſogar die Habeſſinier an körperlichen und geiſtigen Gaben übertreffen ſollen. — Das Alpenland Habeſch, rings von Felſen und feindlichen Völkern umgeben, wird von den Bewohnern ſelbſt mit der Denguelat, einer prachtvollen Blume von der Cactusart, die aber diſtelartig mit ſtachlichten Kelchen umgürtet iſt, verglichen. — Die ganze Ausdehnung der Hochterraſſe iſt größtentheils mit Alpenweiden bedeckt, in einzelnen flachen Ebenen trefflich bebaut, faſt überall waldleer, aber ſtark bewäſſert, reich an zahlloſen Heerden, zumal von Rindern und Pferden, und von einem ſchönen, kraftvollen, ſcharfſinnigen Menſchenſchlage bevölkert, der in fortwährendem Kampfe mit ſeinen Nachbarn, alle Wortheile genießt, die ein fruchtbarer Boden und ein Himmel mit Frühlingsluft gewährt. Nur die Natur des Hochlandes, das wie ein Bollwerk von allen Seiten gegen ſeine Feinde aufſtarrt, hat dem habeſſiniſchen Volke vielleicht ſeit Jahrhunderten ſeinen Sitz und ſeine politiſche Freiheit erhalten. — Der Habeſſinier hat große Augen, iſt ſchlank gebaut, ſchön geſtaltet, von dunkelbrauner in das Hellere, ja bei den Frauen bis zum Weißen übergehenden Farbe. Obwohl unter dem 12ten Grade nördl. Breite in der Mitte von Afrika lebend, iſt er doch

nicht von negerartiger Bildung; ſondern hat mehr arabiſche und europäiſche Geſichtszüge, und eine ſchöne, ovale Geſichtsform. Die Kinnladen bilden ſchroffe Winkel, und mit den vortretenden Backenknochen einen regelmäßig ſchönen Triangel; die Lippen ſind dick, ohne aufgeworfen zu ſein, die Zähne ſo weiß und ſchön wie bei den Negern, ohne zu prominiren. — Immer unter freiem Himmel, wo ſie ſelten als Hirten, Jäger, Wanderer oder Krieger einen Weg in ihrem Leben zum zweiten Male machen, gedeiht dieſer Menſchenſchlag bei früher Mannbarkeit und Polygamie. Das Weib tritt mit dem 10 bis 12ten Jahre, der Mann mit dem 14ten in die Ehe. — Die Kleidung der Wohlhabenderen iſt Baumwollenzeug, der Ärmeren: Felle; ihr Getränk: Meth und eine Art von Bier; die gewöhnliche Nahrung: Milch, Butter, Honig, rohes Fleiſch und Brod. — Im Lande ſind wenig Städte, aber alle Thäler und Berge voll von Wohnungen, in denen bei aller Armſeligkeit doch wie in jedem Alpenlande, die Gaſtfreiheit einheimiſch iſt. — Vielleicht, daß ſich vor unſern Augen die Geſtalt des Habeſſiniers deßhalb noch kühner und ſtolzer hebt, weil gegen ſeine glücklichen Bergesfeſten die ſchon erwähnten Wogen der Gallahorden anbrauſen. —

Um uns nun endlich auch noch den Charakter eines Wald-Hochlandes zu vergegenwärtigen, wenden wir unſern Blick nach einer Erdſtelle hin, welche ausgezeichnet wie wenige daſteht; nach jenen Gebirgen, welche eine Gigantenhand zwiſchen den Pontus Euxinus und das Kaſpiſche Meer baute, und in allen Richtungen mit langen und tiefen Bergſchluchten durchſchnitt, um ſchönen und le-

chenden Thälern Raum zu geben; nach jenen schneegekrönten Bergesgipfeln, auf welchen einst nach griechischer Mythe der Entwender des himmlischen Feuers angeschmiedet ward; nach den Regionen des Kaukasus, so alt, so wild und so romantisch, so jugendlich schön und so manneskräftig, so bedeutend in physischer und politischer Rücksicht. Nur aus den Gegensätzen des Landes werden wir uns auch die Gegensätze im Charakter seiner Bewohner, — von denen schon oben als Repräsentanten der Kaukasischen Rasse die Rede war, — erklären können. — Bald zeigt sich wilde Härte und Grausamkeit, und bald wieder die höchste Unbefangenheit und Unschuld; bald durchdachte List und Schlauheit, und wieder die heiligste Treue des gegebenen Wortes und des gastlichen Heerdes; das feinste Ehrgefühl und Drang nach Ruhm und Thaten, neben ungezähmtem Hange zu Diebstahl und Räuberein; unbegränzte Freiheitslust, welche sich willig dem Tode opfert, und zugleich die höchste Achtung und Ehrfurcht vor altfürstlichen Geschlechtern, ja sogar ein freiwilliges Hingeben in Sclaverei. — Überhaupt: »so nahe wie im Lande die eisigen Bergesgipfel und die lachenden Thäler, stehen sich im Charakter der Bewohner alle menschlichen Tugenden und Laster.« — Auch die Sprache der meisten kaukasischen Völkerschaften ist charakteristisch; sie sprechen ihre Laute nicht, wie sonst gewöhnlich der Fall ist, nach außen, sondern ziehn häufig den Athem zurück, und stoßen ihn dann gewaltsam vorwärts, wodurch die Laute bedeutend verstärkt werden, und einen dumpfen, hohlen Klang erhalten. Die

Sprache trägt gleichsam schon in ihren Äußern den Stempel der Nation; sie zeugt von einem beständigen Kampfe, von heftigen Leidenschaften, und dem Bestreben: Schwierigkeiten aller Art zu überwinden, welche man sich selbst zu schaffen scheint, um in beständiger Übung, in beständigem Kampfe zu bleiben, damit man nicht Gefahr laufe, durch Weichlichkeit und Verzärtelung seine Selbstständigkeit zu verlieren. Von diesem Streben ist aber nicht allein die Sprache, sondern auch Verfassung, Gesetz und Sitte, das häusliche und das bürgerliche Leben in gleicher Weise durchdrungen. — Im Allgemeinen verachten die zahlreichen Völkerschaften und Klane des Kaukasus, als ächte Söhne der die Freiheit beschützenden Berge, die Civilisation, die ihnen mehrmal im Laufe der Jahrhunderte in Begleitung der Sclaverei von Asien wie von Europa her angeboten wurde. Ihre niedrigen, aber freien Hütten, schätzen sie höher, als Palläste; ihre schlechte Nahrung dünkt ihnen schmackhafter, als die Leckerbissen der Höflinge des Schachs, des Kaisers oder des Zars; und sie versagen sich auch alles das, was sie leicht durch Tauschhandel vom Auslande erhalten könnten, um von diesem nicht in irgend einer Beziehung abhängig zu werden. Man hat kein Beispiel der verletzten heiligen Rechte der Gastfreundschaft; aber wer das Land zu betreten wagt, ohne sich im Voraus des Schutzes eines Mitglieds der Gaugemeinschaften versichert zu haben, ist unrettbar der Sclaverei verfallen. — Auf ähnliche Weise paaren sich Härte und Milde bei den Eltern in Rücksicht auf ihre eigenen Kinder. Der Knabe ist Eigenthum der Nation, und wird selten im Hause seiner

Eltern, sondern gewöhnlich außerhalb desselben von einem Pflegevater erzogen; nach vollendeter Erziehung kehrt er im Triumphe zurück. Die weibliche Jugend erfreut sich einer großen Freiheit, — aber sowohl über Mädchen als Knaben ist der Vater der unumschränkte Herr; er kann sie nach Gutdünken tödten oder als Sclaven verkaufen. Auch hat der Bruder, wenn der Vater gestorben ist, ein gleiches Recht über seine Schwestern; aber diesen erscheint es als kein besonderes Unglück, in die Fremde verkauft zu werden. Ja, es ist dies im Gegentheil oft der Wunsch des Jünglings wie des Mädchens, indem sie hoffen: dadurch zu Ehren und Ruhm empor zu steigen. So kömmt es, daß dieses auf seine Freiheit so stolze Volk oft hinzieht, um der Sclave des verweichlichten Persers, des stolzen Arabers, oder des wollüstigen Türken zu werden.

Von den verschiedenen Völkerschaften des Kaukasus sind vorzugsweise zu nennen: im Westen die Tscherkessen oder Circassier, mit den ihnen tributpflichtigen Abassen, welche meist Christen sind, sanftere Sitten haben und Gewerbe treiben; — im Mittel-Kaukasus die blonden, blauäugigen Osseten; im Osten die Lesghier, als Straßenräuber im ganzen Kur-Thale gefürchtet; — im Norden die nogaischen, kosakischen und truchmenischen Türken; — im Süden die Georgier. — Diese sind die Hauptnation in den Thälern des Kur und Rioni; sie theilen sich in mehrere Völkerschaften. Zwischen den weicheren Völkern des Südens, und den harten und rauhen des Nordens gelegen, erinnern sie durch ihre merkwürdige Schönheit an die Dichterworte: »Denn, wo das Strenge mit dem Zar-

ten, wo Starkes ſich und Mildes paaren, da gibt es einen guten Klang.« Chardin ſagt von ihnen *): »Der Stamm der Georgier iſt der ſchönſte des Orients, und ich kann wohl ſagen: der Welt. Ich habe in dieſem Lande kein häßliches Geſicht unter keinem der beiden Geſchlechter bemerkt. Aber ich habe Engelsgeſichter geſehn. Die Natur hat hier die meiſten Weiber mit Reizen geſchmückt, welche man ſonſt nirgends ſieht. Mir ſcheint es unmöglich: ſie zu ſehn und ſie nicht zu lieben. Reizendere Geſichter, ſchöneren Wuchs als den der Georgierinnen kann man nicht malen.«

Die Tſcherkeſſen ſtehen nach Neumann's Schilderungen **) den Georgiern an Schönheit des Körperbaues nicht weit nach, nur daß das ganze Gepräge eine größere Kraft und Feſtigkeit andeutet; und auch die Geſichter der Tſcherkeſſinnen haben gewöhnlich ſehr ſtarke, ausgeprägte Züge, — aber doch rühmen die Dichter ihr »Gazellen-Auge,« und nennen es: »einen tiefdunklen, geſtirnten Himmel.« Aus den von Natur ſehr ſtarken Augenbraunen reißt man ſich meiſt Haare aus, damit ſie dünner werden. Der obere Theil des Körpers iſt bei beiden Geſchlechtern zart und flach, denn die Kinder werden von der frühſten Jugend eingeſchnürt; ein ſtarker Buſen könnte — als Zeichen der Mutter — einem Mädchen nur Schande bringen. — Die Wohnungen ſind durchgängig

*) Th. I. S. 171.

**) K. F. Neumann: Rußland und die Tſcherkeſſen. Stuttg. und Tüb. 1840.

von Stroh, Rohr und Holz; wer sich ein festes, mit Ringmauern versehenes Haus bauen wollte, würde für schwach und furchtsam gehalten werden; und so gibt es im Lande überhaupt keine Festungen. — Einen Verräther entschuldigt keine Ursache und kein Vorwand, er ist unrettbar der Sclaverei verfallen. — Die Tscherkessen sind im Ganzen ein höchst poetisches Volk, voller Phantasie, lebhaften Geistes und tiefen Gefühls für Schönheiten der Natur. Ihre Gesänge, welche bei Gastmählern oder andern Festen von besonders dazu bestellten Barden vorgetragen werden, erinnern lebhaft an die Heroenzeit des griechischen Alterthums *).

Erkennen wir also in diesen Wäldern und Bergen ein in ganz entsprechender Weise ausgeprägtes, kräftiges Naturleben, so finden wir, den Lauf der in diesen Bergen entsprungenen Flüsse verfolgend, die verschiedenartigsten ferneren Entwicklungsformen der Völker, wenn auch auf einer neuen, tiefen Entwicklungsstufe beginnend, doch endlich in ein höheres Geistesleben übergehend.

Die Gränze zwischen den Hoch- und Tiefländern wird häufig durch einen feuchten, sumpfigen, mit Wald bedeckten Saum bezeichnet, in welchem unvertilgbare Geschlechter wilder Thiere und Menschen hausen. So umgürtet z. B. den Fuß des Habessinischen Alpen-

*) Man vergleiche: „Blätter aus dem Tagebuche eines Reisenden am Kaukasus.“ Allgem. Augsb. Zeitung. Den 6ten Jul. 1839.

landes in einer Breite von 8 bis 12 Meilen eine Wäldregion, welche in den Sümpfen, die durch die Tropenregen gebildet, und eines ableitenden Flußbettes noch ermangelnd, in üppigſter Fülle empor ſchießt. In den weitläuftigen Wildniſſen dieſer Waldungen ſind die Wohnungen zahlloſer Heerden wilder Thiere; dies iſt der Aufenthaltsort der Elephanten, der Rhinocerote, der wilden Büffel, der Eber, des Hochwildes, — und ihrer eben ſo zahlreichen Feinde, der wüthenden Panther, Leoparden, Löwen und zahlloſen kleineren Raubthiere. Das Laub und die Zweige der Bäume ſind mit Vögelſchaaren und Affenheerden bevölkert, die Sümpfe und ſtehenden Lachen mit Crocodilen, Schlangen, Eidechſen und Scorpionen. — Mitten unter denſelben wohnt das Volk der Schangalla, dem dieſe Region ſeit wenigſtens 2000 Jahren die Heimath geweſen. Alle ſind Jäger- oder Fiſcher-Völker, die weder Viehzucht noch Ackerbau treiben. Sie hauſen in den dichteſten Wäldern unter den Bäumen, deren Zweige ſie mit Thierhäuten behängen, und ſo Hütten bilden, in denen gewöhnlich viele dieſer Schwarzen beiſammen wohnen. Von da aus jagen ſie ihr Wild, und ſcheuchen die reißenden Thiere zurück. Gegen die Regenzeit ſammeln ſie Wintervorrath; denn ſo wie ſich der ſchwarze Boden in Schlamm und Sumpf verwandelt, verlaſſen ſie ihn und ziehen ſich in die einſamſten Bergketten zurück, wo ſie in Höhlen wohnen, die ſie an den ſteilſten, unzugänglichſten Felswänden in den weichen Sandſtein eingraben. Wenn aber die Sonne von ihrem Zenith zurückgeht, und die Tropenregen aufhören, kriechen ſie

auch aus ihren Höhlen hervor, und kehren mit dem blauen Himmel in ihr Jagdrevier zurück. Hier, wo indeß der ganze Boden sich mit Gras, und Gebüsch und Rohr bedeckt hat, wird dieses nach der ersten Trockniß von ihnen in weiten Strichen niedergebrannt, und nun hausen sie wieder unter Bäumen, und wiederholen ihre Jagden. Aber zugleich beginnt auch die gefahrvolle Zeit für sie; denn der Habessinier unternimmt sogleich auch wieder seine Jagden auf Raubthiere und Schangalla, doch vermag er so wenig jene wie diese auszurotten, da das Heimathland ein ewiges Bestehen sichert. — Ähnliche Verhältnisse zeigen neben vielen andern, in gleicher Weise gelagerten Erdstellen, vorzugsweise auch die Nila-Giri, oder blauen Berge von Koinbatore und Malabar *).

Treten aber die an den Gebirgen niedergeschlagenen Dämpfe als fließende Wasser in die tiefer gelegenen Landschaften ein, so finden sich hier entweder noch *unentwickelte*, oder sich *entwickelnde*, oder bereits *entwickelte Flußbetten*.

Das Binnenland Neuhollands möchte uns die großartigsten Beispiele für die unentwickelten Flußbetten darbieten können; da aber die genaueren Nachrichten über diese Gegenden noch fehlen, so blicken wir lieber auf einzelne Gegenden Amerikas hin, wo wir die ähnlichen Erscheinungen vor Augen haben.

Es ist dies weitläuftige Festland, nach A. v. Humboldt's Ausdruck **), noch merkwürdiger durch die Aus-

*) Ritter: Erdkunde. Asien. Bd. IV, 1. S. 951 ff.

**) Reise in die Aeq.-Gegenden. Th. IV. Bd. VIII. C. XXIII.

dehnung und Einförmigkeit seiner Ebenen, als durch die Riesenhöhe seiner Cordilleren. Erscheinungen, welche wir auf unserer Halbkugel fast einzig nur an den Küsten des Oceans beobachten, stellen sich in Amerika auf 3 bis 400 Lieuen Entfernung von der Ausmündung der Flüsse dar. Der Fall der Gewässer ist ausnehmend gering, öfters beinah unmerklich. Auch vermögen schon der schwächste Wind, oder der höhere Wasserstand des Hauptstroms, das Wasser der in denselben auslaufenden Flüsse rückwärts zu drängen. Der Rio-Arauca zeigt das Schauspiel dieses Aufwärtsfließens oftmals. Die Verästelungen, die Gabeltheilungen und netzförmigen Verzweigungen müssen sich in's Unendliche vervielfältigen. Die Anspülungen, welche sich überall bilden, wo die Schnelligkeit des laufenden Wassers sich mindert, erhöhen die großen Strombetten, und die Überschwemmungen mehren sich; Flußarme und schmale Kanäle, welche benachbarte Flüsse vereinbaren, eröffnen oder verstopfen sich; ja es werden sogar bei dem periodischen Wachsen der Gewässer die trennenden Flächen durch allgemeine, unübersehbare Überschwemmungen verdeckt. In den niedrigsten Gegenden bleiben später dicht beschattete Sümpfe zurück, über welche selbst die äquatoriale Sonne Nichts vermag. »Der Boden ist wie ein Schwamm mit Wasser durchzogen, und weit häufiger noch als an der Oberfläche findet Verbindung größerer und kleinerer Ströme unter der Erde mittelst Durchsickerung statt« *). Die Pflan-

*) E. Pöppig: Landschaftliche Ansichten. Leipzig 1839. S. 206 ff.

genwelt tritt mit einer Alles bewältigenden Fülle auf, und wohin das Auge sich wendet, gewahrt es denselben unendlichen Urwald. — Aber für den Menschen, der hier im Auge des Beschauers fast als etwas in der Ordnung der Natur Außerordentliches erscheint, enthalten diese unermeßlichen Forsten doch Alles, was ihm in seinem roheren Naturzustande als Bedürfniß erscheint. Aber indem die Pflanzenwelt dem Menschen in dieser Üppigkeit und Fülle entgegen tritt, ist sie es auch zugleich, welche sein Geistesleben gleichsam umrankt und in pflanzlichen Schlummer einwiegt. Der Urbewohner dieser Wälder ist zufrieden, wenn er das erlangt hat, was ihn die Natur überall finden läßt, ohne Arbeit dafür zu erheischen. Selbst durch die eindringenden Fremden erfuhr seine Lebensweise seit Jahrhunderten keine weitere Veränderung, als etwa die durch sparsame Einführung von eisernen Werkzeugen hervorgebrachte. Zufrieden mit der gemeinsten Nahrung; ohne Mißgefühl die Bequemlichkeiten entbehrend, welche im Norden auch dem Ärmsten seine Hütte werth machen; ohne großen Nachtheil auf den Beistand seiner Mitmenschen verzichtend, steht er für jede fortschreitende Civilisation fast unzugänglich da. So wie ein Individuum, so ist sich auch jeder kleine Haufen vollkommen genug, und die Vereinigung wird stets mehr Folge des Zufalls oder der Gewöhnung, als des eigentlichen Bedürfnisses sein. Jene Völker sind daher in zahllose kleine Stämme zerspalten, die sich kaum bei gemeinsamer Noth vereinigen. Der Sieg über eine feindliche Horde wird durch eine Mahlzeit gefeiert, bei welcher einige Stücke von dem Leichname eines

Gefangenen verzehrt werden. Erst die Gesittung ist es, welche dem Menschen die Einheit des Geschlechtes fühlbar macht, und die ihm seine Verwandtschaft mit Geschöpfen, deren Sprache und Sitten ihm fremd sind, so zu sagen offenbart. Die Wilden kennen einzig nur ihre Familie; ein Stamm ist in ihren Augen nur ein zahlreicher Verein von Verwandten, und wenn unbekannte Indianer aus den Wäldern in den von ihnen bewohnten Orten eintreffen, so sagen sie wohl: »Es sind dieses gewiß Verwandte von mir, denn ich verstehe: wenn sie mit mir reden *).« Eben diese Wilden verabscheuen Alles, was nicht zu ihrer Familie oder zu ihrem Stamme gehört; sie kennen die Pflichten gegen Familie und Verwandte, aber nicht jene der Menschlichkeit, welche die Überzeugung eines gemeinsamen, alle uns gleichartigen Geschöpfe umfassenden Bandes voraussetzt. Ziehen aber auch die Sprache, gewisse äußere Abzeichen und oft ein feindlicher Haß die schärfsten Gränzen zwischen den einzelnen Stämmen, so ist doch die Gleichförmigkeit des Moralischen, ungeachtet großer Entfernungen der gegenseitigen Wohnorte, und des Erleidens verschiedenartiger Einflüsse ein seltsam charakteristischer Zug der Wilden Amerikas. Allen hängt eine schwer besiegbare Abneigung gegen Civilisation, sogar eine Unfähigkeit an, sich dieselbe über einen gewissen Punkt hinaus anzueignen. — Eben so fest wie der Charakter dieses Landes, steht auch der seines Urbewohners da. —

*) A. v. Humboldt: Reise in die Aequinoct. Gegenden. l. c.

Wir ſtellen jetzt die ſich entwickelnden Flußländer neben dieſe noch unentwickelten, und verſtehen unter denſelben ſolche: in denen das fließende Waſſer zwar für gewöhnlich ſchon ein beſtimmtes Flußbett gewonnen hat, doch aber zu Zeiten noch daſſelbe verläßt und alsdann auf die Umgeſtaltung des Landes mehr oder weniger einwirkt. Zunächſt iſt es Ägypten, welches uns als ein Land dieſer Art erſcheint.

Der Nil fließt von Syene bis Kairo, wo die Stromſcheidung in einem Thale von zwei Meilen mittlerer Breite; der öſtliche Höhenzug füllt das Land bis zum rothen Meere; der andere, im Weſten von Libyen aufſteigend, zieht wie ein glatter, furchtbar öder, oft vier Tagereiſen breiter Damm dahin, das Nilthal gegen die Wüſten Libyens zu ſchützen. Nähert ſich eine Caravane, die ſeit Monaten die heiße, einförmige, waſſerleere Nubiſche Wüſte durchzog, riecht das Kameel und ſein Treiber den fernen Nil, ſo erwachen die müden Lebensgeiſter zu neuer Lebensluſt. Der Eindruck, mit dem die helle, weiße Trauerwüſte die Seele belaſtete, verſchwindet; denn: »nach dem Tode erſcheint das Paradies;« es eröffnet ſich die Ausſicht in das erweiterte Ägypten, an deſſen Eingängen die dunkelfarbigen Granitgebirgsketten, die Felſengüſſe, die ſchäumenden Waſſerſtrudel, die Klippeninſeln mit ihren Rieſenmonumenten, gleich geheimnißvollen Wächtern, ſtehn: das alte Wunderland der Welt von der Mittagsſeite her zu ſchützen. — Aus Mittelägypten tritt der Nil am Vorſprunge der Libyſchen Kette, welche die Pyramiden krönen, nordwärts in Ägypten ein, und durchſtrömt von da an

unabsehbare, aus Sand und Fruchtschlamm aufgeschüttete Flächen ohne Berg, ohne Hügel, ohne Feldstein. Wie das Land in seinem untern Theile gar nicht existiren würde, wenn nicht der Nil im Laufe der Jahrtausende die Deltas aufgefahren hätte, so würde der Boden auch in den südlicheren Gegenden ohne Nilschwelle eine völlige Einöde sein; denn keine freiwillig wachsende Pflanze findet sich hier, sondern nur von Menschenhand gesäete. Daher Amru's, des Eroberers von Ägypten, Beschreibung seiner neuen Provinz für den Chalifen Omar: »Ägypten ist erst ein ungeheures Staubfeld, dann ein Süßwassermeer, und dann ein Blumenbeet.« — Zur trocknen Jahreszeit ist dieser Boden sehr schwer zu bereisen wegen der großen Erdspalten, in welche die Oberfläche zerberstet; zur Überschwemmungszeit oft aber noch weniger, wegen der Hemmung aller Straßen und Wege, und der Seichtigkeit der überschwemmten Wasserflächen. Scheint Ägypten auch durch seine Lage bestimmt, mit einer großen Zahl naher und ferner Länder in Berührung zu kommen, so mußte es doch vermöge seiner natürlichen Beschaffenheit, das Vaterland eines abgesonderten, in sich abgeschlossenen, seltsamen Volkes werden. Der Nil, welcher die Bewohner seiner Ufer nicht ins Mittelmeer führen zu wollen scheint, erleichtert ihnen den Verkehr im Innern auf verschiedene Weise. Sein Bett ist tief, sein Lauf ziemlich langsam, zur Zeit des großen Wassers wehen Nordwinde, Schiffe befahren das Land bis an die Gebirge, welches Material zu Bauten, und Höhlen zu Wohnungen darbietet. Die Zeit der Überschwemmung ist eine Zeit der Aufregung, der

Hoffnung, des Handels, der Feste. — aber mit dem Waſſer ſinkt auch wieder die Fröhlichkeit. Der Nil war der Erzieher und Bildner der erſten Bewohner; er zwang ſie: Dämme und Kanäle zu baun, die Meßkunſt zu erfinden, die Sternkunde zu erweitern. Aber der Anblick der weiten Sand-, Waſſer- und Sandwüſten mußte der Seele einen tiefen Ernſt geben; die Dürre der einen, die Näſſe der andern Jahreszeit an ruhiges Verharren und einſame Selbſtbeſchauung gewöhnen; und ſo waren auch zur Zeit ihres höchſten Glanzes die Ägypter ein düſteres, wenn auch gewerbfleißiges Volk. Lange Jahrhunderte mit dem Bau von Tempeln und Wohnungen für die Todten beſchäftigt, welche ſowohl durch die daran erwieſene unermüdliche Geduld der Arbeiter und die Vollendung der Arbeit, als auch durch die koloſſale Größe und die vollkommene Übereinſtimmung ihrer Anlage mit der ſie umgebenden Natur in Erſtaunen ſetzen, ſollte auch nicht im einzelnen Augenblicke ein Strahl der Freude das Leben erleuchten, ſondern es prangte z. B. beim Gaſtmahle eine ausgeſtellte Leiche: »das Leben ſtets an den Tod zu erinnern.« — Die älteſten Bewohner des Landes waren die Kopten, den Negern ähnlicher als den Abyſſiniern; verſtändig und gewerbſam mit Handwerken und Handel beſchäftigt; jetzt durch eine lange Sclaverei ſehr verderbt. Es wanderten die Araber ein, und diejenigen von ihnen, welche Hirten und Ackerbauer, Fellah genannt, oder Handwerker und Handelsleute wurden, näherten ſich in ihrer Phyſiognomie mehr und mehr den Ureinwohnern, wurden dafür aber auch von dem andern Theile des Volkes, welcher ſein Wan-

verleben fortsetzte, und unter seinen leichten Zelten die alte Freiheit und die alten Sitten bewahrte, den Beduinen, aufs Tiefste verachtet. Wenn später auch Türken, Armenier, Juden, Europäer und Neger das Land durchzogen, so blieben sie alle doch Fremdlinge im Lande, so lange sie irgend ein Gedanke an die frühere Heimath band; nur die völlige Abgeschlossenheit von der übrigen Welt konnte den Charakter und die Physiognomie des Ägypters verleihn.

In der Reihe der sich entwickelnden Flußländer erscheinen die beiden Zweistromländer Asiens »China und Indien,« als um eine Entwicklungsstufe höher wie Ägypten gestellt; es entfaltet sich hier das Todes-Leben jenes Landes zu lebendigeren Gestalten, ohne daß jedoch die Entwicklung vollendet, und ein freieres Völker- und Geistesleben erreicht würde.

Das Chinesische Tiefland, welches durch die beiden Ströme Hoangho und Yan-the-Kiang charakterisirt wird, zieht zunächst unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die Quellen dieser Flüsse, welche in ihrer ganzen Länge die der Themse z. B. etwa um das 13- und 15fache übertreffen möchten, entspringen in analogen Verhältnissen einander benachbart auf einer und derselben Hochterrasse, und fließen in entgegengesetzten Bögen benachbarten Mündungen zu. Zu demselben Systeme gehörend das gleichartig durch Ebbe und Fluth, durch Wind und Wetter, wie auch vom Meer influenzirt wird, kann man sie mit Recht »das östliche Riesenpaar der Zwillingsströme Asiens« nennen. Hier, wie bei denen des südlichen Asiens, bildet sich

eine charakteriſtiſche Form der Erdoberfläche aus, welche weder rein continental, noch rein oceaniſch iſt, ſondern zu beiden Gebieten gehört. Das weite, vom Flußwaſſer umgürtete Blachfeld wird von tauſend Flußarmen und Canälen durchſchnitten, und iſt voll von Lagunen, Moräſten und Seen, von denen viele nur Reſte ehemaliger Vereinigungen, Stromſcheidungen, und wahrſcheinlich ſehr großer neu gefüllter Meerbehälter und Meerbuſen ſind. Die Naturform, die größte ihrer Art in dem alten Continente, deren Eigenthümlichkeit durch die darüber hinſchwebende atmoſphäriſche Welt, und durch die Weltſtellung zum Ocean noch charakteriſtiſcher ausgewirkt wird, konnte nicht ohne den größten Einfluß auf die Entwicklungsgeſchichte ſeiner Bewohner bleiben. — Das meſopotamiſche Land wird bei den alten Chineſen für den Mittelpunkt der Welt, »die Blume der Mitte,« gehalten. Es iſt der frühſte Sitz der chineſiſchen Cultur, und weiterhin das Ziel aller Eroberer der Nachbarhorden, und wahrſcheinlich auch das erſte, lockende Ziel für die Chineſen ſelbſt geweſen, da ſie noch am obern Hoangho Barbaren und Höhlenbewohner waren. — Das natürliche Canalſyſtem dieſes oceaniſchen Gebietes von China iſt durch ein künſtliches zu einem ſolchen Zuſammenhange gediehn, daß ihm kein anderes auf der Erde gleichkommt. Eine Binnenſchifffahrt konnte dadurch zu Stande kommen, welche hier von dem ſonderbarſten Einfluſſe auf hundert Millionen Menſchen werden mußte, weil überall die auflöſende Kraft der flüſſigen Form der ſcharfen Individualiſirung entgegen tritt, und ſelbſt auf Menſchen- und Völkercultur jedesmal gene-

naliſirend einwirkt. Allein auf dem Kaiſerkanal, der den Norden und Süden des Reiches mit einander verbindend, faſt alle Flüſſe Chinas in rechtem Winkel durchſchneidet, fahren 10000 Schiffe des Kaiſers mit 200000 Mann Beſatzung, um ihm den Tribut ſeiner Unterthanen zuzuſchiffen: denn alle Beamte der Regierung erhalten ihre Beſoldung zur Hälfte in Reis, und der Reishandel iſt daher die Baſis alles Handels im chineſiſchen Reiche. Aber wie dieſe Schiffer des Kaiſers, ſo ſind alle Chineſen nur Fluß- und Küſten-Schiffer, und haben daher nie die große Verhältniſſe, über welche der Ocean Aufſchluß gibt, kennen gelernt. Indem in dieſem Tieflande der Menſch zu einer Culturmaſchine, zu einem Sclaven ſeiner Erdſcholle wurde, ſo ſtieg der Grund und Boden zu einem Werthe, wie ſonſt nirgends auf der Welt, ſo daß nicht einmal alle Chineſen das Glück, auf dem Lande zu wohnen, genießen können, ſondern viele ſich damit begnügen müſſen: ſtets »Waſſer-Nomaden« zu ſein. Alle Waſſer in China ſtehen Jedermann zur Benutzung, zu Fiſchfang und Cultur aller Art frei, kein Zoll irgend einer Art wird gegeben, und ſo ſind mehrere Waſſerſtrecken mit Schiffen und Wohnungen eben ſo ſehr wie das feſte Land bedeckt; ganze Fiſchervölker ziehen auf ihren Fahrzeugen umher; hinter dieſen Schiffen, welche Dorfſchaften bilden, ſchleppt man kleine Gärtchen auf Bambusflößen nach, darauf Schweinezucht und Schaaren von Enten. Ähnlich wie bei dieſen Flußvölkern hat auch im übrigen China der Charakter des Geſammten den des Individuums verſchlungen. »Die flüſſige Form des Waſſers regt überall durch den Wechſel und durch den

Kampf, in den es hinein reißt, die Kräfte der Völker früher zu einer höhern Cultur auf, doch nur zur Befriedigung der Triebe des irdischen Menschen ohne den höheren Sinn zu wecken; der Einfluß reicht nicht bis zu einer Cultur der Ideen. Das oceanische Gebiet wirkt überall als gleichförmig anregende Kraft auf den Menschen, als eine Masseneinheit, auf den Leib, nicht auf den Geist. Es schärft die Sinne, führt zu Fertigkeiten, Industrie, weckt den Handel und Wandel der Völker; — der Ausbildung des Menschen als Individuum, der ideellen Entwicklung, scheint der vorwaltende Einfluß des oceanischen Gebietes nicht günstig zu sein; dessen Naturgewalt bannt die Völker mächtig in seinen Zauberkreis *).« — So einförmig wie die Physiognomie der großen Provinzen des Reichs erscheinen auch Flora und Fauna, Klima, und die Art des einzelnen Menschen nach Physiognomie, Gestalt und Bildung. Das Gesicht ist fast so breit wie lang, die Augen schiefliegend, abwärts gegen die Nase geneigt; die Gliedmaßen sind klein, und besonders zeichnet sich das weibliche Geschlecht durch fein geformte Hände und sehr kleine Füße aus, welche letztere aber ihre Form meistens auch durch künstliches Zusammenpressen erhalten. Die Gegend um die Knöchel ist verhältnißmäßig dick, so daß die Füße dadurch ein säulenartiges Ansehn bekommen, die Hautfarbe ist gelblich, die Nasen klein, aber die Nasenlöcher weit; die Haare sind schwarz, der Bart der Männer schwach. — Eben so einartig, wie die über ein so unge-

*) Ritter: Erdkunde. B. IV. S. 730 ff.

heures Areal verbreitete, gleichartige Garten- und Acker-Cultur, die Industriezweige und die Fabrikate, sind auch die Sitten und Manieren der Bewohner; von einer Gränze des Reichs bis zur andern herrscht im Wesentlichen derselbe Volkscharakter. Eben so beengt, aber doch in sich vollendet, wie alle Künste und Wissenschaften, ist es auch der ganze Ideenkreis, der sich vorzugsweise in der seltsamen Sprache und Schrift abspiegelt, welche für fremde Völker eine eben so unzugängliche Barriere bilden, wie die physischen Gränzen des Landes. Der Buchstabe R, der harte Laut der Gebirge, fehlt dem Munde des Chinesen gänzlich, an seine Stelle ist das L, das weiche Geplätscher des Wassers bezeichnend, getreten. Die Worte werden nicht aus einzelnen Buchstaben, sondern aus Zeichen zusammengesetzt, welche schon für sich ganze Worte und Begriffe ausdrücken, und die Zahl derselben soll größer als 80000 sein; jedoch hat die Sprache, welche man redet, nur wenige kurze und einsilbige Worte, deren Zahl vielleicht 1500 nicht übersteigt, und von denen man viele nur durch die Betonung zu unterscheiden vermag. Beim Schreiben werden diese Zeichen nicht neben, sondern unter einander gesetzt, so daß die Zeilen nicht von der Linken zur Rechten, sondern von oben nach unten laufen. Es ist schwer, und oft sogar unmöglich, neue und fremde Worte oder Begriffe in dieser Sprache auszudrücken, — nur das Alte soll bei diesem Volke bleiben. Die gewonnene Einheit und Harmonie seiner Cultur macht es allein begreiflich, wie es in sich befriedigt, in Allem am Alten festhängend, alles Neue und Fremde für überflüssig hält; es ist ein

stationäres Volk bei einer früh gewonnenen Cultur. — Nur ein einziger Gegensatz herrscht bei ihnen vor, und das ist der des Nordens und des Südens, des Tief- und des Hochlandes. Dieser gebiert, wie die größten Contraste im Klima, so auch die politischen Stürme, die jedesmal Millionen Menschen kosten. Wenn dieser Gegensatz zur Ruhe gebracht ist, dann herrscht tiefer Friede im Lande, bis zu einer neuen Catastrophe, die sich immer wieder im Norden vorbereitet: — woher auch alle Hauptstürme der Atmosphäre stammen. Nie ist, so weit unsere Kenntniß reicht, China von Süden oder Westen her in Unruhe gebracht worden; nur von Norden her ist das Land für Landheere einigermaßen zugänglich. So lange die Horden des trocknen, wasserarmen Hochlandes nur Landheere hatten, konnten sie bei aller Tapferkeit nicht zum völligen Besitze von China gelangen; denn die leichte Wassercommunication hat es gemacht, daß diesen ungeheuren Länderstrecken alle Landescommunicationen nur sehr spärlich zugetheilt sind. Die Feinde mußten es lernen: »Flotten zu baun;« und gingen so schon als Sieger wieder bei den Besiegten in die Lehre. Es zeigt sich eine gewisse, beständige Differenz zwischen dem Menschenstamme im Norden und im Süden des chinesischen Zweistromlandes. Im Petscheli plumpe, kurze Gestalten, nichts weniger als schön, die Köpfe der Weiber groß und rund, bei den Männern Stumpfnasen, hohe Backenknochen, große Lippen, dunkle Hautfarbe; schwarzes, hartes, dichtes Haar, finsteres Ansehn; — im Süden weit schönere Bildung, zumal bei Frauen schöne, weiße Haut und zartere Glieder.

Aber schon Marco Polo bemerkt zugleich: daß hier im Deltalande der Götzendienst aufs Äußerste getrieben sei; daß hier ein überaus fleißiges, industriöses, in jeder technischen Hinsicht überaus vollkommnes Volk lebe, welches aber zugleich feige, unterwürfig und sclavisch gesinnt sei, und in Ausschweifungen versunken: seine Töchter den Beherrschern des Landes als Tribut überlasse. Ihr heidnisches Leben bestätigen die neueren Beobachter nur zu sehr. Hier, wo Alles in der üppigsten Fülle gedeiht, und die Menschen wie Heerden massenartig zusammen leben, und das Land und Wasser von ihnen wimmelt wie nirgends auf der Erde, hat das Menschenleben den niedrigsten Werth, und das schwächere Geschlecht ist zur bloßen Waare geworden. Alle Freiheit des Körpers und des Geistes schwand, das Geschick der Menschen spiegelte sich in dem der Pflanzen und Thiere des Landes. Durch die größte Cultur ward aus den meisten Gegenden jedes wilde Gewächs und jedes wilde Thier verdrängt, — Culturpflanzen und Zuchtthiere traten an die Stelle; das ganze Land ward ein Treibhaus, in welchem nur eine dumpfe Wärme ein dumpfes, trübes Leben brütet. Es werden uns also alle noch vorhandenen Gegensätze in diesem wasserreichen Lande mit dem Gegensatze des wilden Nordens und des zahmen schlaffen Südens erklärlich; daher die schroffen Gegensätze von Weichheit und Härte, von Verfeinerung und Barbarei, von Civilisation und Wildheit, von Unterwerfung und Despotie, von Feigheit und Trotz. —

Das Hindostanische Tiefland endlich, in sei-

ner Triangelgeſtalt zwiſchen zweierlei Meeren gelegen, dem Bengaliſchen Golf und dem Indo-Perſiſchen, von zweierlei Stromſyſtemen begränzt und durchſchnitten, dem Ganges und dem Indus, von dreierlei Plateauhöhen überragt, dem Tibetaniſchen, dem von Oſt-Iran und von Nord-Decan, ſteht wunderbar prächtig und blühend da; aber ſein Leben bleibt in einem Blüthen-Traume befangen, ohne zu hellerem Selbſtbewußtſein erwachen zu können; ein ſich entwickelndes Flußland, die Welt ahndend die noch jenſeits der Flußmündungen liegt, aber wie durch Zauber ins Land gebannt, ſie nicht zu finden vermögend. — Durch ſeine plaſtiſchen Geſtaltungen ſind die Erſcheinungen der Tropenwelt mit denen der Polarwelt in den Himalaya-Ketten verbunden; zweierlei Jahreszeiten entſtehn, indem die Ghatskette, von Norden nach Süden gerichtet, einen Wolkendamm aufführt. Vom Juni, wo die Reisausſaat beginnt, bis zum October halten die Regen mehr oder weniger ſtark an der Weſtſeite der Ghats an; die nächſtfolgenden Wochen iſt das Land in reizendes, jugendliches Grün gekleidet; Nichts gleicht dann ſeiner Schönheit. Bald aber ſenget der tropiſche Sonnenſtrahl das Land, und färbt das Grün in roth und braun bis wieder zur Regenzeit. Während dieſes Zwiſchenraums fällt nicht ein einziges Regenſchauer; die ſtarken Nachtthaue vermögen nicht, das Gras grün zu erhalten, nur die Bäume werden dadurch erquickt, und erhalten ſich grün. Die Sehnſucht nach Regen iſt dann unter allen Geſchöpfen groß, wie das Sprichwort des Volkes ſagt: »Der Himmel glüht wie Erz und die Erde wie Eiſen.«

Bleiben die Regenschauer mit dem Wechsel der Jahreszeit aus, so entsteht Hungersnoth und Pestilenz; rauschen sie aber herab, so stimmen alle Völker ihren Lobgesang an. Kommen die heißen, trocknen Nord-Ost-Winde, so ist ihre Wirkung furchtbar; halten sich diese mit dem Süd-West-Monsun eine Zeit lang das Gleichgewicht, so üben die Lüfte einen unaussprechlichen Reiz auf die sinnliche Natur des Menschen aus, und wiegen ihn in phantastische Träume, die der Berauschung des Opiums gleichen. — Nehmen wir zu diesen merkwürdigen Contrasten, welche aus den verticalen Gliederungen der Oberfläche hervorgehn, noch hinzu: daß die Halbinsel durch ihre Ost- und West-Gestade unter verschiedenen Meridianen auch auf ganz verschiedene Meerestheile angewiesen ist, die von ganz verschiedenen Strömungen und Windsystemen in Bewegung gesetzt, auch verschiedene Productionen, Lüfte, Gewässer und Völker herbei führen, verschiedene Nautik erheischen, und daher ganz verschiedenen Weltverkehr der Seefahrer bedingen: den der europäischen und afrikanischen Nationen in Westen, den der malayischen, chinesischen, australischen und amerikanischen in Osten; daß aber die höchst beschwerlichen Gebirgspässe aus dem Tieflande Nord-Indiens gegen NO. überstiegen nach Hoch-Tübet und China, die gegen N. nach Turkestan und Bahara, gegen NW. nach Hoch-Iran, also ebenfalls zu den verschiedensten continentalen Hochländern Inner-Asiens führen, in ganz entgegengesetzte historische Welten des Ostens und Westens, deren Vermittelung allein durch das Land Nord-Hindostans möglich ist, — so haben wir uns im

Umrisse den ganzen Reichthum der Verhältnisse Indiens vergegenwärtigt, der aus seiner individuellen Lage, seiner Weltstellung, deutlich genug hervortritt; und schon allein diese Weltstellung mußte den Culturcharakter in dem Entwicklungsgange der Menschengeschichte im Oriente bedingen. Indien ist das Italien des Orients, der universalhistorische Durchgangspunkt aller wie Radien hin und zurückwirkenden Kräfte, der Ansiedlungen und Bewegungen der Völker, das Ziel der Eroberer, der Sammelplatz der Weltschiffer, der Ausgang einer Weltindustrie, der universellsten und reichsten Productenspende, der Edelsteine und Gewürze, wo das Feuer der Imagination auflodert, und unter Kokos- und Palmenhainen jede Kraft aufkocht und sich verzehrt. Man könnte Indien nach seiner Stellung gegen den unermeßlich vor ihm ausgebreiteten Ocean mit seinen hohen Fluthenwogen und seinen stets mit Feuchtigkeiten geschwängerten Luftschichten wohl auch eine Oceanische Niederung nennen. Wo aber die Natur ihre Schätze in so reicher Fülle darbietet, daß sie die Kraftanstrengungen des Menschen fast überflüssig macht, und ihm das Seine freiwillig giebt, da sinkt er an ihre Brust und lauscht nur ihren Klängen. Selbst der Fremdling, der das Wunderland zu schauen kam *), und wohl oft sein ideales Bild durch die Wirklichkeit verdunkelt fand, sprach, wenn nach dem heißen Tage die Nacht herabsank, wenn jeder Baum von zahllosen Johanniswürmchen wie

*) Karl v. Hügel: Reisen in Indien. „Reisen durch das Pendschab. und den Himalaya nach Kaschmir.“ Stuttg. 1840.

ein Christhaum schimmerte, wenn, wie athmend, die mächtigen Wedel der Palmen auf und nieder schwebten, die Vögel dazwischen zwitscherten, die Mantis schrillten, und die laue Luft mit Duft von Blumen durch die vom Mond- und Sternenlicht erhellten Laubengänge wehte: »Ja, das ist Indien!« Wie viel mehr mußte der Indier selbst sich sehnen: »den schönen Traum der Gegenwart nicht verscheucht zu sehn.« — Das Leben der Hindus vergeht in vieler Hinsicht in Sittenreinheit und unter Gebräuchen, die an die Patriarchenzeit der Hebräer erinnern. Neigung zur Ruhe, zum Schatten unter dem Banyanen-Baume, am Flußufer, Hang zur Einsamkeit, in den magische und astrologische Träume seinen Sinn umgaukeln, zeichnen ihn aus, und geben ihm den Anschein glücklicher Existenz, die aber oft nur Täuschung und Apathie ist, oder Versunkenheit in Dumpfheit und Hinbrüten. Die Religion verlangt viele zeitraubende Beschäftigungen, zumal häufige Ablutionen, die in jenem Klima ein weiser Gebrauch, und unentbehrlich sind: wo Reinlichkeit ein Hauptpräservativ der Gesundheit ist. Die Feste haben alle einen religiösen Charakter, und werden im Schatten heiliger Bäume, an heiligen Quellen oder Flüssen gefeiert; der Gestorbene wird dem Wasser der Flüsse oder den Flammen des Scheiterhaufens übergeben; die Todtenfeiern für Verstorbene, und die Witwenverbrennungen sind bekannt. — Zu den Tugenden der Hindu gehören Pietät, Gehorsam gegen Obere, Resignation im Unglück, Gastfreundschaft, Almosengeben, kindliche, elterliche und eheliche Liebe, Mäßigkeit im Genuß von Trank und Speise;

welche gewöhnlich aus Waſſer, Milch und Pflanzenkoſt beſtehn. Dieſe Nahrung veranlaßt wohl zum großen Theile die ſanfte Gemüthsart der Hindus, mit der ſich aber leicht — wie gewöhnlich mit Kraftloſigkeit — auch Feigheit, Hinterliſt und Härte gegen Niedere paart. — Der Körper der höheren Stände iſt im Allgemeinen von mittlerer Statur, ſchlank, wohl proportionirt, mit einer regulären ausdrucksvollen Phyſiognomie, ſchwarzen Augen, und einem heitern, einnehmenden Weſen. Die untern Claſſen ſind insgeſammt dunkelfarbiger als die höheren. Die jungen weiblichen Geſtalten ſind zart und ſchön, die Glieder fein und klein; die Züge rein und ſanft; die Augen dunkel und ſchmachtend; — aber ſchnell ſind dieſe Schönheiten verblüht. Im 12ten Jahre Mütter, im 25ſten Großmütter, haben ſie im 30ſten ihr frühes, aber hohes Alter erreicht. Ihre Kleidung iſt reinlich und zierlich; als Hauptzierde achten ſie ihr ſchönes, ſchwarzes Haar, mit Perlen und Geſchmeiden durchflochten; Putz iſt ihre Hauptbeſchäftigung. Wie die Griechinnen der Homeriſchen Zeit verbringen ſie ihr ganzes Leben nur im Frauenſöllen oder im Harem; auch die vornehmſten können kaum leſen und ſchreiben; ihre Ruhe und Schöne iſt ihre Poeſie, — Blumen des Feldes gleich, die aufblühn und im kurzen Sonnenſtrahle glänzen, um mit dem Abendwinde zu verwehn. —

Haben wir jetzt in den genannten Ländern Völker gefunden, welche nur ein »Leben im Binnenlande« führten, ſich zwar an den Ufern der Flüſſe zu gewaltigen Reichen entwickelten, aber vor den Geſtaden des Meeres

ſtets wie vor einer erſchrecklichen Gränzmauer zurück behend, doch nur — immer an denſelben Ort gebannt — pflanzenartig, obſchon mitunter in hoher Pracht vegetirten: ſo wenden wir uns jetzt »den Küſtenländern« zu, worunter wir diejenigen verſtanden wiſſen wollen, in denen vorzugsweiſe durch die Einwirkung der Meeresgeſtade das Völkerleben blüht. — Es tritt uns hier ein doppelter Unterſchied entgegen. Wir blicken zuerſt auf Küſtenländer, welchen größere Ströme fehlen; dann auf »Küſtenländer, welche fahrbare Ströme beſitzen;« und werden als die höchſte Entwicklung der letzteren die den Feſtländern vorgelagerten »Geſtadeinſeln mit fahrbaren Strömen« zu betrachten haben.

Schon oben wurde im Allgemeinen auf die hohe Bedeutung der Küſtenlänge für einen ganzen Erdtheil aufmerkſam gemacht, und es erſchien uns in dieſer Beziehung Europa als der von allen entwickeltſte. Wir haben jetzt bei der ſpecielleren Betrachtung vor allen übrigen Ländertheilen des Europäiſchen Feſtlandes Griechenland, als das am meiſten entwickelte Küſtenland, welches jedoch der fahrbaren Ströme nach enthehrt, hervor zu heben.

Die Halbinſel des Hämus wird durch wilde Gebirgszüge von dem übrigen Feſtlande abgeſchnitten; jedoch wird durch die Verzweigung derſelben nach Süden hin die mannichfaltigſte Gliederung im Innern und an den Küſten hervorgebracht. Durch die innere Vertheilung konnte nicht wohl eine einheimiſche Alleinherrſchaft entſtehn. Nicht leicht konnte — nach Heerens Bezeich-

nung *) — Thessalien die südlichen Theile jenseits des Öta, noch weniger Hellas den Peloponnes, oder der Peloponnes Hellas beherrschen. Die Natur hatte die Brustwehren aufgeführt für die, welche frei sein wollten, und frei zu sein wußten. Leicht waren die Thermopylen, leicht der Isthmus zu vertheidigen. In keinem Lande der Erde hatte die Natur den verschiedenen Zweigen des Gewerbfleißes so mannichfaltig vorgearbeitet, wie grade in Griechenland. Es war nicht bloß Ackerland, nicht bloß Weideland, nicht bloß Handelsland, es war alles zugleich; aber die verschiedenen Theile zeigten doch eine besondere Anlage zu diesem oder jenem. War das fruchtbare Messene für Getreidebau geschickt, so war es Arkadien für die Heerden; Attika rühmte sich seines Ölbaums und seines Hymettischen Honigs, Thessalien seiner Rosse. Bergbau war sparsam, aber auf Laurium wie auf Thasus nicht unbekannt. — Zu diesen Reichthümern trat hinzu die äußere Zertheilung. Vorspringende Gebirgsarme schufen unendlich viele Busen und Buchten, und fast an jeden Namen derselben knüpft sich die Erinnerung an eine Großthat im europäischen oder asiatischen Völkerleben, fast in jede vorspringende Klippe hat der eherne Griffel der Geschichte einen Namen eingeschrieben, der Völker überdauern soll. Zwischen den am frühsten civilisirten Ländern der alten Welt gelegen, ja von den Gütern dreier Erdtheile umlagert, hatte kein anderes Land der Erde eine

*) Heeren: Ideen über Politik. Thl. III. 1ste Abth. Allgemeine Vorerinnerungen.

so günstige Lage zum Verkehr mit den ältesten, geistig und körperlich reichsten Ländern der Erde; — und die vollendetste Gliederung der Küste war gleichsam die Vollendung aller Gnaden. Nach Kleinasien, Phönicien, führte ein Weg von Inseln zu Inseln; nach Italien eine schmale Überfahrt; nicht weit war es bis zu Ägyptens Küsten; schon in den fabelhaften Zeiten fand man den Weg nach den Thracischen und Kolchischen Ufern; wie viel früher und leichter nach jenen Ländern, wo keine symplegadische Klippen dem kühnen Argo den Durchgang zu versperren drohten *)? Langten schon in den ältesten Zeiten zahlreiche Fremdlinge aus Afrikas und Asiens Ländern an, um ihre Künste, Wissenschaften und Religionen in den neuen, schöneren Gestadeländern zu höherer Blüthe zu entfalten, so blieb später die lebendige Rückwirkung von Griechenland nicht aus; im Osten, Süden und Westen erblühte neues Griechenleben; Kleinasien ertönte von Homers Gesängen. Der Kranz von Seestädten spiegelte sich in allen Wassern, zahlreiche Schiffe belebten sie. Wie hätte es anders sein können, als daß diese Vielseitigkeit des geschäftigen Lebens auch eine Vielseitigkeit in Ideen und Kenntnissen erzeuge?! Über sie hin mußten die Schönheit des griechischen Klimas, die Reinheit der Atmosphäre, die Heiterkeit des Himmels, die harmonischen Formen von Berg und Thal, der kühle Hauch vom Meere einen Duft und einen Glanz ausbreiten, eine Poesie ausgießen, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte und nie herrlicher

*) Heeren: l. c.

und strahlender wieder sehen wird. — Seiner Gesittung, seinen Wissenschaften und schönen Künsten, die im vielbewegten Leben an den Gestaden aufblühten, nicht den Eroberungen, verdankt Griechenland seinen Einfluß auf die geistige Entwickelung der gleichzeitigen und nachfolgenden Geschlechter. — Nur bei diesen, einst von der Natur selbst so vollendet ausgeprägten Zügen war es möglich, daß die Griechen trotz aller zahlreichen späteren Einfälle wilder Barbarenhorden, trotz Jahrhunderte langer Sclaverei, dennoch die äußere Erscheinung des alten Wesens auch jetzt noch zeigen können. — Die Griechen sind, — nach Greverus Schilderung *) — durchgehends körperlich wohl gebildet. Es gibt unter ihnen verhältnißmäßig mehr schöne Menschen, als in irgend einem andern europäischen Volke, und Viele: an denen man das Ideal der Alten wieder erkennt. Stolz und kräftig, mit muskulösen Armen und Beinen, mit Augen, die ohne wild und barbarisch zu sein, von Feuer blitzen, mit edlem Profile, in welchem sich selten eine gekrümmte Nase befindet, mit offenem, freundlichem und heiterem Gemüthe und Klugheit athmenden Zügen, schreiten sie in ihrer malerischen, orientalischen Kleidung einher, wie lebende, antike Marmorbilder. Schöner noch als die Männer sind die Knaben und Jünglinge, bei welchen es die Natur auf eine Verwechselung mit dem weiblichen Geschlechte angelegt zu haben scheint. Die Frauen halten nicht immer

*) Greverus: Reise in Griechenland. Bremen 1839. S. 254 — ff.

einen Vergleich mit den Männern aus, sind jedoch auf den Inseln meist sehr schön. Bei den Mädchen bildet das Gesicht ein edles Oval, die Augen sind klug, aber nicht wie die italienischen leuchtend, sondern sanft und erwärmend. Zu den übrigen Zierden gereichen lange, schwarze Haarflechten, kleine Hände, und der wie zum Tanz und Sprung geschaffene Sattelfuß. — Auch die Gebräuche, die Sitten und die Gebräuche sind heute noch wie ehemals. Das Familienleben hat sich wenig geändert. Der Vater ist unbedingter Herr der Kinder; die Frau lebt in ihrem Gynäceum, ohne Freiheit und ohne höhere Bildung. Im Handel zeigt der Grieche einen thätigen, gewandten, erfinderischen Geist, welcher in Verschmitztheit und Unredlichkeit ausartet; aber an das Aufblühen eines Gemeingeistes war nie zu denken, denn zwischen den einzelnen Volksstämmen lagert noch eben so der Partheigeist, wie zwischen den einzelnen, durch keinen Fluß verbundenen Thälern die alten Berge. —

Ein Küstenland, welches fahrbare Ströme besitzt, bietet sogleich entwickeltere Verhältnisse dar; wir wollen als solches Amerika ins Auge fassen. Die an den Küsten anlangenden Europäer drangen bald auf den weiten Strömen ins Innere des Landes vor, und veränderten durch ihre Eroberungen und Niederlassungen einen großen Theil des Festlandes. Dem Westen Europas war durch seine Lage die Mission geworden, die Civilisation der Welt in eine neue hinüber zu tragen. Die Spanier und Portugiesen bemächtigten sich Südamerikas und Mexikos; die Franzosen und Engländer theilten

sich in den Rest. Die ersteren besaßen die Gestade des St. Lorenzstroms und das unermeßliche Gebiet des Mississippi, aber verloren die Besitzungen wieder, und Engländer wurden Bewohner und Beherrscher der Gegenden zwischen dem mexikanischen Meerbusen und den drei Oceanen, mit Ausnahme der nordwestlichen, den Russen gehörigen Küsten. Amerika war ein republikanisches Land, und blieb es unter den neuen Einwanderern. Sie betraten, — wie Grund sagt *) — die Wildniß als Eroberer um sie zu unterjochen, — nicht als Kinder der Natur an ihrem Busen genährt und erzogen zu werden. Sie konnten zuerst nicht lieben was ihnen nicht gehörte, und als es ihr Eigenthum wurde, hatte schon Alles ein anderes Gesicht bekommen. Sie verbrannten die Wälder, wühlten die Eingeweide der Erde um, lenkten Ströme von ihrem Laufe oder verbanden sie, wie es ihnen gut schien, und vernichteten durch Dampfmaschinen den Abstand des Nordens vom Süden, des Ostens vom Westen. — Die Ansiedlung der Vereinigten Staaten fiel unter günstigeren Umständen vor, als je die Geburt eines neuen Volkes begleiteten. Man hat dem Amerikaner wohl Mangel an Vaterlandsliebe vorgeworfen; aber er würde sich beengt fühlen, wenn er blos der Bürger einer Stadt oder eines Staates sein sollte. Er bedarf des Raumes, um sich auszubreiten, denn im Geiste besitzt er schon jetzt das ganze amerikanische Festland, und sein größtes Vergnü-

*) Francis Grund: Die Amerikaner. Stuttg. und Tüb.

gen besteht in dem ungehinderten Auf- und Abfahren auf den großen Binnengewässern und Eisenbahnen seines Landes; das Zurücklegen großer Wege in verhältnißmäßig kurzen Zeiten ergötzt ihn. Beinah die Hälfte aller Handel- und Gewerbtreibenden ist beständig auf Reisen. Die ewige Bewegung schützt den Südländer gegen den entnervenden Einfluß seiner Breitenkreise, und gibt dem Nordländer Gelegenheit, sich mit den Sitten und Gebräuchen des Südens vertraut zu machen. Der beständige Verkehr zwischen den nördlichen und südlichen Staaten, und die daraus entstehende Nothwendigkeit, sich an die Einzelnheiten beider Klimate zu gewöhnen, verhindern die Einführung solcher Sitten, welche ausschließlich dem einen oder andern angehören, und lassen jene moralischen oder physischen Unterschiede verschwinden, welche die Nähe oder Entfernung des Äquators unter den Menschen hervorbringt. — Alles Leben besteht ja in Bewegung, und somit ist Amerika ein Bild des Lebens. Der Amerikaner denkt gar nicht an eigentliche Ruhe, — ihr Dasein wäre ihm unerträglich; die Bewegung gibt ihm Zufriedenheit, und er hat keine Zeit, unglücklich zu sein. Überall ist fortwährendes Wirken und Treiben, in der Politik wie im Handel, auf den Straßen und in den Wäldern des Westens, und vorzugsweise auf dem Wasser. »Die Amerikaner sind die amphibischen Bewohner des Erdballs. Das Wasser ist das natürliche Element des transatlantischen Republikaners. Auf dem Meere erscheint er wahrhaft groß und heroisch, und behandelt es mit der Vertraulichkeit wie das

Land *). Von der ersten seefahrenden Nation abstammend, und von einer mehr als 320 deutsche Meilen langen und mit den vorzüglichsten Häfen der Welt versehenen Seeküste eingeladen, braucht er nur seinem Instinkte zu folgen, und die Vortheile der physikalischen Verhältnisse seines Landes zu benutzen, um als mächtiger Seefahrer dazustehn.

Eine von Flüssen durchzogene Gestadeinsel erscheint uns endlich als die höchste Vollendung der das Volksleben weckenden und stärkenden Länderentwicklung; und somit werden wir die Weltherrschaft Englands kein zufälliges Ereigniß nennen dürfen. — Die britischen Inseln haben ein oceanisches Klima, indem die Nähe des Meeres sowohl die Kälte des Winters als auch die Hitze des Sommers ermäßigt. Die Wiesen bedeckt ein kräftiges Grün, die Getreideernten sind reichlich, aber die Traube reift nicht mehr. Boden und Klima sind der Viehzucht günstiger als dem Ackerbau, und die Hornvieh-, Schaaf- und Pferde-Rassen Englands sind von ausgezeichneter Güte. — Das an Fischen reiche Meer ladet zum Befahren der gefährlichen Küsten ein, und die auf demselben zu verführenden Steinkohlen erziehen ein treffliches Matrosenvolk; zahlreiche, gute Häfen schützen die Entwicklung der Seemacht. — Mit der Natur wirkte die Geschichte zusammen, um den Engländern einen durchaus praktischen Charakter zu geben. Von allen Nachbarn durch das Meer getrennt, beschäftigten sie sich bloß mit sich selbst, und

*) Grund I. a. Cap. X.

ſtrebten dahin: ihrer erlangten Freiheit feſte Grundlagen zu geben. Als eine Inſelnation, welche ſich frühzeitig zur Herrſchaft der Meere berufen fühlte, erreichten ſie langſam, aber ſichern Schrittes ihr vorgeſtecktes Ziel; und zu einer Zeit, wo ſich Deutſchland ganz zu der Welt der Ideen hinwandte, wurde England mit ſeinen Häfen, ſeinen Steinkohlen, ſeinem Eiſen, durch den energiſchen Charakter ſeiner Bewohner im Handel und Manufacturweſen die mächtigſte Nation der Erde. Aber trotz dieſer Richtung auf das Poſitive ſind die Engländer in ihrer Sprache, ihren Sitten und Geſetzen doch ein germaniſches Volk geblieben. Sie erhielten in ſich ein gewiſſes Gleichgewicht zwiſchen Handeln und Denken; jedoch mußte ſchon die äußere Natur erſterem ein gewiſſes Übergewicht geben. Die feuchte, neblichte, ſchwere Luft vermindert die Kraft der Sinne, und ſtimmt die Seele zum Ernſt, welcher in Traurigkeit übergeht, wenn nicht von innen heraus eine Reaction erfolgt. Darum muß gegen die Natur angekämpft werden, und nur der Sieg über ſie gibt dem Geiſte ſeine Stärke wieder; aber auch nur ſeine Stärke, und leider nicht jenen melodiſchen, ſeelenvollen Ton, der ſich im Geſange äußert; denn die Gabe des Geſanges fehlt dem engliſchen Volke; ein Volkslied beſitzt es nicht. — Wollte die Natur vielleicht nicht, daß durch das Geraſſel der Maſchinen und durch das dauerndere und lohnendere Geklimper der Goldſtücke der zartere und vorüberrauſchendere Klang der tönenden Saite und Stimme entweiht werde? Alle Völker Europas, vielleicht alle der Welt, beſitzen irgend eine Gattung von Volksmuſik, und ſind vom Him-

mel durch dieſe oder jene Art der Wahrnehmung der Lieblichkeit harmoniſcher Töne beglückt. England allein, England und deſſem Sprößlinge Amerika, ſcheint ein Gefühl verſagt, eine Fähigkeit zu fehlen, ein Seelenvermögen geraubt zu ſein, nach deſſen Beſitz es vergebens ſtrebt. »Umſonſt« — ſagt ſelbſt eine Engländerin *) — »ſind der reiche Geiſt der Muſik Italiens und die feierliche Gemüthlichkeit der Melodien Deutſchlands aufgeboten worden: England zu lehren, wie es horchen muß. Alles iſt vergeblich geweſen, es hört mühevoll zu, es hat durch viele Zeit und Ausdauer die Griffe und Fertigkeiten muſikaliſchen Wiſſens erlernt, es bezahlt regelmäßig ſeine Lehrer in dieſem göttlichen Genuſſe, aber alles umſonſt. Der Geiſt der Melodie wohnt nicht in ihm, und England wird bis zum letzten Tage ſeines Daſeins verdumpft ſein für Muſik.«

Die dem Boden Englands eigenthümliche Schönheit iſt die einer wellenförmigen, lachenden, einförmigen Ebene, deren Heiterkeit nicht ſtark aufregt, aber auch nicht ermüdet; daraus entſteht eine trauliche, naive, ſtille und innige Liebe zur Natur, welcher aber jeder Sinn für das Erhabene fehlt. Nur mit ſich und ſeinem Lande beſchäftigt, bildet ſich neben der Unabhängigkeit des Charakters ein gewiſſer Hochmuth aus, der in den untern Klaſſen zur Rohheit wird, und Befriedigung in ſtarken Gemüthsaufregungen ſucht. Aber für gewöhnlich nicht heftig in ſeinen Leidenſchaften, iſt der Engländer Herr ſeiner Gemüthsbewegungen; er beſitzt Kaltblütigkeit und große Ruhe des

*) F. A. Butler's Journal. Bd. I. S. 134 ff.

Geistes, so daß die zur Gewohnheit gewordene Mäßigung stets zwischen den Extremen die Mitte hält. Die Freundschaft hat bei ihm nichts Mittheilendes, und die Ehe ist eigentlich das einzige Liebesband, welches er kennt; sonst herrscht Zurückhaltung. — Dieser Charakter des Engländers malt sich in seiner Person. Seine Züge sind regelmäßig, aber wenig belebt; seinem Auge fehlt es an Lebhaftigkeit; seine Haltung zeigt mehr Adel als Anmuth; seine Physiognomie ist weder fröhlich, noch traurig, weder unempfindlich, noch leidenschaftlich, weder trocken, noch überspannt; sie ist ruhig, ernst und kalt, aber voller Empfindungen, welche sie dem Menschen nicht offenbaren soll. Erinnern wir noch an die Sprache, als lebendigsten Abdruck der Seele, so stellt sich in ihr beim Engländer das oceanische Element als das eigentliche Lebenselement seltsam heraus. Die Vokale sind dumpf und getrübt; zischende Laute flüstern dazwischen; Weichheit durchdringt das Ganze, und ein gewisses Heben und Senken, ein wogendes Wellengeplätscher prägt sich überall aus; es verscheucht kein harter Ton den Gedanken an das flüssige Element, welches im Norden und im Süden der Erde, im Osten und im Westen den Namen Englands kennt. —

Hätten wir nun auch in dieser Vereinigung von Meeresküste und Stromufer, die für Völkerleben glücklichste Construction eines Landes erkannt, so dürfen wir doch noch nicht behaupten, daß durch dieselbe eine allseitige Entwicklung verbürgt werde. Äußere Macht und innere, geistige Größe, sind nicht stets mit einander verbunden; ja es möchte sogar häufiger der Fall sein, daß die Entwick-

lung der einen Seite hinter der den andern zurück bliebe. So findet sich denn auch nicht bei dem in den Waffen mächtigsten Volke die größte Entwicklung der eigentlich geistigen Elemente, sondern Deutschland ist der Herrscherthron des Gedankens. In der Mitte Europas gelegen, von gebildeten Völkern rings umgeben, erscheint Deutschland als das Herz Europas, von welchem aus das Leben nach allen Seiten strömt. — Der Süden des Landes zeichnet sich durch große Mannichfaltigkeit der Bodenform, oder einen beständigen Wechsel von Gebirgen, Ebenen, Berg- und Hügellandschaften und kleineren, mehr isolirten Erhebungen aus; aber Beides, sowohl die ebenen, als die unebenen Landschaften stehen in der Mitte zwischen vollkommenen Gebirgsländern und Flachländern, und Sanftheit der Form ist der herrschende Charakter des Bodens *). Ein steter Wechsel von Wald, Wiesen, Getreidefluren, Weinbergen, Baumgruppen oder Baumfeldern bedeckt denselben, und gibt den Landschaften einen anspruchslosen Schmuck, der mit dem Charakter der Bodenformen harmonirt. Das durchgehends gut bewässerte Land wird außerdem noch sehr durch die Menge von Flüssen und Bächen belebt, deren Ufer und Inseln größtentheils mit Bäumen, Gesträuchen und Wiesen bedeckt sind. Endlich sind auch Ruinen nicht selten an den Gehängen oder auf den Spitzen der Berge, so wie an den größeren Flüssen von Süddeutschland, und geben nebst dem Alter-

*) Kriegk: Schriften zur allg. Erdkunde. Leipz. 1840. V. „Ueber ästhetische Geographie."

ähnlichen in manchen Städten und Dörfern den Landschaften einen sichtbaren, historischen Charakter, der das Gemüth inmitten einer heiter belebten Gegenwart in die Vergangenheit versetzt, und die Quelle von meist ernsten, und oft sehr gehaltreichen Sagen ist. Alles dies gibt den Süddeutschen Landschaften im Allgemeinen den Ausdruck des ruhig Heitern, des harmonisch Mannichfaltigen, und diesem Charakter der Natur entspricht auch der des stammenden Volkes, von welchem namentlich die Franken und Schwaben das süddeutsche Wesen am entschiedensten und ächtesten in sich tragen. Der Norden Deutschlands ist flacher, einförmiger, meist auch weit unfruchtbarer wie der Süden, aber erhält wieder durch seine fahrbaren Ströme und die Nähe des Meeres neues Leben. Nur diesen Norden wurde in den ältesten Zeiten von Germanen, der Süden dagegen von Celten bewohnt.

Ehe Deutschland bevölkert wurde, scheint es fast durchaus mit Urwald bedeckt gewesen zu sein; wenigstens reden die Römer stets von dem großen hercynischen Walde, der sich vom Schwarzwalde an durch ganz Deutschland hinziehen sollte, und schildern die Bewohner als ein Jägervolk, das nur zur äußersten Nothdurft Ackerbau trieb. Dieser Urwald prägte überhaupt, im Guten, wie im Schlimmen, den Charakter der Bewohner aus. Er zersplitterte zunächst die Schaaren in einzelne Gruppen und Familien; nur die nächsten Nachbarn kannten sich; keine Straße, kein Verkehr verband die entlegenen Stämme. Im eisernen Festhalten an der persönlichen Freiheit strebte die wilde Heldenlust nach Kampf und Abenteuern, ohne Rücksicht auf

das gemeinsame Vaterland, und es bedurfte stets neuer, großer, gemeinsamer Leiden, um die Nation an die vergessene Pflicht zu mahnen. Zugleich schützte aber dieser Wald auch vor den Verderbnissen des gedrängten Zusammenlebens. Es bildete sich jener romantische Sinn aus, welcher nicht allein in die Ferne strebt, sondern auch bei gemüthlichem Wesen die keusche Sitte heilig hält. Im Rauschen der Wälder vernahm der Deutsche die Stimme der Natur, welche ihn zum Sinnen und zur Ahnung stimmte, und der angestammten Wildheit eine fromme Milde beigesellte, die bei den Frauen und Mädchen als etwas Prophetisches und Heiliges geachtet wurde. — So gewaltig war der Eindruck, welchen die Reinheit und Festigkeit dieses Charakters auch auf den Fremden machte, daß überall, und bei Feinden, das höchste Lob ertönte. Welches Volk der Erde kann sich eines Denkmals freuen, wie es dem Deutschen der Römer Tacitus in seiner »Germania« erschuf. Aber auch andere Sänger und Redner stimmen in dessen Worte ein. Wir führen die Aussprüche an, die W. Menzel in seiner Deutschen Geschichte zusammenstellt *). »Die Freiheit« — sagt der römische Dichter Lucanus, — »ist ein Deutsches Gut.« — »Es ist ein Wunder« — sagt der römische Geschichtschreiber Florus, — »daß die Deutschen schon von Natur haben, was die Griechen mit aller Kunst nicht erreichen.« — »Alles« — sagt der große, englische Geschichtschreiber

*) W. Menzel: Die Geschichte der Deutschen. Stuttg. und Tüb. 1837. Cap. VII.

Hume, — »Alles, was noch in der Welt ist an Freiheit, Ehre, Edelmuth und Würde, verdanken wir diesen großmüthigen Barbaren.« — »Die Freiheit« — sagt Montesquieu, — »diese schöne Sache, ist in den Deutschen Wäldern erfunden worden.« — Cäsar sagt: »Die Gallier hätten nicht einmal den Blick der Deutschen aushalten können.« — Der Kaiser Titus rühmte von den Germanen: »Groß sind ihre Körper, aber größer noch ihre Seelen.« — Der Römer Seneca frägt: »Wer ist kühner, als der Germane?« — Sidonius rühmt: »Nur der Tod überwältigt sie, nicht die Furcht; ihre Mienen drohen noch im Tode; ihr Muth überlebt sie selber.«

Wie nun, trotz der großen Staatenvereine und des Städtelebens noch viel von der alten Waldnatur in Deutschland übrig geblieben ist, und sich der Fremde, der zum ersten Male in das Land kömmt, »über das viele Grüne wundert, so erscheinen auch die Grundzüge dieses früheren Charakters im Allgemeinen noch in den jetzigen Bewohnern Deutschlands. Der alte Stamm hat sich vielleicht am reinsten in den sächsischen und hessischen Ländern erhalten; die östlichen Völker vermischten sich mit den Slaven. — Langsam in seinen Entschlüssen, linkisch in seinem Benehmen, liebt der Deutsche die Bequemlichkeit, und verliert sich leicht in einer eingebildeten Welt; Herz und Verstand sind thätiger als die Sinne, seine größten Genüsse sind die der Empfindung und des Gedankens; er ist, wie sein Vaterland, heiter und ernst. — Deutschland ist der Tempel der Musik; mag Italien ihr Pallast sein, und sich dort der Klang feierlich und künstlerisch bewegen, — er

stimmt nicht aus sich ferlenvollen Tiefe, wie bei dem Deutschen, dem diese Sprache der Töne ganz vorzugsweise angehört, der — um uns des Ausdrucks eines deutschen Kronprinzen zu bedienen *) — »diese Weltsprache« am deutlichsten redet und versteht. — Der Deutsche ist beständig in seiner Liebe und Freundschaft, beharrlich in seinen Unternehmungen, unermüdlich in seinen Arbeiten. Er kann geduldig die Zeit abwarten, bis die Saat seiner Hände reift, und will nicht ernten, wo er nicht gesäet hat. — Es gibt keine Nation, welche ihren Fürsten so von Herzen zugethan ist, wie die Deutsche, und nie hat sie den Thron der Herrscher mit Blut befleckt. — Durch die Liebe zu geistiger Beschäftigung ist Deutschland der klassische Boden des Gedankens und der Wissenschaft geworden. Die Menge der Hauptstädte verbreitet Gesittung und Bildung nach allen Seiten, verschafft den Wissenschaften und Künsten viele Unterstützung, und begünstigt die Entwicklung der verschiedensten Bestrebungen. — Die Sprache ist — wie die griechische — für Prosa und Poesie gleich tauglich. Das Christenthum fand in den Deutschen eine Nation, in der es feste Wurzel fassen konnte. Aber dieses vorzugsweise innerliche Leben kann auch in entscheidenden Momenten thatkräftig hervortreten. Mehr als ein Mal entschied Deutschland über den Entwicklungsgang der Weltgeschichte, und zertheilte die Völkerwogen, die Verderben drohend, von Osten, Süden oder Westen herein-

*) Ideen und Betrachtungen über die Eigenschaften der Musik. Hannover 1839. S. 16.

brachen. — Der Deutſche iſt zu frei in ſich ſelbſt, er hat eine zu ſtarke Individualität, um einer äußeren Gewalt erliegen zu können. Für eine Zeit lang niedergedrückt, wird er doch nie erdrückt. Sich in das Heiligthum ſeines Innern flüchtend, iſt er ruhig und gefaßt. Der Sturm, der ihn umbrauſte, muß verwehn, er ſteht als Sieger da, und die Welt horcht wieder ſeiner Lehre.

Werfen wir nun auf alles, über die Phyſiognomie der Länder und ihrer Bewohner Geſagte einen Rückblick, ſo werden wir nicht allein die Überzeugung von einer zwiſchen beiden ſtattfindenden Harmonie gewonnen haben, die wohl nur bei dem Blick auf Einzelnes, nicht aber bei dem auf das Geſammtbild geworfenen, überſehen werden konnte; ſondern werden uns auch ſchon zu dem Gedanken veranlaßt geſehen haben: »daß hier eine Wechſelwirkung vorhanden ſei.«

Die letztere beſtimmter hervor zu heben, iſt die Aufgabe des nächſtfolgenden Abſchnittes. —

Dritter Abschnitt.

Die Einwirkungen der Außenwelt auf die Entwicklung des Menschengeschlechts.

Nachdem wir das Harmonische in der Physiognomie der Länder und ihrer Bewohner im Obigen durch einige Andeutungen klar zu machen gesucht haben, liegt es uns jetzt ob zu zeigen: »daß diejenigen Entwicklungen, welche beim Menschengeschlechte vor unsern Augen erfolgen, zum großen Theile durch Einwirkungen der Außenwelt hervorgebracht werden.«

Wir heben hervor:

I. Die Einwirkung der unorganischen Natur auf die Entwicklung des Menschengeschlechts.

Die Gestalt der Erdoberfläche zieht hier zunächst unsere Aufmerksamkeit auf sich. — Schon im Allgemeinen wird die Existenz des Menschengeschlechts durch das Vorhandensein der Unebenheiten der festen Erdrinde bedingt, da ohne diese die ganze Erdkugel mit Wasser überdeckt sein würde. Die fernere Entwicklung aber erfolgt sogleich entsprechend den einzelnen Gliederungen dieser über das Wasser emporragenden festen Erdrinde.

Die Gebirge erscheinen als die Gränzen für die

Bewegungen der Völker, und als Erhalter der einmal in ihnen vorhandenen Elemente. — So ist Spanien von Frankreich durch die Pyrenäen ungleich mehr getrennt, als Frankreich von England durch den Kanal. Zwischen Schweden und Norwegen besteht eine weit größere Trennung als zwischen Norwegen und Großbritanien. Zwischen Europa und den östlichen Ländern Amerikas findet ein lebendiger, zwischen diesen und dem Westen des Landes im Allgemeinen ein nur sehr geringer Verkehr statt. Es zeigen sich sogar oft bei ein und demselben Volke die auffallendsten Verschiedenheiten in den durch Gebirge getrennten Provinzen. So weichen in Spanien die Basken im höchsten Grade von den Bewohnern Altkastiliens ab, diese von den Neukastiliern, und diese wieder von den Andalusiern. Zugleich zeigt sich hier aber auch, wie sehr die Gebirge alte Sprachen, Sitten und Gewohnheiten zu erhalten vermögen. So erzählt Riegel *): daß die Maragatos, eine Art republikanischen Völkchens, von ungefähr 400 Haushaltungen, auf dem Gebirge bei Astorga in dem nördlichen Theile von Leon, ihren alten Kleiderschnitt mit Ausnahme einer dazu gekommenen großen Halskrause und eines pyramidenförmigen Hutes von den Carthagerzeiten her beibehalten haben. — Großartiger tritt die Erscheinung noch da hervor, wo ein kleines Gebirgsvolk Jahrtausende lang den andringenden Stürmen eines mächtigen Culturvolkes siegreich zu widerstehn ver-

*) Riegel: Kampf auf der Pyrenäischen Halbinsel. B. II. S. 10 ff.

mag. So leben in China in dem Gebirgszuge, welcher sich im Schneegebirge des Jünnan unter 23° nördl. Br. nach Osten abzweigt, als Aboriginer die kriegerischen Miaotseu, die seit vier Jahrtausenden von dem ältesten und colossalsten Culturstaate der Erde nie haben besiegt werden können *). Das Volk ist in Sitte und Sprache, selbst nach Angabe der Chinesen, ein von ihnen völlig verschiedenes Barbarenvolk, und gehört nach seiner Sprache zu den Tübetischen Völkerschaften. — Im Himalaya-Gebirge ist das Bergland Baglanaf der alte Sitz der kriegerischen Maharatta-Tribus, die von hieraus schon zu Ptolemäus Zeiten ihr Räuberwesen trieben **). — Über ein merkwürdiges, in den Gebirgen von Kaferistan hausendes Volk hatte sich die Sage verbreitet, daß es von einem Theile des macedonischen Heeres von Alexander d. Gr., welcher hier bei dessen Durchmärschen sitzen geblieben sei, abstamme. Bei genauerer Untersuchung fand man ein Alpenvolk von europäischem Schlage, also von kaukasischer Rasse. — Nach Ritters Ansicht ***) ist dies Volk wohl keine macedonische Colonie, aber bildet unleugbar mit seiner Sanskritsprache, und jenem nicht-indischen Charakter ein höchst merkwürdiges Mittelglied zwischen Indern, Vorder-Asiaten, Kaukasiern und Griechen. — In der breiten, weidereichen, labyrinthischen Bergfeste des Paropamisus bewahrt ebenfalls ein Volk seine Selbstständigkeit, welches

*) Ritter: Erdkunde Asien. B. III. S. 729 ff.

**) Ritter: Erdkunde. B. IV. S. 656 ff.

***) Erdkunde B. V. S. 210 ff.

nach Gesichtsbildung, Sprache, Sitte und despotischer Verfassung mit den benachbarten Afghanen im größten Gegensatze steht, und sich rühmt: von dem Heere Dschingis-khans abzustammen *). — Ähnlich werden auch in den Berichten über das alte Perserreich häufig freie Gebirgsvölker genannt, welche in der Mitte desselben hausten. Sie begränzte z. B. die Provinz Susa die Landschaft Pars im Westen, und trennte sie von Babylonien; der Weg von dem einen zu dem andern lief über eine Kette hoher und steiler Gebirge, die von rohen und kriegerischen Völkern bewohnt wurden, unter denen nach Arrian **) die Uxier die berühmtesten waren, vom Raube lebten, und sich so wenig um die Herrschaft der Perser kümmerten, daß sie sogar dem großen Könige, wenn er von Susa nach Persepolis zog, einen Tribut für die Erlaubniß der ungehinderten Durchreise abpreßten. — Schon oben war von dem Kaukasus die Rede, welcher seit Menschengedenken fast wie eine Mauer zwischen den zwei Welttheilen steht, und vergebens rüttelten beute- oder eroberungssüchtige Völker an seinen steinernen Säulen. Als sich die erste Bildung von Hindostan oder Ägypten aus über die Länder Mittel- und Vorder-Asiens verbreitete, wehrte der Kaukasus das Eindringen der rohen Bewohner des östlichen Europas, der Scythen, ab; und als Europa sich der milden Herrschaft der Cultur zuneigte, setzte eben derselbe Kaukasus den Waffen der Saracenen ein Ziel. Alle großen Erobe-

*) Ritter: Erdkunde. B. VI. II Abtheil. 1 Abschn. S. 6.
**) Arrian III. 17.

von Vorder- oder Mittel-Asiens unterjochten, wenn sie nicht aus dem offnen Turan hervorbrachen, ringsum Alles, und nur der Kaukasus vereitelte ihre Plane. In der neusten Zeit steht er zwischen Rußland, das seine Hand nach Asien streckt, um sich ein Land nach dem andern einzuverleiben; und hat ihn jenes auch umgangen, und sich jenseit desselben neue Eroberungen geschaffen, so liegt er doch unbesiegt und frei mitten zwischen diesen Ländern; denn in den Bergen erstarb nicht die uralte Kraft der Bergbewohner. — Die ähnlichen Erscheinungen würden sich bei genauerer Beobachtung vielleicht in allen übrigen Gebirgsländern der Erde finden; wir brauchten in Europa nur an die Mainoten, Schweizer, Basken, Schotten u. s. w. zu erinnern. — Der Charakter jedes eigentlichen Bergvolks wurde durch das Abgeschlossene der unmittelbaren Umgebung und die scharf ausgeprägte Physiognomie des Bodens ebenfalls zu scharf und bestimmt ausgeprägt, um so leicht wieder erschüttert und umgestaltet werden zu können. So wie die Anstrengung, mit welcher der Bewohner des Gebirges seinen Acker bestellt, oder sein Vieh hütet und vor der Raubgier wilder Thiere schützt, seine physische und moralische Kraft stärkt, seinem Körper und Geiste größere Lebendigkeit gibt, sein Selbstgefühl hebt, seinen Freiheitssinn steigert, muß ihm auch die großartige Natur, welche ihn umgibt, mit solcher Heimathsliebe erfüllen, daß ihn das schrecklichste Heimweh ergreift, wenn er getrennt von seinen Bergen leben soll. Welche Freude ist bei den Hirten, wenn es nach des Winters Wüthen wieder hinauf auf die Hochweiden des Gebirges geht! wo, wie Afgha-

nistans Hintern enthusiastisch sagen *): »die springenden Wasser so klar wie Diamanten sind, der üppige Rasen einem Teppiche von Smaragden gleicht, und die Luft Moschusdüfte haucht, wo — wie sie in ihrem Entzücken hinzufügen — eine so herrliche Luft weht, daß dieselbe, wenn es kein Wasser gäbe, allein die Pflanzen wachsen und blühen machen würde.« — Es verläßt den Bergbewohner dieses Gefühl auch dann nicht, wenn schon ein hoher Grad der Cultur erreicht wurde. So bildeten die Gebirgsvölker von Anahuac, Cundinamarca und Antisuyu schon große, wohlorganisirte, politische Gesellschaften, schon hatten sie eine intellectuelle Cultur, welche der von China und Japan nahe kam, als in den fruchtbaren Ebenen, welche sich östlich von der Andeskette gegen das Meer hin erstrecken, die Menschen noch zerstreut und nackt, ein thierisches Leben führten **). Aber dennoch zog sich der schon gebildete, ackerbauende Mensch nicht in jene glücklichen Klimate zurück, wo der Boden ungepflegt darbot, was in der kälteren, ärmeren Zone ihm nur durch mühevolle Arbeit abgewonnen werden konnte; dennoch beackerte der Indianer in einer Höhe von 1700 Toisen unter einem eisigen, unfreundlichen Himmel ein steiniges Erdreich, während daß kaum eine Tagereise von seiner Hütte entfernt fruchtbare Ebenen am Fuße des Gebirges ganz und bewohnt dalagen; dennoch hatte das Land, wo zu allen

*) Berghaus: Annalen. 1836. Jan. S. 535.

**) A. v. Humboldt: Naturgemälde der Tropenländer. S. 168.

Jahreszeiten Schnee fällt, wo alle Nächte das Wasser gefriert, und wo der Fels nur mit wenigen kümmerlichen Sträuchern bedeckt ist, einen größern Reiz für ihn.

Es ist ein merkwürdig eigenthümlicher Hang der Peruaner, in den erhabensten Gegenden der Andes-Kette zu leben. Nach Leonhard *) werden Dörfer auf Höhen von 13500 Fuß angetroffen; Potosi, eine der volkreichsten Städte, hat beinahe dieselbe Meereshöhe, wie die Spitze der Jungfrau in den Berner-Alpen, also über 12800 Fuß; und La Paz liegt bei weitem höher als die erhabensten Pyrenäen-Gipfel. Das Posthaus von Ancomarca liegt, fast dem Mont-Blanc-Gipfel gleich, mehr als 14300 Fuß hoch. Das Dorf Tiguanaco, am Titicaca-See in der Landschaft La Paz, berühmt durch großartige Ruinen, Überbleibsel der von alten Peruanern errichteten Monumente, liegt über 11700 Fuß hoch. — Was aber noch größeres Staunen erwecken muß, das sind bergmännische Arbeiten dicht an der Schnee-Gränze, wo Klima und Bodenarmuth fast jede Cultur hindern. Der ganze »Cerro de Potosi,« dieser berühmte Erzberg, welcher der nachbarlichen Stadt den Namen verliehen hat, über 15800 Fuß hoch, ist bis in die Nähe des Gipfels wie durchbohrt und durchbrochen mit Schachten und Stollen. Die Bergleute arbeiten hier auf einer Höhe, welche jene des Mont-Blanc übertrifft.

Überall sind die Gebirge die Beschützer und Erhalter des bereits in ihnen vorhande-

*) Leonhard: Geologie. B. IV. S. 140.

nen Völkerlebens, aber sie wirken verändernd auf das Völkerleben der tiefer gelegenen Flachländer ein. Wie diesem das anstoßende Gebirge seine Winde und Wasser sendet, so gibt es ihm auch seine Beherrscher. Wie kalte Orkane, die bei jedem Wechsel bei jedem Gleichgewichte wärmerer Regionen sich als Typhone in die Tiefen stürzen, ziehen die rauhen Herrscher in den Bergen von diesen herab in die lachenden, üppigen Fluren, wo ihnen eine leichte Beute winkt, stärken dort das erschlaffte Leben, aber bedürfen dann auch selbst wieder nach einiger Zeit neuer Stärkung.

Erscheint das Gebirge aber in seiner Längenrichtung als Trennungslinie der an den entgegengesetzten Abhängen wohnenden Völker, so wird schon eine geringe Einsenkung des Rückens sogleich wieder zu einer Verbindungslinie derselben; wäre es auch der Fall, daß der Wanderer, wie bei einem Gletscherpaß von Aksu *), auf Eisstufen empor klimmend, seinen Weg nach den zerstreut umher liegenden Gerippen und dem Geschrei der die Leichen benagenden Schakale und Adler bestimmen müßte. — Sinken aber diese Pässe zu tieferen und gangbaren Straßen ein, so werden sie zu so wichtigen Verbindungslinien, daß das für die Entwicklungsgeschichte der Länder so wichtige und einflußreiche Zusammentreffen der Völker verschiedenen Ursprungs, bald als durch sie bedingt erscheint. Das Schicksal Griechenlands, Italiens und Spaniens

*) Ritter: Erdkunde B. I. Cap. I. Bergsystem des Thian-Schan.

wird stets in den Pässen der diese Halbinsel vom übrigen Festlande trennenden Gebirge entschieden; die Geschichte dieser Länder nimmt stets, wir mögen der ältesten oder neusten Zeitereignisse gedenken, eine andre Wendung, sobald ein von Norden her heranbringender Völkerstrom den Paß überschritten hat; Deutschland ist frei, wie zwischen den Pässen seines nordwestlichen Gebirgs, der Dörenschlucht und der Porta Westphalica, Varus den Weg versperrt findet, und mit seinen Legionen niedersinkt. — Auch in andern Welttheilen zeigt sich dasselbe. Durch die Pässe des Himalaya-Gebirges haben sich zu allen Zeiten die Völker des innern Asiens über China, Hindostan, Persien und seine Nachbarländer ergossen.

Großartiger noch wie bei diesen Gebirgspässen zeigt sich die Abhängigkeit des Völkerlebens von der Gebirgs-Configuration da, wo verschiedene, einander entgegenrückende Gebirgszüge Thalwege bilden, die wir in vielen Fällen mit Recht »Thore der Völkerwanderungen« nennen können. Wir führen hier zwei Beispiele dieser Art an. — Im Lande der Ordos findet das Maximum der Annäherung des tiefen Hoangho-Thales zum Plateaulande statt *). Die Weltstellung dieses Landstrichs mußte einen charakteristischen Einfluß auf den Gang der Völkergeschichten ausüben. Schon in den frühesten Zeiten bedrohten die Stürme der Hiongnu von hier aus das Reich,

*) Ritter: Erdkunde. Asien. B. I. Abth. I. Cap. I. „Süd-Ostrand gegen den obern Hoangho.“

denn es war für fliegende Reiterschaaren zu jeder Zeit ein leichtes, von jenem Wendelande aus das Herz des Reichs zu bedrohn. Es wurde damals diese Gegend das Schlachtfeld vieler Kämpfe, und späterhin durch Tschingis-Khans letzte Eroberung und dessen Todesfall am Hoangho wieder classischer Boden für die glänzende Herrschaft der Mongolen. Seit 1460 ist das Land von 7 Kriegsbannern der Mongolen besetzt, sie im Zaum zu halten ward das Land durch die große Mauer vom furchtbaren China abgeschieden. Die Geschichte hat uns das Factum aufbewahrt, wie es das Bestreben der Kaiser war: innerhalb der Mauer auf dem Boden von Schensi Festen, Dörfer, Städte zu bauen, und Colonisation hier, wie einst die Römer gleichzeitig in den von Donau und Rhein umschlossenen Landwinkeln Allemanniens, fest zu gründen. — Im Westen Asiens zieht die continentale Niederung des Bucharischen Tieflandes über die Wolga hinaus bis zum Don, zum Fruchtboden Europas, fort *). Es ist die physikalische Übergangsform von Asien nach Europa, die zwischen dem Südfuß des Ural und dem Nordabfall des Kaukasus, von der untern Wolga durchschnitten, und dem Nord-Ende des Kaspischen Sees verengt, jene merkwürdige, tiefe Lücke, mit Steppenboden überzogen, darstellt, welche man auch in historischer Hinsicht seit Jahrtausenden »das große Thor der Völkerwandetung von Asien nach Europa« nennen muß. Dieses Tiefland mit seinen Steppen ist stets der

*) Ritter: Erdkunde. B. I. Einleitung.

Tummelplatz und das temporäre Asyl der Völkerhorden gewesen. Die eigene Armuth im Tieflande, umgeben von allen Seiten mit dem Reichthume der Natur und Civilisation, führte von je her seine Bewohner von den Zeiten der Herodotischen Massageten und Scythen an, durch alle Jahrhunderte bis zu den Turk und Turkomannen, Uzbecken und Kirgisen, zur steten Überschreitung dieser Naturgrenzen des nur für Nomadenleben geeigneten Steppenlandes, aus dem sie sich heerdenweise, mit merkwürdiger, vegetativer Kraft nach allen Richtungen, gleich den fortwuchernden, geselligen Heidegewächsen fortschoben; dieses Ländergebiet ward zu einer Bühne der Völkerwanderung, die sich durch das Uralisch-Kaukasische Thor nach Europa ergoß. —

Wenden wir uns jetzt von diesen Gebirgen den tiefer liegenden Gegenden zu, so erscheinen uns zunächst die in der Mitte zwischen Gebirge und Ebene liegenden Hügellandschaften als die vermittelnden Glieder zwischen beiden. Sie setzen dem Verkehre zwar oft auch noch bedeutende Hindernisse entgegen, aber erhalten doch meistens in den eigenen Bezirken ein reges, frohes Leben, welches stets am kräftigsten in solcher Mitte zwischen der eisigen Kälte der Höhen und der schwülen Hitze der Tiefen gedeiht. Als großartigste Beispiele solcher beglückten Landschaften möchten die einen großen Theil Afrikas umkränzenden mittleren Terrassenländer zu nennen sein, die wohl — zum Ärger der Missionare — von den anwohnenden Völkerschaften unbedingt für das Paradies der Welt gehalten wurden. — In weniger günstigen Verhält-

niſſen erſcheinen oft die tiefſten Becken dieſer Hügellandſchaften, indem die von den Bergen herabgeſunkenen Waſſermaſſen noch kein ableitendes Flußbett gefunden haben, ſondern Sumpfregionen bilden. Wie groß die durch dieſelben bewirkte Trennung ſein könne, zeigen uns z. B. die Nila-Giri, oder blauen Berge von Koimbatore und Malabar *). Eine vor den Hochgebirgen ausgedehnte Sumpfregion und Fieberzone hatte die Bewohner der Ebene bis in die neueſten Zeiten in völliger Unbekanntſchaft mit den glücklichen und geſunden Höhen der Berge erhalten, und erſt durch einige Flüchtlinge wurde jene »Indiſche Schweiz« entdeckt. Man glaubte anfangs in Madras nicht an die Größe der Entdeckung, weil man nicht begreifen konnte: »daß ſie ſo dicht an der Reſidenz der Präſidentſchaft bis dahin hätte verborgen bleiben können.« Jetzt wird dieſe Reconvalescenten-Station als ein neues Civiliſations-Centrum für die bisher ſo vernachläſſigten Bergvölker Decans wie für Agricultur und Induſtrie dieſer reizenden Berglandſchaften mit dem größten, bisher unbenutzten Productenreichthum und dem geſundeſten Alpenklima von großer Bedeutung für den Culturfortſchritt, für Land und Volk von Hindoſtan werden.

Die Ebenen, welche ſich an den Fuß dieſer Gebirge und Hügellandſchaften anſchließen, zeigen ſich doppelter Art, je nachdem das Waſſer in ihnen fehlt, oder vorhanden iſt. Im erſteren Falle ſetzen ſie beſonders dann dem Verkehre oft unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen,

*) Ritter: Erdkunde. Aſien. B. IV., I. S. 751 — ff.

wenn unfruchtbarer Sand ihre Fläche bedeckt, wie es in mehreren der Afrikaniſchen und Aſiatiſchen Wüſten der Fall iſt.

Die nördlichen Gebirge Afrikas werden von den ſüdlichen Gegenden dieſes Feſtlandes weit beſtimmter getrennt, wie durch die Fluthen des Mittelmeeres von Europa. Mangel des Waſſers, Unfruchtbarkeit des Bodens, zum Theil auch die große Beweglichkeit des Sandes, ſetzen ſich allen Culturen und Anſiedlungen entgegen. Deßhalb hat ſich in einzelnen beſtimmten Linien die ſchwierige, gefahrvolle und ſchwache Unterhaltung des Verkehrs durch Caravanenzüge als die einzig mögliche aus dem grauſten Alterthume durch alle Zeiten hindurch bis zu den unſrigen fortgepflanzt. —

Auf ähnliche Weiſe war die Sandwüſte der rauhen Gobi bis zu den Zeiten des erſten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt mehr eine Naturgränze und Völkerſcheide geweſen, der die Völker mongoliſchen Stammes im O. und S. ſaßen; Turkiſche wohnten im N. und W. vom Baikal bis zum Irtiſch und zum Weſt-Ende des Muztagh, alſo am ganzen NW.-Abhange des Hochlandes, und wurden erſt im 8ten bis 9ten Jahrhunderte durch Araber aus ihren Weſt-Sitzen, durch Mongolen aus ihren Oſtſitzen verdrängt. Im SW. dieſer Sandwüſte waren es noch die Völker Tübetiſchen Schlages, welche völlig geſchieden von jenen am Koko-Nor wohnten, und durch die blonden, blauäugigen Uſiun von den Turk geſchieden waren *).

*) Ritter: Erdkunde von Aſien. B. I. Cap. I. „Berg-ſyſtem des Thian-Schan.“

Sind dagegen die Ebenen mit fruchtbarer Erde, und — wie meiſtens in der gemäßigten Zone — mit Pflanzenwuchs bedeckt, ſo gewähren ſie — wie A. v. Humboldt bemerkt, — dem Menſchen das leichteſte Daſein, und ſind die gedeihlichſten Stätten alles deſſen, was in dem Zuſammenleben der Menſchen und in der gemeinſchaftlichen Entfaltung ihrer Kräfte ſeine ſtärkſten Wurzeln ſchlägt; und wenn das Meer die große, die Menſchheit aller Räume mit einander verbunden haltende Straße, und die dem Welthandel ſich ausbreitende Fläche iſt, ſo ſind dagegen jene die wahren Wohnſitze der innern und äußern Cultur in allen ihren allgemein-menſchlichen Beziehungen, und erhalten das geiſtige Band, das die Menſchheit aller Zeiten umſchlingt. Aber in ihnen wirkt die Natur nur im Allgemeinen fördernd und begünſtigend; was ſich im Einzelnen dort hervor bildet, das iſt vielmehr ein Ergebniß der menſchlichen Anlage und Cultur, als das Reſultat einer directen Einwirkung der äußern Natur. Dort kann durch die mittelbare Begünſtigung dieſer, individuell und generell, Alles ſich entwickeln und gedeihn; aber direct in hohem Grade eingreifend, entwickelnd, hebend und erhaltend iſt die Einwirkung der Natur auf das höhere Leben des Individuums nicht in dieſen Ebenen, ſondern nur in jenen ſchon früher erwähnten Gebirgen. —

Durch Gebirge, Hügellandſchaften und Ebenen hindurch gibt es aber noch Linien, welche den wandernden Völkern ihre Bahnen und den Gang ihrer Entwicklung faſt unabänderlich vorſchreiben: es ſind die Thalwege,

in welchen sich von den Höhen herab bis zu den tiefer gelegenen Becken von Seen oder Meeren hin das Wasser fort bewegt. — Nur in den undurchdringlichen Wäldern der heißen Zone sowohl, als im ersten Zustande der Barbarei unseres Geschlechtes ist es der Fall, daß Stromverbindungen die Zertheilung großer Nationen vervielfachen. So haben sich z. B. — nach A. v. Humboldt *) — in den unermeßlichen Wäldern der heißen Zone Amerikas die Horden den Verzweigungen der Flüsse gemäß vertheilt, und das Labyrinth dieser Ströme ist so groß, daß Familien sich ansiedelten ohne zu wissen: was für Menschenstämme zunächst bei ihnen wohnten. In Guiana ist es öfter der Fall, daß ein Berg, ein Wald, der eine halbe Linie breit ist, Horden von einander trennt, die einer kurzen Schifffahrt bedürften, um zusammen zu kommen. Zwischen den Gestaden des Caura und des Padamo trägt Alles den Stempel der Uneinigkeit und der Schwäche. Die Menschen fliehen sich, weil sie einander nicht verstehn; sie hassen sich, weil sie einander fürchten. — Für gewöhnlich aber sind — nach Ritters Ausdruck **) — das was die Adern im thierischen Organismus für Ernährung, Erhaltung, Belebung jedes Gliedes, die Wassersysteme mit ihren charakteristischen Eigenheiten und Funktionen für die verschiedenen Landschaften der Erde, denen sie von Anfang der Schöpfung an nicht nach Zufälligkeit,

*) A. v. Humboldt: Reisen in die Aequinoctialgegenden. Th. IV. B. VII. Cap. XXII.

**) Ritter: Erdkunde. Asien. B. III. S. 156.

Willkür und Regellosigkeit, sondern nach einem bestimmten Gesetze des Ineinandergreifens von Strom- und Gebirgsbildung zugelenkt wurden.

Selbst ein Steppenfluß kann hier ein großartiger Zeuge dieser Wahrheit werden. Wir erinnern an das schmale Ufergebiet des Hiemend *), welcher auf seinem Laufe durch die Einöde des nördlichen Afghanistan von O. nach W. einen wirthbaren Isthmus bildet, der der wahre und einzige Völkerstrich zwischen Vorder- und Hinterasien ist; auf welchem Völker und Karavanen, wie Kriegsheere von jeher hinüber wanderten durch die Wüstenmeere und kalten Hochsteppen aus Afghanistan nach Khorassan und Farsistan, über Nord- und Süd-Persien bis zum Kaspischen und Persischen Meere, jedesmal durch Seejestan. Dies ist, wie die früheste und späteste Geschichte lehrt, das einzige gangbare Bindungsglied zwischen Iran, Turan und Indostan, das Land der Passage. An den erfrischenden Wassern drängen sich die meisten Grasungen und Rasengruppen zusammen, und hier setzt die Unzugänglichkeit des Plateaus die geringsten Schwierigkeiten in den Weg. Alexander d. Gr. so wohl wie Schah Nadir gingen auf ihren indischen Eroberungszügen auf diesem Wege; und alle zwischen beide fallenden Unternehmungen, die nach diesen Weltgegend gerichtet waren, nahmen denselben Zug. Der constante Durchgang der atmosphärischen Elemente, aller Producte,

*) Ritter: Erdkunde. Asien. B. VI. II. Abth. I Abschn. §. 5.

aller Waaren der Völker, Kriegszüge, Horden, und der zugleich damit verbundene Umtausch zwischen den entferntesten Regionen, stempelt das Land und das Volk, welches dasselbe bewohnt, mit einem eigenthümlichen Charakter. Zusammenfluß fremder, und Spaltung einheimischer Völker hat hier von den Varangern Herodots an, bis auf den heutigen Tag ein Völkergewühl, eine Beweglichkeit, Auswanderungen, Colonisationen, Wechsel aller Art bewirkt, wogegen der tiefe Friede und das Festgewurzelte des Völkerlebens in den Ländern des benachbarten Hindostan im höchsten Contraste steht. Verschwände aber das Bett des Hirmend: — auch das Völkergewühl der Jahrtausende würde nicht mehr sein.

Noch großartiger, wenn auch in weniger überraschenden Formen zeigt sich das Völkerleben an den Ufern derjenigen Ströme, die im offenen Weltmeere münden. Wie die Wassertropfen stets die Tiefe suchen, wie sich der Bach mit dem Bache zum Flusse, der Fluß mit dem Flusse zum Strome vereint, wie dieser seine Wellen zum tiefer liegenden Ocean hintreibt, so wächst auch der lebendige Verkehr der Menschen am fließenden Wasser entlang; auf mehrfache Weise werden die Flußthäler Lenker und Beförderer desselben. Nicht allein bieten sie reichliche Nahrung an den mit Schlamm gedüngten, durch Thau reichlich befeuchteten Ufern, und in den von Fischen wimmelnden und ihnen nachstellenden Pelzthieren belebten Ufern dar, sondern bilden auch meist die bequemsten Fahrstraßen für die fort zu bewegenden Lasten. An den Ufern werden Hütten zu Palästen, Dörfer zu belebten Städten,

heit leicht ſchafft der Fabrikant das Material herbei, und verfährt wieder die Produkte; Alles belebt der Handel. Mag auch der lebendigere Verkehr, und die größere Leichtigkeit, ſich Lebensgenüſſe zu verſchaffen, oft ein vorherrſchendes Streben nach materiellen Gütern erzeugen, und ſich daher das ernſtere, tiefere, geiſtige Leben oft von den geräuſchvolleren, größeren Strömen in das ſtillere Innere des Landes zurückziehn, ſo iſt doch nicht zu verkennen: daß auch die Stromthäler kräftig auf die Belebung von Wiſſenſchaft und Kunſt einwirken. Denke man ſich nur dem Thale den Strom genommen, — wie ſtill, abgeſchloſſen und ſogar todt erſcheint daſſelbe dann ſo gleich!

Haben aber ungünſtige Verhältniſſe die urſprüngliche Entwicklung einer höheren Civiliſation an den Quellen und Ufern des Fluſſes ſelbſt verhindert, ſo ſehen wir dieſelbe bald den entgegengeſetzten Weg einſchlagen, und von den Mündungen aus nach den Quellen hin vordringen; denn durch das Vorhandenſein eines fahrbaren Stromes iſt ſein Gebiet unwiederbringlich der Civiliſation verfallen: ſollten es auch eiſerne Dampfboote ſein müſſen, hinter welchen der Eroberer dem glühenden Strahle der Sonne und dem vergifteten Pfeile des feindlichen Wilden trotzt. Amerika hatte fahrbare Ströme, und in wenigen Jahrhunderten ward ſeine Civiliſation größtentheils vollbracht; ſie fehlten faſt gänzlich Afrika, und deßhalb beſtand in ihm die Barbarei, bis ſie jetzt endlich mehr und mehr erliegen wird, wo Handelsintereſſen mit religiöſer Begeiſterung im Bunde auf den wenigen, gefahrvollen Waſſer-

straßen vorzudringen streben, um in dem Lande der Sclaverei den Geist der Freiheit zu erwecken.

Die Flüsse führen uns an die Küsten der Meere, deren Beschaffenheiten und Verhältnisse nicht allein auf den Geist und die heimischen Beschäftigungen der Menschen, sondern auch auf die fernsten Verbindungen unter ihnen, und die dadurch belebten Gewerbe von größtem Einflusse sind.

Nach Prescott's Bezeichnung *) scheint die Meeresküste der Natursitz der Freiheit zu sein. Es liegt schon in der bloßen Nähe, in dem Luftkreise der See etwas, das die leiblichen, wie die geistigen Kräfte des Menschen stählt. Das abenteuerliche Leben des Seemannes macht ihn mit Gefahren vertraut, und gewöhnt ihn früh an Unabhängigkeit. Verkehr mit mancherlei Ländern eröffnet neue und reichlichere Quellen des Wissens, während gesteigerter Wohlstand eine Vermehrung an Macht und Einfluß mit sich bringt. So wurden in den Uferstädten des Mittelmeers die Saamenkörner der Freiheit in alter und neuer Zeit gepflanzt und zur Reife gebracht. Die geistigen Kräfte derselben wurden vermittelst weiterer und verschiedenartigerer Berührungen zu ununterbrochener Thätigkeit belebt, und mit dem erweiterten Gesichtskreise stellte sich ein größeres Selbstgefühl eigener Kraft ein, die bloß mit einer beschränkten Reihe von Gegenständen vertraut, dem Einflusse der nämlichen eintönigen und trägen Reihe von Dingen unterlag. — Diese Meeresgestade lassen sich ein-

*) W. H. Prescott: History of the Reign of Ferdinand and Isabella etc. London 1838. Bd. I. P. 59 ss.

theilen in Küsten mit flachen, und in Küsten mit steil einsinkenden Ufern, und wir müssen bei den letztern wieder die ununterbrochen fortziehenden von den zerrissenen und an Buchten reichen unterscheiden; denn diese verschiedenen Beschaffenheiten der Küsten sind für die Schifffahrt und andere Beschäftigungen und Nahrungsquellen ihrer Bewohner, namentlich für den Fischfang, in einigen nordischen Gegenden auch für den Vogelfang, in andern südlichen auch für die Gewinnung des Seesalzes von größter Bedeutung. Die Form, Stellung und Umgebung der Buchten bestimmt die Güte der Häfen, und somit auch den Verkehr des Binnenlandes mit entfernten überseeischen Ländern. So gehört die ausgezeichnete Küstenentwicklung Englands zu den wirksamsten Beförderungsmitteln des innern Verkehrs und des Welthandels dieses außerordentlichen Landes. Schon oben deuteten wir auf die Bevorzugung Europa's vor den übrigen Erdtheilen durch seine ausgezeichnete Küstenentwicklung hin. — Neben diesen Verhältnissen beim einzelnen Lande sind aber auch noch vorzugsweise die gegenseitigen Verhältnisse unter den Küsten verschiedener Länder und Welttheile zu berücksichtigen. Von welcher Bedeutung ist für das griechische Alterthum neben der ausgezeichneten Küstenentwicklung und dem Inselreichthume das weite Hineinragen des Landes ins Meer, und die dadurch bewirkte Annäherung gegen Asien, Afrika und Italien gewesen! Wie förderlich war die Lage der Küsten von Portugal und Spanien für die frühern Entdeckungsreisen und die von diesen Ländern ausgegangenen Eroberungen und Colonisirungen! Die

Lage Englands entſchied über ſeinen Verkehr mit den übrigen Welttheilen. Wie gar anders würde die Wechſelwirkung zwiſchen Europa und Amerika geweſen ſein, wenn dieſes ſeine an Buchten reiche Oſtküſte dem aſiatiſchen Continente, und ſeine durch die Kette der Anden zum großen Theile vermauerte Weſtküſte Europa zugekehrt hätte! Jetzt aber wendeten ſich dieſe beiden Erdtheile nicht ihren Rücken, ſondern ihre offenen Arme und ihr Antlitz zu. — Und wie die Länder, ſo auch überall die Völker. Sind auch die Bewohner einer Küſte kein Volk für ſich, ſondern nur das äußerſte Glied einer Innlands-Nation, ſo iſt ihr Blick doch mehr nach außen, über das Meer hin, als nach innen gerichtet. So blickt z. B. Bremen mehr nach Amerika, Trieſt mehr nach der Levante, und Lübeck mehr nach Rußland und den ſcandinaviſchen Reichen hin, als nach Deutſchland; und ebenſo lebt in dem ſonſt ſo ſehr Alles nach einem Centrum hinziehenden Frankreich der Bewohner von Calais und Boulogne mit ſeinen Gedanken mehr in England, der von Havre mehr in Amerika und der von Marſeille mehr in der Levante, als im eigenen Vaterlande.

Wie die Küſten die Lebensart und die Beſchäftigungen ihrer Bewohner bedingen, ſo haben ſie auch dadurch auf die Entwicklung ihrer Körper- und Geiſteskräfte, ihrer Sinnesart, ihrer Tugenden und Laſter einen entſchiedenen Einfluß. Wenn — wie Haumann ſagt*) —

*) Haumann: Kleinigkeiten in bunter Reihe. „Ueber die [illegible] der leblosen Natur.“

der Bewohner eines Gebirgsthals von diesem in der Regel immer gefesselt wird; wenn er Nichts mehr liebt als die Berge, die er täglich vor Augen hat, und an und in welchen er seine Beschäftigungen und Nahrungsquellen findet, so lockt dagegen den Küstenbewohner der beständige Anblick des Meeres in die Ferne. Wenn Landmann und Handwerker in Ruhe und Sicherheit ihre Arbeiten verrichten, so kämpft dagegen der Fischer in seinem kleinen Boote gegen die Gewalt der Wellen, und bringt manche stürmische Nacht auf dem offenen Meere zu; so lenkt der Seefahrer bald hierhin, bald dorthin den Lauf seines Schiffes, und verrichtet seine saure Arbeit unter den größten Gefahren. Der Küstenbewohner muß beständig gegen die Angriffe des Meeres gerüstet sein, und mit größter Aufmerksamkeit und Beharrlichkeit für die Befestigung und Erhaltung seines Bodens sorgen. — Wie auf solche Weise das Seeleben durch seine Anstrengungen und Gefahren Körper und Seele stärkt, durch die Richtung auf die Ferne das Gesichtsfeld des Menschen erweitert, ihn von dem engen Kreise seiner heimischen Beschäftigungen und Interessen ablenkt, und sein Selbstgefühl wie seinen Freiheitssinn weckt und belebt: so fordert es zugleich auch die mannichfaltigen Hülfsmittel und Kenntnisse, welche es in Anspruch nimmt, die Entwickelung und Ausbildung mancher Wissenschaften und Künste. Und so erklärt es sich leicht, daß Charakterstärke, Unternehmungsgeist und Freiheitssinn sich bei manchen Völkern besonders entwickelt haben, welche durch die Küsten in eine nahe Berührung mit dem Meere gesetzt wurden. Ihre einmal erlangte politische Macht konnte

Hülfsmittungen, als die continentalen Nationen, weil die Letztern leichter und schneller entarten und verweichlichen, und wohl durch den Willen eines einzelnen Mannes vernichtet werden können; was zur See nicht möglich ist, wo nur der Wille eines ganzen, kräftigen Volkes entscheidend einzuwirken vermag, und keine Eroberung gemacht werden kann, ohne daß das Volk selbst einen hohen Grad von innerer und äußerer Kraft besitzt.

Soll das offene Meer nun aber selbst befahren werden, so gleicht der Mensch, welcher zwischen den Ufern des Flusses hinab zuerst an die Küsten des Oceans gelangt ist, dem heranwachsenden Kinde, welches zuerst die schirmenden Arme der Mutter verläßt; es segelt an der Küste, ehe es sich in den Ocean des Raumes wagt, und schreitet in schräger Richtung fort, während es sich mit den Händen wechselweise hält. Auf gleiche Art schifft der Mensch in seinem Nachen, den Blick stets nach den schirmenden Küsten gewendet, bei Gefahr drohenden Stürmen sich sogleich wieder an dieselben anklammernd, am Gestade dahin, bis er sich stark genug fühlt, die freie Höhe des gränzenlosen Meeres befahren zu können. Aber ganz frei ist er auf demselben dennoch nicht, sondern gehorcht in seinem Laufe den Strömungen des Luft- und Wasseroceans, welche mehr oder weniger dem Weltverkehre die Bahn vorzeichnen; dann dieser zeigt sich im eigentlichen Sinne des Worts nur auf dieser Wasseroberfläche des Erdballs. Hier ist die große Straße der Welt, welche allein die entlegendsten Glieder der Menschheit wieder mit einander in Verbindung setzt. Ohne das Meer gäbe es keine

Menschheit; sondern nur einzelne, wenn auch zu Haufen und Völkern zusammengeschaarte Menschen.

Somit hätten wir uns also hier die Einwirkung der unorganischen Natur in ihrem Gesammtzusammenhange auf die Entwicklung des Menschengeschlechtes in einigen Hauptzügen zu verdeutlichen gesucht, und es wären jetzt ferner noch im Einzelnen einige, der unorganischen Natur angehörige Körper hervor zu heben, welche schon für sich allein als von mehr oder weniger großer Bedeutung für die Entwicklung des Menschengeschlechtes erscheinen.

Die Einwirkung einzelner Mineralien auf das Menschengeschlecht ist so mannichfaltig, daß hier schon wenige Beispiele genügen werden, um auf das Bestimmteste zu zeigen: wie sehr die Erd- und Völkerkunde, die Verbindung der Völker unter einander, ihre Entwickelung, und der Fortschritt vieler Wissenschaften und Künste durch jene Mineralkörper veranlaßt oder wenigstens vermittelt worden ist.

Die wichtigsten Fortschritte in der Erd- und Völkerkunde wurden durch das Suchen nach Gold veranlaßt. War das Gelüsten nach Gold auch nicht der einzige Antrieb zu der ersten Entdeckungsreise des Columbus gewesen, so zeigen doch nachfolgende Worte, welche er an den König Ferdinand schrieb, hinreichend, wie

hoch er den Besitz desselben anzuschlagen wußte: sie lauten *): »Das Gold ist Ihrer Majestät um so nothwendigere Sache, als, zur Erfüllung einer alten Weissagung, Jerusalem durch einen Fürsten der spanischen Dynastie wieder hergestellt werden soll. Das Gold ist das vortrefflichste aller Metalle. Was ist das Schicksal jener Edelsteine, die man an den äußersten Enden der Erde aufsucht? Man verkauft sie und verwandelt dieselben endlich in Gold. Mit Gold kann man nicht nur in dieser Welt alles erhalten, was man will; es ist dasselbe auch noch brauchbar, um die armen Seelen aus dem Fegfeuer zu erretten, und um das Paradies zu bevölkern.« — Jeder kürzlich im neuen Continente eingetroffene Gouverneur mußte, um sich dem Hofe zu empfehlen, die Bergwerke seiner Provinz rühmen, und später, um sich die Gnade zu erhalten, auch Goldschätze liefern. So drang denn der Strom der Goldsuchenden unaufhaltsam weiter; weite Strecken, wilde Berge, breite Flüsse konnten ihn nicht hemmen, stets neue Räuber trug der Ocean herbei, und sie zerrissen, mit ihren Hunden im Bunde, das Geschlecht der Indianer. In kürzester Zeit hatte man, nach Golde suchend, große Räume des wüsten, weiten Continents entdeckt. — Eine ähnliche Erscheinung bot sich in Afrika dar, nachdem die Portugiesen einmal seine Goldküsten betreten hatten. Wohl war die Sterblichkeit im fremden Lande fürchterlich, denn von 100 Männern erlebten in ihm nicht

*) A. v. Humboldt: Reise in die Aequinoct. Gegenden. Th. II. B. IV. Cp. XIII.

7 das 5te Jahr *); aber Jahrhunderte lang wälzten sich die Schaaren, vom Worte »Gold« gelockt, fort ins Verderben. Bis in die glühende Mitte des Continents drang der Jesuit, den Heiland im Munde, den Durst nach Golde im Herzen tragend. Gelang dann Einzelnen die Rückkehr, so brachten sie, wenn auch nicht goldene Schätze, so doch Nachrichten über ferne, unbekannte Länder mit zurück. Zu Hülfe kam dabei, daß die bekannten Seemuscheln, die Schlangenköpfchen oder Kowries, die Münze der Einwohner, ihr Maaßstab im Handel waren. Im Aus- und Eintausche des In- und Auslandes wurde das Gleichgewicht der Täuschung wieder hergestellt. »Denn wenn« — wie Ritter sagt **), — »das Product des Continents, das Gold des Sudans, im Auslande den eingebildeten Werth erhalten hat, und die Menschen bethört und fast gefesselt hält, so hat dagegen in der Mitte des Continents nun das Product des Oceans den gleichen eingebildeten Werth erhalten, die an sich so unschuldigen Muscheln. — So sind die leblosen Producte der Tiefe des Oceans und des Continents die Treiber der Völkermassen, der Hebel und Nerv des Verkehrs auf der Oberfläche der Erde geworden.« —

Wie das Verlangen des Europäers auf den Besitz von Gold, so war das des östlichen Asiaten auf den des Ju-Steines, das des westlichen auf den des Tückises gerichtet.

*) Ritter: Erdkunde von Afrika. Absch. II.

**) Ritter: Afrika. Abth. IV, Absch. II., „Westliche Halbe des Sandoceans."

Der Ju, (Yu), der berühmte Stein der Chinesen *), der mit dem Kasch der Turk, und dem Jaspis der Alten dieselbe mineralogische Substanz bezeichnet, bildete seit Jahrtausenden eine der kostbarsten Waaren im Handel des Orients; ist bis heute noch ungemein theuer; reicht in den Ursprung alles Handelsverkehrs der Cultur-Völker Mittel-Asiens bis in die frühesten historischen Zeiten hinauf, und hat seinen Hauptfundort nur allein in den Quellgebirgen des Khotanflusses, dem Karangui-Tack, der im Zusammenstoß des östlichen Kuenlun und westlichen Beiur, südwärts der Stadt Khotan, auch der große Yhsungling heißt. An die Kette des Karakorum-Passes reiht er sich an, und bietet hier die Eingänge und Übergänge durch West-Tübet und Baltistan zu Kaschmir im südlichen anstoßenden Himalaya-Systeme dar. Dem Ju-Steine hat Khotan seine Berühmtheit im Oriente zu verdanken. Die Fundgrube erhielt sich durch alle Jahrhunderte bis heute, und wenn sie früher den einheimischen Königen das Mittel gab, durch dessen Vergabungen wichtige, politische Relationen mit dem Auslande zu erhalten, so ist sie heut zu Tage, als kaiserliches Monopol, noch ein Hauptgrund geblieben: »den Scepter des himmlischen Reiches segnend über die Barbaren in Khotan walten zu lassen, und ihnen die Gnaden zu verleihn, die von dort ausgehn.«

Ähnliche Bedeutung erhielten für das westliche

*) Ritter: Erdkunde von Asien. B. V. B. 1. I. Absch. §. 5.

Asien die Türkisminen von Nischanpur *). Denn jeder Perser glaubt, daß beim Aufwachen am früheſten Morgen ein Blick auf den Türkis das Geſicht für den ganzen Tag ſchütze; und deßhalb trägt auch der gemeinſte Perser ſeinen Türkis am Finger. Dieſen ächten, orientaliſchen Stein lieferten ſeit undenklichen Zeiten vorzugsweiſe und vielleicht ausſchließlich die Minen von Niſchanpur. Darum richtete ſich des Perſers Blick und Schritt nach den Fundgruben dieſer Steine hin, über welche das Juaher Nameh, (ein orientaliſches Manuscript über die Edelſteine), ſagt: »ſie ſeien würdig, die Schatzkammern der Fürſten und Herrſcher zu ſchmücken, denn ſie wendeten das Unglück ab von denen die ſie trügen, verſchafften die Gunſt der Prinzen, vermehrten den Reichthum, erhielten den Scharfblick des Auges, ſicherten den Sieg über den Feind, und verſcheuchten die böſen Träume.« —

Für das Binnenland Afrikas ſind die Steinſalzbrüche von größter Bedeutung **). Es ſind die Verſammlungspunkte der Caravanenzüge, welche von da aus dem Sudan, mit dem erſten aller Bedürfniſſe beladen, zuſteuern. Wie vielleicht das Meer ohne ſeinen Salzgehalt verderben würde, ſo müßte das Völkerleben des inneren Afrikas ohne jene Salzgruben erſterben; denn Salz iſt dem Afrikaner, was Gold dem Europäer. —

*) Ritter: Erdk. von Aſien. B. VI. II Abth. II Abſch. §. 7.

**) Ritter: Afrika IV Abth. II Abſch.: „Weſtliche Hälfte des Sandoceans.“

Aber auch bittere Früchte trägt jenes Verlangen nach Salz; denn für 12 Pfund dieſer Waare erhält man einen 14jährigen Knaben. —

Wie die Bewegung der Völker, ſo wurde auch ihre Entwicklung in den einzelnen, in Beſitz genommenen Ländern durch das Mineralreich zum großen Theile vermittelt. Erſt dann hörte der Menſch auf, ein Nomadenleben zu führen, wenn er ſeine Gebäude von feſtem Geſteine errichtete. Da, wo das Land bloß Lehm und Thon zum Baumaterial darreichte, konnte der Einwohner ohne fremde Beihülfe kein feſtes Haus erbaun; heute wie im Fluge aus dem weichen Material zuſammen geformt, ward es ſchon morgen wieder durch Wind und Regen vernichtet. Selbſt Rieſenſtädte wie Ninive und Babylon mußten wieder ſpurlos verſchwinden, die Bewohner wieder als Nomaden leben; keine Ruine, nur dunkle Gerüchte erzählten der Welt von der Herrlichkeit, die einſt da geweſen. — Wo aber feſteres Geſtein zum Bau vorhanden war, beſtimmte die Art ſeines Gefüges und ſeiner Lagerung gewöhnlich anfangs den Charakter der zu errichtenden Gebäude. Der Urtypus der altägyptiſchen Architektur liegt in den, in mächtige, horizontal gelagerte Bänke abgeſonderten Sandſteinflächen Ägyptens, wo bei den Grotten und Höhlen Bergfeſten und natürliche Quaderſäulen die horinzontalen Decken trugen. In Oberägypten machte der Granit von Syene die Ausarbeitung der Obelisken möglich. Die großen, zuſammenhängenden Maſſen, worin jene Felsarten brechen, begünſtigten die Darſtellung der Koloſſe, in welcher die altägyptiſche bil-

bende Kunst sich besonders auszeichnete. — Verwandte Gesteine gaben auch der indischen Bildhauerkunst den ähnlichen Charakter. Die griechische Sculptur bedurfte ein weicheres, und nachgiebigeres Material zu den Schöpfungen einer weit reicheren und bewegteren Phantasie, welches ihr die Natur unübertrefflich in dem herrlichsten Marmor darbot. Die in diesem Lande und in Kleinasien vorhandenen Schichtengewölbe des Kalksteins waren die Vorbilder der Cyklopenmauern, in welchen die natürlichen, unregelmäßig geformten Absonderungsstücke des Materials auf ähnliche Weise wieder zusammengefügt erscheinen, als sie sich in den mannichfach gebogenen Schichten, aus welchen sie genommen wurden, finden. — Im westlichen Deutschland, in Belgien, einigen Gegenden von Frankreich und Spanien waren es in späteren Zeiten wohl die Basaltsäulen, welche den ersten Gedanken an die zusammengruppirten, vieleckigen, schlanken Säulen der gothischen Dome erweckten, und indem der benachbarte, feinkörnige, aber nicht schwer zu bearbeitende Sandstein ein passendes Material darbot, so erwuchsen die ehrwürdigen, mittelalterlichen Dome, mit ihren himmelan strebenden Thürmen. Daß bei solcher Qualität des Materials dem Baumeister ein hoher und kühner Flug der Phantasie verstattet war, und daß sie die technische Fertigkeit der Steinmetze und der sinnig entworfenen Ornamente, der langen und zarten Stäbe, der kunstvoll durchbrochenen Rosen, bedeutend unterstützten, dringt sich — wie Hausmann sagt — unwillkührlich bei der genaueren Betrachtung jener Bauwerke auf. — Wurden so aber zu öffentlichen Zwecken gewaltige Gebäude

von ganzen Völkern aus Stein errichtet, so mußte sich doch der Einzelne zu einer Wohnung ein andres Haus erbaun. Dieses mußte, sollte es allen Zwecken genügen, die Mitte halten zwischen Fels- und Erdbauwerk, also da errichtet werden, wo sich beides fand. Der erfindsame Mensch zersprengte die Felsen in Bausteine, brannte die weichen Massen des Thons zu festen, regelmäßigen Steinen, schuf sich aus dem geglühten Kalksteine oder den gedörrten Harzen der Erde ein festes Bindemittel, baute Dörfer und Städte als Fundamente allgemeiner Civilisation, folgsam dem Winke einer gütigen Natur, die ihm grade in denjenigen Gegenden, welche auch die übrigen Bedingungen einer höheren Civilisation erhielten, dieses doppelte Material neben einander gelegt hatte. Gefügig in seiner Hand formte es sich leicht zu Wohnungen von mancherlei Gestalten, überall leicht den Mannichfaltigkeiten des Landes, Bodens und Klimas angepaßt.

Diese Gebäude zu errichten und zu höherer Civilisation emporzubringen, wäre dem Menschen aber unmöglich gewesen, wenn er nicht »das Eisen« zur Hand genommen hätte; denn, wie Leonhard sagt *): »die Geschichte des Eisens ist die Geschichte der Humanität.« Es sind vorzugsweise zwei Umstände, aus welchen die hohe Bedeutung dieses Metalles hervorgeht, nämlich: seine allgemeine Verbreitung, und die Verschiedenartigkeit der Eigenschaften, welche es bei verschiedenartiger Behandlung anzunehmen vermag. — Die Eisenerze sind

*) Leonhard: Geologie. B. I. S. 442.

meiſt leicht zu erkennen und aufzufinden; dieſelben möchten vielleicht den funfzigſten Theil der Erdrinde ausmachen; — aber dieſes häufige Vorkommen des Metalles ſetzt ſeinen Werth keineswegs herab, ſondern erhöht ihn vielmehr, und die Geſchichte aller Völker legt für die Unentbehrlichkeit und Wichtigkeit deſſelben Zeugniß ab. Es nimmt als Roheiſen durch Schmelzung und Guß beliebige Formen an; läßt ſich als geſchmeidiges Eiſen durch angemeſſenen Druck zu ſolchen Dingen verarbeiten, bei welchen ſeine große Feſtigkeit und Biegſamkeit beſonders in Anſpruch genommen wird; erhält als Stahl ſehr verſchiedene, aber auch ſehr hohe Härtegrade; vereinigt damit verſchiedene Grade von Ductilität, und findet ſo die ausgedehnteſte und wichtigſte Anwendung zu ſchneidenden, drückenden, reibenden und mancherlei andern Werkzeugen. Ohne Eiſen beſtände kein Feldbau, keine Kunſt und keine Civiliſation. Selbſt die rohſten Völker, welche in ihren Ländern entweder gar kein Eiſen finden, oder es doch nicht zu ſchmelzen und zu verarbeiten verſtehn, wiſſen doch ſeinen hohen Werth zu würdigen; denn die Eiſengeräthſchaften ankommender Fremdlinge erregen ſogleich ihre ſehnſüchtigſten Wünſche. Mit Freuden geben ſie für dieſelben ihr Hab und Gut, ihre Schmuckſachen aus Gold und Diamanten wie ihre Heerden dahin. — Es iſt faſt unglaublich, wie groß auch bei weniger civiliſirten Völkern der Verbrauch von Eiſen iſt. Nach Ermanns Angaben bereitet man im Ural jährlich 26800000 Berliner Pfund Eiſen. Von dieſer ungeheuren Menge werden $\frac{1}{3}$ den Bewohnern des Europäiſchen Rußlands zu Theil, während

man ⅔ nach Osten hin ins Russische Asien führt, und ⅓ in die südwestlich von da liegenden Nachbarreiche. Die Gesammtbevölkerung Rußlands, mit Einschluß der südlichen Gränzlande dürfte nicht über 70 Mill. Menschen betragen, welche also in einem Jahre die erwähnte Metallmenge verbrauchen. Das Verhältniß wird aber noch ein ganz anderes, wenn wir auf civilisirte Länder der Erde blicken; hier vertritt dasselbe in vielen Fällen die Stelle von Holz und Steinen. Mag es jetzt noch für etwas Außerordentliches gelten, daß man — wie die neusten Zeitblätter meldeten, auf der großen Eisengießerei zu Couillet große und geräumige Wohnhäuser von Gußeisen zu construiren begann, — so wollen wir hier nur an die Eisenbahnen erinnern, die wirklich schon die entferntesten Gegenden der Erdtheile mit einander verbinden, und an Anzahl täglich wachsen, um die Entfernungen von hunderten von Meilen in die Entfernungen von Stunden zu verwandeln; an die eisernen Wagen, welche auf diesen Bahnen rollen, an die Dampfschiffe, welche gegen Wind und Wellen sichern Laufes ihre unsichern Wasserpfade durcheilen. — Zeigt sich in diesen verwendeten großen Massen die welthistorische Bedeutung des Eisens, so wollen wir seine eben so große Bedeutung bei Anwendung in kleineren Massen nicht übersehn. Allein von dem Eisen ist zu behaupten, daß sein Werth durch Kunstfleiß um das Sechzigtausendfache des ursprünglichen Preises gesteigert werden könne; und von diesen Kunstproducten aus kleinen Massen nennen wir hier nur zwei: »die Lettern,« ohne welche die Buchdruckerkunst nie einen höheren Grad der Blüthe erreicht

haben würde; und »die Magnetnadel,« ohne welche der weite Ocean wohl nie würde befahren worden sein: denn erst die kleine, frei schwebende Nadel lehrte neue Welten kennen, und lenkte die Richtung der Völkerströme in neue, vorher noch nicht gekannte Bahnen. Nur in Sandwüsten sollte noch das Kameel seine Lasten tragen; der übrige Handelsverkehr im Großen sich aber aus glücklichen und blühenden Ländern fort, hin auf die Wasserwüsten wenden, um — von der frei schwebenden Nadel geführt — dem menschlichen Geschlechte die Güter dieser Erde in reicherer Fülle darzubieten. —

Die Gewinnung, weitere Verarbeitung und spätere Anwendung des Eisens wird aber wieder vielfältig durch das Vorhandensein eines anderen Minerals, durch »die Steinkohle« bedingt; ihr mittelbarer Einfluß erscheint bei genauerer Betrachtung oft seltsam groß, indem häufig das Schicksal, das Glück, der Wohlstand, der höhere Aufschwung, ja die Existenz ganzer Völkerschaften an das Vorhandensein der Steinkohlen geknüpft erscheint. Was wäre z. B. England ohne seine mächtigen und weit erstreckten Kohlenablagerungen? Durch dieselben aber errang es sich die Herrschaft auf den Meeren. Steinkohlen spielen in der Industrie Britanniens eine Hauptrolle; sie haben diesem Lande entschiedeneren Gewinn gebracht, als Spanien alle Gold- und Silberschätze Perus. Wie diese hier zur Erschlaffung aller Kräfte wirkten, so boten dagegen die Mineralschätze Englands, statt unmittelbaren Reichthum zu gewähren, eine nie versiegbare Hülfsquelle dar, ihn zu erwerben. Der thätige und unternehmende Geist

des Volks erhielt neuen Aufschwung seit der Zeit, wo König Heinrich III den Bewohnern von Newcastle einen Freibrief auf das Graben der Steinkohlen ertheilte. Nach glaubwürdigen Berechnungen ergab sich das Resultat: »daß in England im Jahre 1836 gegen 22700000 Tonnen Steinkohlen verbraucht wurden *).« — Man hat sich mit Berechnungen über die mögliche Erschöpfung dieser Steinkohlenvorräthe unterhalten; aber die Gruben von Newcastle sind für wenigstens tausend Jahre im Stande, die bisherige Kohlenmenge allein zu liefern; und dazu kömmt: daß erst in neueren Jahren die Bearbeitung vieler Kohlenlager begonnen wurde; und daß der Folgezeit ohne Zweifel noch die Entdeckung gar mancher Lagerstätten jenes Materials vorbehalten ist. — Denken wir hier aber zunächst nur mal an die Verführung der gewonnenen Steinkohlen, so ist es eine hinreichend bekannte Thatsache: »daß Englands Matrosenschule auf den Kohlenschiffen ist.« Mag ein Staat in wenig Jahren tausende von Schiffen und hunderttausende von Soldaten stellen können, — so bringt doch keines Welten-Kaisers Machtbefehl plötzlich ein Matrosen-Heer hervor. Dieses muß auf dem Wasser geboren, und durch ewigen Kampf mit allen Elementen erzogen werden. Englands Kohlenschiffe erziehen es, und aus dieser Pflanzschule geht seine Weltherrschaft hervor. Versänken Englands Kohlengruben ins Meer, so hätten die Wellen zugleich sein Regiment mit verschlungen. — Bei der Anwendung und dem Ver-

*) Leonhard: Geologie. B. II. S. 342.

brauch der Steinkohlen möchte blos darum zu erinnern ſeyn, daß ihre Gluth den Waſſerdämpfen die Expanſivkraft verleiht, um auch hier mit einem Beiſpiele die hohe Bedeutung feſtzuſtellen. Obgleich die Erkenntniß der Kraft der Waſſerdämpfe, wenn ihnen Ein weichen Hinderniſſe entgegengeſetzt werden, dem Menſchen von der Natur ſehr nahe gelegt war, ſo hat er ſie doch, wie oft das Nächſte, lange unbeachtet gelaſſen. Im 17ten Jahrhunderte wurden die erſten Verſuche gemacht, den Waſſerdampf zur Erzeugung von Bewegungen zu benützen, die aber erſt im 18ten zur Erfindung einer wirkſamen Dampfmaſchine führten, deren raſche Vervollkommnung und vielfältige Anwendung auf die Gewinnung von Naturproducten, auf den Betrieb von Fabriken und Manufacturen, ſo wie auf den Verkehr einen Einfluß gehabt haben, der Alles überſteigt, was frühere Erfindungen in dieſer Hinſicht bewirkten.

Neben dieſem Waſſerdampfe glauben wir auch noch einem andern, größtentheils aus Mineralien entwickelten und durch Eiſen vorzugsweiſe geleiteten, welches auf die Umgeſtaltung des Völkerlebens den größten Einfluß hatte, erwähnen zu müſſen; wir meinen den Schießpulverdampf. Die Miſchung dieſes Schießpulvers beſteht aus 75 Theilen Salpeter, 11½ Theilen Schwefel und 13½ Theilen Kohle. Zwar rühmen ſich die Chineſen der erſten Erfindung dieſer Miſchung; jedoch wendeten Deutſche dieſelbe ſchon im erſten Jahrtauſende nach Chriſti Geburt zum Sprengen von Felſen an. Die welthiſtoriſche Bedeutung des Schießpulvers beginnt aber erſt mit ſeiner Ver-

wendung im Kriege; und da als es die Mauren vor Alicante im Jahre 1331 sahn, als es 1342 zu Algesiras blitzte, als 1346 bei Crecy sein Donner rollte, begann eine neue Periode des Völkerlebens. — Der Indianer flüchtete mit seinen Pfeilen in die Wälder; der Afrikaner unterhielt ewige Sclavenjagden, die Menschen seines Stammes für Pulver und Blei zu verhandeln. Im eigenen Europa setzte der Ritter seine Rüstung bei Seite, denn statt der stählernen Lanze vom kräftigen Arme geschwungen, pfiff nun das tödtliche Blei durch die Lüfte, vielleicht aus feigem Hinterhalte vom leichten Drucke des Fingers gesendet. Die Bürger öffneten ihre Schlösser und Riegel, denn gewaltiger wie der Muth der Männer war jetzt die Kugel von Eisen; es blitzten nicht mehr in ritterlichem Zweikampfe Schwert und Speer, denn die Bedeutung des Einzelnen hatte aufgehört; es entschied nicht mehr Tapferkeit und romantische Begeisterung den Kampf, sondern kluge, mathematische Berechnung. In Reihe und Glied geordnet, dem Commandoworte lauschend, ward der Einzelne nur zum unbedeutenden Gliede eines größeren Ganzen, — nicht dem eigenen Willen, sondern dem Signale der Trommel und Trompete dienstbar, in unbedingtem Gehorsame seine Tugend und Tapferkeit erweisend. Der Geist des Mittelalters war gestorben. Mehr und mehr ward die Kriegskunst die Siegerin; und vor denselben Mauren, vor und zwischen welchen einst die begeisterten Streiter Christi siegten und verbluteten, dem Zeichen des Halbmonds erliegend, donnerte in den letzten Tagen das Wurfgeschoß

a la Paixhans, ſo daß in wenig Stunden St. Jean d'Acres Mauren fielen, und durch den Orient der Ruf ertönte: »die furchtbare Chriſten-Hülfe!« Aſien erbebte; denn auch in ſeinem Oſten warfen ſchwimmende Batterien die Wälle nieder, hinter welchen ſich ſeit Jahrtauſenden »das Reich der Mitte« verſchanzt hielt; es beugte ſich »der Sohn des Himmels« vor »dem rothhaarigen Barbaren.« Noch hallt der Donner über's Meer, und wird nicht verhallen, bis ſich der Völkerſtrom, der bis jetzt von Oſten nach Weſten drang, fluthend gegen Oſten zurückgewendet hat: den gewaltigen Erdtheil aus ſeinem Todesſchlummer wieder aufzurütteln und in den Kreis des Völkerlebens zurückzuziehn. Ein Gemiſch von Salpeter, Schwefel und Kohle war es, durch welches Europa ſeine Weltherrſchaft erbaute. —

Dieſer äußeren Entwicklung der Völker entſprechend, wirkte das Mineralreich auch in der verſchiedenartigſten Weiſe auf die geiſtige Entwicklung der Menſchheit ein. Nicht allein geſtalteten ſich Geologie und Geognoſie erſt bei längerem und aufmerkſamerem Durchſuchen der Erdſchichten zu eigentlichen Wiſſenſchaften, ſondern ein einzelnes Mineral war ſogar im Stande, dem menſchlichen Geiſte wunderſamen Aufſchwung zu verleihen. Wir haben an das vorzugsweiſe aus Quarz bereitete Glas zu erinnern. Was wären Phyſik und Chemie, dieſe beiden Wiſſenſchaften, welche zum großen Theile das Leben der civiliſirten Völker der Gegenwart regieren, was wären ſie ohne Glas? Daſſelbe empfängt von dem Naturforſcher die feinſten, luftförmigen, wie die ſchärfſten,

tropfbar flüſſigen Subſtanzen, ohne jene durchzulaſſen oder dieſe zu verunreinigen; es zerlegt die unſichtbare Atmoſphäre und das unwägbare Licht, entwickelt und begränzt wieder die Elektricität; es ſchärft den Sinn des Geſichtes ſowohl für die Nähe, indem es uns die Organiſation im kleinſten Raume kennen lehrt; als auch für die Ferne, indem es den Blick zu andern Weltenkörpern trägt, und es geſtattet: ſie auszumeſſen und die ewigen Geſetze, denen ſie gehorchen, zu ergründen. Das Glas macht es alſo in dieſer Weiſe möglich: das Höchſte im Wiſſen zu erſtreben, was dem Menſchen vom Schöpfer auf dieſer Erde verſtattet ward; es führt ihn ein in die Unendlichkeit, — mag er dieſe im Großen oder im Kleinen ſuchen.

Aus allem Angeführten würde alſo wohl der bedeutende Einfluß, welchen die unorganiſche Natur, ſowohl im Ganzen, als auch im Einzelnen betrachtet, auf die Entwicklung des Menſchengeſchlechts, ſei es in körperlicher, ſei es in geiſtiger Rückſicht, ausübt, hinreichend hervorgehn; — es liegt uns jetzt ferner ob: die Einwirkung weiter zu verfolgen, welche ſowohl die Pflanzen-, als auch die Thierwelt in derſelben Beziehung ausüben.

II. Die Entwicklung des Menschengeschlechtes durch Einwirkung der Pflanzenwelt.

Die Einwirkung der Pflanzenwelt auf die Entwicklung des Menschengeschlechtes tritt nicht in derselben Weise hervor, wie die des Mineralreiches. Sie ist, wenn man die Pflanzenwelt im Allgemeinen in's Auge fasst, eine mehr unterbrochene und durch die verschiedenartigen Verhältnisse des Mineralreiches bedingte. — Dennoch erhalten aber die verschiedenen Länder der Erde ihren Charakter zum großen Theile durch die in ihnen vorhandenen Pflanzen, indem diese das Gewand sind, welches die Glieder der bewohnbaren Erdrinde einhüllt, sich ihnen bald mehr, bald weniger dicht, mannichfaltig und prächtig anschmiegt, und dem Todten das Leben gibt, welches wiederum Leben weckt. Dem Erdboden entkeimend und stets angehörend, sind die Pflanzen auch »die Kinder des Lichts,« die Strahlen desselben festhaltend und auflösend; der Erde »himmlischen« Schmuck verleihend. — Der Charakter eines Landes wird oft so vorherrschend durch die vorhandene Pflanzenwelt bestimmt, daß man dasselbe sogar nach diesem zu benennen pflegt. Selbst kleine Pflanzen und Vegetabilien niederer Art, ja sogar Mangelhaftes und Abgestorbenes wirken dabei häufig in großer Bedeutung mit.

Wir halten sowohl den Ausdruck einzelner charakteristischer Pflanzenformen fest, indem wir dabei vor-

zugsweiſe auf A. v. Humboldt's »Phyſiognomik der Gewächſe« *) zurückblicken, als wir auch auf die Phyſiognomik aufmerkſam machen wollen, welche Maſſen von Pflanzen derſelben Species einzelnen Gegenden oder ganzen Ländern verleihn.

Wir beginnen mit den Palmen, den höchſten und edelſten aller Pflanzengeſtalten. In ihrem Habitus und ihrer Phyſiognomie liegt ein großer, ſchwer mit Worten auszudrückender Charakter. Hohe, ſchlanke, geringelte, bisweilen ſtachlichte Schäfte, mit anſtrebendem, glänzendem, bald gefächertem, bald gefiedertem Laube. Der Stamm erreicht bis 180 Fuß Höhe. Das eigentliche Palmenklima hat zwiſchen 19 bis 22° R. mittlerer jährlichen Wärme; und hier ſtehen ſie, — zwar überall mit dem wiegenden, grünen Laubgewölbe, iſolirt wie geſellig, der reizendſte Schmuck der Landſchaft, und ihr ſtets einen gewiſſen Adel und höheren Bauſtyl verleihend, — ſo doch beſonders an Wüſtenrändern und auf Oaſen feierlich da wie hehre, Gott-geſchaffne Säulen, die ſich mit ihren Blätterkronen zu hohen Domen einen; ein Signal dem fernen Wanderer in der Wüſte, in deſſen Bruſt nur das eine Sehnen lebt: im kühlen Schatten jenes hohen Daches ruhn zu können. Ganz Poeſie iſt dann ſein Denken, wenn er endlich dem heißerſehnten Ziele, dem kühlen Palmenhauſe naht, das noch allein, wenn es Nacht wird, zwiſchen ihm und dem fernen Himmel ſchwebt, und dem Geiſte den Gedanken der Ruhe und des Friedens wieder-

*) A. v. Humboldt: Anſichten der Natur. Bd. II. Nr. 1.

gibt. — Nur wenig Palmenstämme mögen es sein, und die trostlose Wüste weckt Paradieses-Ahnen.

Zu den Palmen gesellt sich in allen Welttheilen die Pisang- und Bananenform, die Scitamineen und Musaceen der Botaniker. Ein niedriger, aber saftreicher, fast krautartiger Stamm, an dessen Spitze sich dünn und locker gewebte, zartgestreifte, seidenartig-glänzende Blätter erheben. Pisanggebüsche sind der Schmuck feuchter Gegenden, und indem sie den Menschen seit der frühsten Kindheit seiner Kultur auf allen Wanderungen begleiten mußten, so vervielfachte der sich ansiedelnde Tropenbewohner durch Pisangpflanzungen eine der schönsten Baumgestalten. —

In den Vereinigten Staaten Nordamerika's zeichnet sich die Form der Mimosen aus. Die durch die schirmartige Verbreitung der Blätter schimmernde tiefe Himmelsbläue des Tropenklimas ist stets von überaus malerischem Effecte. —

Eine meist afrikanische Pflanzengruppe sind die Heidekräuter, eine Gruppe, die mit der der Nadelhölzer einige Ähnlichkeit hat, und eben deßhalb mit dieser durch die Fülle glockenförmiger Blüthen desto reizender contrastirt. Die baumartigen Heidekräuter, wie einige andre afrikanische Gewächse, erreichen das nördliche Ufer des Mittelmeers. Sie schmücken Welschland und die Cistus-Gebüsche des südlichen Spaniens. In den baltischen Ländern, und weiter nach Norden hin ist diese Pflanzenform gefürchtet, da sie Dürre und Unfruchtbarkeit verkündet. Die europäischen Heidekräuter sind meist gesellschaftlich le-

lende Gewächse, gegen deren fortschreitenden Zug die ackerbauenden Völker mit wenigem Glücke ankämpfen. — Wie dieselben der neuen Welt fast gänzlich fehlen, so erhielt dieselbe dagegen die bald kugelförmig, bald gegliedert, bald in hohen, vieleckigen Säulen wie Orgelpfeifen aufrecht stehenden Cactusformen. Diese Gewächse erreichen bis 30 Fuß Höhe, und erinnern — candelaberartig getheilt — an einige afrikanische Euphorbien. —

In Südamerika zeigt sich die Form der Lianen in vorzüglicher Kraft der Vegetation. Die oft 40 Fuß langen, blattlosen, mitunter an unsern rankenden Hopfen und unsere Weinreben erinnernden Äste, fallen theils senkrecht aus den Gipfeln hoher Swietenien herab; theils sind sie schräg wie Masttaue ausgespannt, und die Tigerkatze hat eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, daran auf und ab zu klettern.

Mit den biegsamen, sich rankenden Lianen, mit ihrem frischen und leichten Grün, contrastirt die selbstständige Form der bläulichen Aloegewächse; Stämme, wenn sie vorhanden sind, fast ungetheilt, ungeringelt und schlangenartig gewunden. An den Gipfeln sind saftreiche, fleischige, langzugespitzte Blätter, stachelartig zusammen gehäuft. Diese Pflanzen leben nicht gesellschaftlich, und bilden keine Gebüsche, sondern stehn einzeln in dürren Ebenen, und geben der Tropenwelt dadurch oft einen eigenen, melancholischen Charakter. —

Wie die Aloeform sich durch ernste Ruhe und Festigkeit, so charakterisirt sich die Grasform durch den Ausdruck fröhlicher Leichtigkeit, und beweglicher Schlankheit.

Von den baumartigen Gräſern der heißen Zone bilden die Bambusgebüſche ſchattige Bogengänge in den beiden Indien. Der glatte, häufig geneigt hinſchwebende Stamm der Tropengräſer übertrifft die Höhe unſerer höchſten Bäume oft ſehr weit. Schon in Italien fängt in Arundo Donax dieſe Form an, ſich vom Boden zu erheben, und durch Höhe und Maſſe den Naturcharakter des Landes zu beſtimmen. In den nördlicheren Gegenden dagegen überziehn niedere Gräſer, als ein dünnes, ſich dicht und knapp anſchmiegendes Gewand, die Erde, und das friſche, wohlthuende Grün der Wieſen beſtimmt den Charakter der Landſchaften weſentlich. Vielleicht möchten dieſen Gräſern die Liliengewächſe Afrika's mit ihren ſchilfartigen Blättern und prachtvollen Blüthen zur Seite geſtellt werden können, indem dieſelben hier oft den Naturcharakter vieler Gegenden beſtimmen.

Vorzugsweiſe von uns noch zu beachten iſt jedoch die Form der Laubhölzer, welche ſich mehr oder weniger ähnlich, ſo weit die baumartige Vegetation überhaupt vorkommt, faſt über die ganze Oberfläche der Erde durch alle Zonen und Regionen erſtreckt, und mehrere Hauptformen darbietet. »Die Laubhölzer mit breiten und zarten Blättern« gehören hauptſächlich der kälteren Zone an. Man unterſcheidet ſolche mit lichten, weniger ſchattenreichen Kronen, zu denen Birken und Pappeln gehören; ferner ſolche mit unregelmäßigen Kronen, wie Eiche, Linde und Ulme, und endlich ſolche, deren Kronen kugelich erſcheinen und ſchattenreich ſind, wie Buche und Roßkaſtanie. »Die Laubhölzer mit dicken, lederartigen und glänzenden Blät-

tern, wie Lorbeeren und Oliven, gehören meist der wärmeren Zone an. — Sehr weit verbreitet ist »die Weidenform, mit den schlanken Ästen und dem lichten, schmalen und spitzen Laube.« Der Baum liebt feuchte Gegenden, und bildet besonders an den Ufern unserer Flüsse ähnliche Einfassungen, wie die Mangrove-Wälder an den Ufern der tropischen Meere. Viele Weiden überziehn gesellig, in Form niederer Sträucher und in größter Masse die feuchteren Gegenden der gemäßigten Zone, und zeigen oftmals ein angenehmes, silberglänzendes Laub, indem ihre untere Blattfläche mit feinen, weißen Härchen bedeckt ist. Die schönste aller Weidenformen ist aber die Trauerweide, welche auf den Ruhestädten der Verstorbenen tiefer und inniger den Schmerz ausspricht, wie es eine Denktafel und ein Leichenstein vermag. — Wie diese Bäume mit zarten Blättern der temperirten Zone, so gehören »die Laubhölzer mit großen und besonders schön geformten Blättern« der heißen Zone an. Schon in Italien fängt die Malvenform an, der Vegetation einen eigenthümlichen, südlichen Charakter zu geben. — Endlich ist auch noch die Form der Nadelhölzer zu erwähnen; die sich eben so sehr durch ihre pyramidale Gestalt von den übrigen Pflanzenformen unterscheidet, als sie durch dieselbe für sich charakteristische Ähnlichkeit erhält. Das Dunkel der Färbung und das geisterhafte Rauschen in den Nadeln wird auf den Eintretenden stets den Eindruck des feierlichen Ernstes machen. Keine grüne Pflanzendecke überzieht den Boden des Waldes; nur abgestorbene Nadeln bedecken ihn. Dehnt sich der Wald aus, so wird er durch

seine Einförmigkeit und Stille Trübsinn wecken, und vielleicht nur dem Jäger, der in ihm das Schwarzwild jagt, Freude machen; findet dieser Wald sich aber in einzelnen Gruppen zwischen lebendigeren Baumformen, so trägt er dazu bei: der Landschaft durch seine bestimmten, dunkleren Farben ein markirtes, vielleicht gar romantisches Ansehn zu verleihn. —

Sind diese Contraste der einzelnen Bauformen aber auch mitunter sehr bedeutend, so fließen dieselben doch mehr oder weniger zusammen, wenn wir die Natur im Großen betrachten. Wo die einzelnen Formen als Massen in großen Wäldern auftreten, wird man weniger auf die Umrisse des Laubes oder auf die Form der Stämme gehen, sondern den Totaleindruck auffassen, welchen die vereinten Massen mit ihrer schattigen Krone darbieten. Sie beschränken den Blick, und hüllen den Menschen gleichsam in einen Mantel der Natur mit ein; — dazu kommt noch das angenehme des duftigen Schattens, und die kaum vom Gesange der Vögel durchbrochene Stille. Die Hauptwirkung des Waldes auf den in ihn Eintretenden ist daher — wie Kriegk so treffend schildert *): — heiterer Ernst, Beruhigung des innern Sinns durch Abschließung des Zerstreuenden mannichfacher Gegenstände, und durch Umgebung mit einem, nur einen Gesammtausdruck äußernden Ganzen, lebendiges Gefühl der Natur, und ungestörter Genuß derselben, namentlich aber Erregung der Phantasie durch das Abhandensein bestimmter, einzelner

*) Kriegk: Erdkunde. V. 2: „Formen und Farben der Pflanzenwelt."

Eindrücke, und durch die unklare Mischung von Ernstem und Heiterem. Der Wald ist daher eben so die Stätte des Nachdenkens und der Schaffung für den Dichter und Philosophen, der Sammlung und stillen Selbstbetrachtung für den nach sittlicher Veredlung strebenden Menschen, und des reinsten und ruhigsten Naturgenusses für jedes einfache Gemüth, wie andererseits der Sitz des Unheimlichen und Schauerlichen, und eine nährende Quelle des Aberglaubens. — Ist der Wald groß und ausgedehnt, daß er den Menschen in seinem ganzen Leben umschließt, so macht er diesen verwildern. Waldmenschen bleiben als solche im Zustande der Uncultur, oder wenn sie mit Civilisation in dieser Localität sich niedergelassen haben, so verlieren sie dieselbe bald ganz oder großentheils: und zwar nicht etwa bloß diejenigen, welche ein nomadisirendes Jägerleben führen, sondern auch die, welche in einzelnen Lichtungen Ackerbau treiben, oder sich mit dem Fällen des Holzes beschäftigen. Der Wald ist nicht zum bleibenden Aufenthalte des Menschen bestimmt, wie schon die bloße Gesichtsfarbe derer zeigt, die in den, freiem Luftzuge unzugänglichen Räumen wohnen. Man hat die Menschen der Wälder mit Recht den Pflanzen verglichen, die in Gewölben wachsen und nach Luft schmachten: sie sind blaß und langgewachsen wie diese. Aber sie verkümmern auch geistig und moralisch. In der ewigen Düsterheit des Waldes erheitert nie der Eindruck freundlicher Naturscenen ihr Herz, und erweckt oder nährt sanfte Empfindungen in ihnen; nie erhebt das Sternengewölbe des Himmels ihren Geist; nie bringt der heitere Glanz

des Morgenroths, oder der milde Schimmer des ſtillen Abends, belebend oder beſänftigend, Ruhe und edlere Regung in die Zerſtreuungen und den Kampf des ſinnlich bewegten Gemüths; Nichts endlich regt in dieſer Natur ſie, ungleich den Gebirgsbewohnern, zur geiſtigen und körperlichen Thätigkeit an. Körperlich frei wie das Thier, welches mit ihm die ſchattige Welt bewohnt, wird der Waldmenſch ſtets von der einen, bleibenden, düſtern Wirkung des Waldes gefangen gehalten, und entartet, abgeſchloſſen von der übrigen Natur und der Menſchheit, zu der Wildheit des Thiers. Freiheitsliebend, träge, kaltes Herzens, verſchlagenen Sinns, abergläubiſch ohne innere Religion, thieriſch in Genüſſen und Lebensweiſen, raubgierig, diebiſch und ungaſtlich iſt mehr oder weniger das Weſen der Waldbewohner; und die Zigeuner in manchen europäiſchen Ländern, die Parias der indiſchen Wälder, die vereinzelten Bewohner des Neuwaldes in England, manche Theile des Böhmer Waldes und anderer größerer Holzungen Europas, die Indianer Nordamerikas und die Backwoodsmen dieſes Erdſtriches unterſcheiden ſich von einander bloß durch den ſtärkeren oder ſchwächern Grad des einen oder andern dieſer Charakterzüge. —

Befindet ſich der Menſch aber nicht in dem dichten Walde ſelbſt, ſondern nur an dem Rande deſſelben; ſucht er dieſen zurück zu drängen, um für die Civiliſation neuen Boden zu gewinnen: ſo zeigt ſich freilich noch jener Mangel an geiſtiger Entwicklung, aber der Körper, welchen wenigſtens von der einen Seite her das Tageslicht be-

ſcheint, erſtarkt in dieſem Kampfe auf wunderbare Weiſe. Die großartigſten Beiſpiele hierfür bietet uns Amerika. Die an den Gränzen der Vereinigten Staaten gegen den Urwald andringenden erſten Coloniſten ſind, wie Power es ſchildert *), abgehärtet, unermüdlich, unternehmend, Schwelgerei und Verfeinerung verachtend; indem ſie Arbeit ſuchen, ſind ſie faſt ſtolz auf die zu ertragenden Entbehrungen. Bei der raſtloſen Ausdauer befähigt ſie eine herkuliſche Kraft zur Förderung des unternommenen Werkes: zur Ausrodung der Wildniß und zur Aufdeckung der reichen Schätze des Bodens. Es beſeelt ſie ein Geiſt des Weitergreifens, den kein noch ſo großes Beſitzthum zu ſättigen vermag. Sie ſuchen die Schätze des Bodens, um ſie demſelben wieder zuzuwenden, und düngen jede neu gezogene Furche mit dem Schweiße ihres Angeſichts. Alle Bequemlichkeiten des Lebens verſchmähend, tragen ſie grobe Kleidung, leben von der einfachſten Koſt und wohnen in ſchlechten, hölzernen Häuſern. Ihr Stolz beſteht darin: einen neuen Morgen Rohrſumpf angepflanzt, dem Fluß einige Fuß Land abgewonnen, oder tauſend Bäume des Waldes ausgerodtet, und ihren Haushalt um ein paar Sclaven oder ein edles Roß vermehrt zu haben. — Und wenn die Behauptung, zu der ſich Dr. Julius nach Durchreiſung faſt aller Staaten des Bundes berechtigt glaubt **); »daß ſich kein Volk findet, dem in gleichem

*) J. Power: Impressions of Amerika. Lond. 1836. T. II. P. 214—ff.

**) Dr. Julius: Nordamerikaniſche ſittliche Zuſtände. Leipzig. 1839. B. I. S. 147—ff.

Maaße wie den Nordamerikanern, die Gottesfurcht tiefere, sichtbarere Spuren ihres beseligenden Einflusses eingeprägt hätte, keines, bei welchem der Glaube so sehr als das höchste, das einzige wahre Gut des Menschen angesehn würde, und endlich keins, bei dem trotz der erklärten völligen Religionsfreiheit des Staates dieselbe in einem solchen Maaße zu einer, durch das ganze irdische Dasein verwebten, oft und allenthalben zu Tage kommenden Ader des edelsten Metalls, und zum pulsirenden Lebensgefäße geworden wäre«, auch nur zum größeren Theile richtig wäre —: so möchten wir den Anfang dieses Glaubens wohl nicht vergebens an den Gränzen der Urwälder suchen. Der Feldgottesdienst, welchen man hier, in Ermangelung besonderer gottesdienstlicher Gebäude, unter dem Herrlichsten was Amerika aufzuweisen hat, den riesigen, weithin ihr schirmendes Laubdach breitenden Waldbäumen feiert, während über ihnen im tropischen Dunkelblau bei Tage der Sonnenstrahl, bei Nacht der Glanz der Sterne und des Mondes funkelt, hat des Erweckenden, Belebenden und Anziehenden so Vieles, daß der Nachhall dieser Feiern sogar im Leben eines Volkes dauern muß. Neben den schon gefällten Bäumen ragen Eichen-, Wallnuß- und Nadelholzbäume vom herrlichsten Wuchse, gleich den schönsten Pfeiler- und Säulenbündeln unserer gothischen Dome, ihre hohen, unberührten Kronen in einander flechtend, und ein der Baukunst unnachahmliches Laubdach bildend, von dem herab, wenn das Tageslicht erloschen, einzelne Lampen zauberisch zur Abendandacht leuchten, während in einiger Entfernung pras-

sende Feuersäulen noch geheimnißvolle Lichter auf die dunkle, schauerliche Größe der Waldesnacht hinwerfen. Dann lauscht das zur Andacht angeregte Herz gern der Verkündigung des Wortes Gottes, und der Friede, der ins Herz einzieht, gleicht jener großen, majestätischen Ruhe, die in einem schweigenden Walde wohnt. —

Blicken wir jetzt specieller auf die Einwirkung einzelner Pflanzen auf die Entwicklung des Menschengeschlechts hin, so haben wir zuerst: »Pflanzen, welche vorzugsweise zur Ernährung und Erziehung des Menschen dienen,« ins Auge zu fassen; heben dann einige von den Pflanzen hervor: »welche die Bewegung der Völker sowohl auf dem Wasser als auch auf dem Lande hervorrufen und vermitteln;« und deuten endlich an: »wie durch den dauernden Genuß gewisser Pflanzenstoffe das körperliche und geistige Leben des Menschen eine neue Gestalt erhält.«

Von denjenigen Pflanzen, durch deren Vorhandensein **die Ernährung und Erziehung des Menschengeschlechts** in verschiedenen Ländern der Erde fast einzig und allein bedingt wird, nennen wir zuerst:

Die Dattelpalme. Sie gedeiht am besten von 19—35° nördl. Br.; ist in ganz Nubien und Ägypten, und auf der Südseite des Atlas bis an das westliche

Meer sehr häufig; ebenso in Arabien, Persien und einem Theile von Indien. Im südlichen Europa wächst sie leicht, aber trägt nur in einigen warmen Ebenen Spaniens noch süße Früchte; überhaupt liebt sie die Ebenen, den Sand und reichliches Wasser; und ist also vorzugsweise ein Baum für die Oasen der Wüste, als welchen ihn schon im fernsten Alterthume die Menschen gepriesen haben. Auch in der Bibel geschieht der Datteln häufig Erwähnung. Als die Israeliten aus Ägypten zogen, kamen sie nach Elim, wo sie sich unter den siebzig Palmenbäumen der zwölf Wasserbrunnen lagerten; und als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Shaw dort nur noch neun Wasserbrunnen fand, so waren doch der Palmenbäume nicht weniger geworden, sondern einige tausende derselben luden ihn in ihren ewigen, kühlen Schatten ein *). So trifft also die Heimath der Dattelpalme mit den Gegenden zusammen, wo eine Quelle höherer Ausbildung entsprang, mit Ägypten, mit Meroe und mit Arabien, wo einst die Phönicier wohnten, mit dem Wohnplatze jener gerühmten Äthiopien des Alterthums, der ägyptischen Priester der Weisheit und der Erfinder unserer Buchstaben. In den Palmenhainen dieser Gegenden fand der Mensch zuerst reichliche Nahrung, und die nährende Kraft der Frucht mehrte sich sogar, wenn sie trocken wurde. Der Mensch lernte sich einen Vorrath sammeln, und in dieser Sicherheit seines Unterhalts konnte er auf seine übrige Sicher-

*) Reisen und Bemerkungen, verschiedene Theile der Barbarei betreffend. Leipzig 1765. S. 272.

heit finden. Kunst und Wissenschaft sind beide Töchter der Sicherheit und der Ruhe *).«

Als das Paradiesland der Kokospalmen möchte Malabar betrachtet werden können; und der Segen dieses Baumes, dessen Wuchs wir schon einer hohen Säule verglichen, ist unübersehbar **). Mit noch wenigen andern Grasbäumen, die nebst einer unendlichen Mannichfaltigkeit an Begabungen aller Art in Obst, Säften, Laub, Rinden und Stamm auch noch alle den Charakter großartiger Cerealien beibehalten haben, der sich als nährendes Mehl in den Kronen, dem Mark und den Holzstämmen selbst offenbart, da ihnen die Ährenbildung der niederen Gräser versagt ward, welche ihre Fruchttrauben der üppigsten Art reichlich ersetzen sollten, zeigen vorzugsweise diese Palmen durch die intensive Fülle ihrer Ausstattung einen unerschöpflichen Segen für die Nährung und Entwicklung eines noch unmündigen Menschengeschlechts in dem Lande der Wiege seiner Cultur. Nach einer alten Volkssage dient dieser Baum zu 99 Dingen; nur das Hundert seiner Nutzanwendungen voll zu machen, können die Menschen nicht finden; — aber dennoch erfüllt gewiß Alle schon dieser Blick in den göttlichen Haushalt der Natur mit Staunen!

Die Verbreitungssphäre der Banane (sanskritisch), oder Pisang (malayisch), oder Musa (arabisch), oder Platano (spanisch), oder Bala (malabarisch), wird durch

*) Link: die Urwelt und das Alterthum. B. I. S. 351.

**) Ritter: Erdkunde von Asien. IV., I. S. 287.

dieſe zahlreichen Namen ſchon angedeutet; ſie iſt da, wo die mittlere Temperatur 20° beträgt; Oſtindien möchte ihre primitive Heimath ſein. Schwerlich wird es — nach Ritters Bezeichnung *) — eine andre Pflanze geben, die auf einer ſo kleinen Bodenfläche eine gleiche Quantität Nahrungsſtoff produciren könnte, wie dieſe. Denn nach 8—9 Monaten iſt ihr Wuchs vollendet, nach 10—11 Monaten kann ihre Frucht gepflückt werden. Schneidet man den Stamm ab, ſo findet man unter den zahllos getriebenen Wurzelſchoſſen ſtets einen, der ½ des abgeſchnittenen Stammes erreicht hat, und nur drei Monate ſpäter gleichfalls ſeine Früchte bringt. Eine ſolche Muſaplantation ſetzt ſich daher ohne Zuthun des Menſchen fort, der nur den Stamm abzuſchneiden braucht, wenn die Frucht gereift iſt. Nur ein oder zweimal im Jahre muß der Boden gehackt werden, um die Wurzel zu lüften. Eine Fläche von 1000′ □ kann 30—40 Bananenſtämme tragen, welche bei jeder doppelten Ernte ſicher 4000 Pfund Nahrungsſtoff geben: dem Gewicht nach wenigſtens ein außerordentliches Übermaaß gegen den Ertrag anderer mehlgebenden Gewächſe, zumal der Europäiſchen Cerealien. Weitzen auf gleiches Areal ausgeſäet, würde bei 10fältigem Korn nur 30 Pfund, die Kartoffel nur 90 Pfund Nahrungsſtoff an Knollen geben. Der Ertrag der Bananen zu dem des Weitzens iſt alſo 133:1; zu dem der Kartoffel 44:1; ſomit erſcheint die Banane als immerfort quellender Nahrungsſtoff, der wie

*) Ritter: Erdkunde von Aſien IV. I. S. 203 f.

der frische Trunk des Wassers auch ohne Pflege der Menschenhand nie versiegen kann.

Fast eben so reichliche Nahrung spendend, wenn auch weniger verbreitet, steht in Hinterindien, und den dasselbe umlagernden Inseln der Brodbaum da. Eigentlich wild ist er nicht mehr in diesen Gegenden, vielleicht weil die ganze Art in einen angebauten Zustand übergegangen ist: »indem sich da Menschen ansiedelten, wo der Brodbaum wuchs *).« Die Frucht wird sehr groß, und schmeckt, gehörig zubereitet, dem gegohrenen Brode sehr ähnlich; der ausgehöhlte Stamm des Baumes wird zu Canoes gebraucht, der Splint zu Kleidungsstücken. — So sehen wir also in den Ländern« — sagt Link **), — »wo sich schon früh eine geistigere Ausbildung zeigte, einen leicht und reichlich nährenden Baum, unter dessen Schatten sich die Menschen versammeln, und so lange in Frieden und Ruhe leben, als es ihre Gemüthsart zuläßt. Denn es ist nach den auf Java gefundenen Alterthümern, welche uns der treffliche Gouverneur des Landes zur Zeit der englischen Besitzung, »S. Stamford Raffles,« bekannt gemacht hat, ohne Zweifel, daß in diesem Lande einst ein Volk lebte, welches früh in den Verkehr geistiger Ausbildung trat, so wie im afrikanischen Meroe. Denn es kommt zuerst nur darauf an, daß ein Volk jener Ausbildung fähig werde, dann geht der Strom

*) Link: Urwelt und Alterthum. B. 1. 2te Aufl. S. 352.
**) Link: l. c. S. 353—ff.

derſelben vorwärts und rückwärts auf mannichfaltige Weiſe, und zwar zu verſchiedenen Zeiten gar oft auf verſchiedene Weiſe.« —

Wir erwähnen endlich noch einen Baum Aſiens, den Ritter »ein Wahrzeichen für Indien« nennt, deſſen Cultur bei den Hindus ſo alt iſt, als ihre Geſchichte und Poeſie zurück reicht: die Mango. Der Baum mag an Größe und Geſtalt dem Kaſtanienbaume am nächſten ſtehn; ſeine Pflanzungen hüllen im ebenen Gangeslande oft weite Strecken ein, laden den Wanderer mit ihren kühlen Schatten und erquicklichen Früchten zu ſich ein, und erlangen in einem Lande, wo es gänzlich an Wirthshäuſern fehlt, für die Karavanen der Reiſenden und für die einheimiſchen Armeen eine große Bedeutung, da Truppenhaufen von 10—12000 Mann unter ſolchen Mango-Hainen ihr Lager leicht aufſchlagen können. In der heißen Jahreszeit ſind ihre Schatten lieblich und geſund; in den kalten Monaten gewähren ſie Wärme, weil ſie auf offenem Felde die froſtigen Winde abhalten; in der Regenzeit tragen die dichtlaubigen Mangowälder ſehr zur Geſundheit durchziehender Truppen bei, weil ſie den Boden vor dem Erweichen ſchützen, und für Bivouacs brauchbar machen. — Es iſt Ehrenſache und Pietät der indiſchen Dörfler, dergleichen Anpflanzungen zu machen, und dieſer Aberglaube, dieſe Eitelkeit hat in dem Culturlande Hindoſtans ſelbſt die dürrſten Flächen überall mit den herrlichen Mangohainen verſchönert und bereichert. — Die Frucht iſt überall eine Delicateſſe für die Reichen, und eine nahrhafte Speiſe für den Armen, der in der Ernte-

fast kaum einer andern Nahrung bedarf. — Die späte Blüthe des Baumes im Januar und die schnelle Reife der Frucht vom Mai bis Juli bestimmen die Verbreitungssphäre der Mango. —

Solche Pflanzen sind es auch, welche dem Indianer des äquatorialen Amerikas seinen Charakter verleihn *). Bei aufmerksamer Betrachtung dieses wilden Theiles von Amerika glaubt man sich in jene ersten Zeiten versetzt, wo die Erde allmählig bevölkert ward. Man glaubt Zeuge der ersten Bildung menschlicher Gesellschaften zu sein. In der alten Welt sehen wir, wie das Hirtenleben die jagdtreibenden Völker zum Ackerbauleben vorbereitet. Im neuen Festlande sucht man vergeblich nach diesen allmähligen Entwicklungen der Sittigung, nach diesen Ruhe- und Stillstandspunkten im Leben der Völker. Die Üppigkeit des Pflanzenwuchses hemmt die Indianer auf ihren Jagdbann, und da jene Arten Wiederkäuer fehlen, die den Wohlstand der Völker der alten Welt begründeten, so pflanzt der Indianer der heißen Zone in den Wäldern von Guiana Manioc, Pisang und Mais. Bei der wunderbaren Fruchtbarkeit der Natur besteht das Feld der Urbewohner in einem kleinen Erdwinkel, das Urbarmachen im Anzünden von Sträuchern, und der Anbau des Landes in der Aussaat einiger Körner, oder im Pflanzen einiger Steckreiser. Und eben weil

*) A. v. Humboldt: Reise in die Aequinoctialgegenden. Th. IV. B. VII. Cap. XXII.

dieſe Erde auf kleinem Umfange, faſt ohne Mühe, reichen Ertrag gibt: ſo ſehen wir den Eingebornen am Orenoko wandern, und ſeine Pflanzungen von einer Stelle zu der andern übertragen.

Vergleichen wir nun mit dieſem Reichthume Aſiens und Amerikas diejenigen Bäume Europas, welche eine eßbare Frucht ohne mühſamen Anbau geben, ſo erſcheint uns hier die Natur ſogleich ſehr ſtiefmütterlich; wir fühlen es, daß die Wiege des Menſchengeſchlechts dort geweſen ſein müſſe, wo die Natur freiwillig die Neugeborenen an ihren vollen, reichen Brüſten ruhen ließ. — Von den Fruchtbäumen Europas möchte der Kaſtanienbaum der wichtigſte ſein. Er wächſt im ganzen ſüdlichen Europa, iſt häufig im nördlichen Griechenland, ſteigt im mittlern auf die Berge, und findet ſich im ſüdlichen nur in ſehr bedeutenden Höhen. Ebenſo in Italien; und gehört zu den Hauptnahrungsmitteln in den Thälern der Walhenſer und den anliegenden Gegenden. Vorzüglich aber dient er in den Cevennen und in Limouſin zur Nahrung; die hohen Berge in Spanien und Portugal findet man oft ganz mit ihm bedeckt. In Deutſchland erſcheint er wohl nur angepflanzt. Sollen wir außer dieſer Kaſtanie auch noch die Buche und Eiche erwähnen? Zwar ernährten ſich nach Strabo die Luſitanier in zwei Theilen des Jahres von Eicheln, welche ſie trockneten, zerklopften und zu Brod verbackten, — und mag dieſes auch in andern Ländern der Fall geweſen ſein; es waren dieſe Bäume nicht dazu geſchaffen, den Menſchen zu er-

ziehn.« Zu diesem Zwecke dienten andre Pflanzen: »die Gräser.«

Der Ackerbau ist es, der die sittliche Ausbildung des Menschen begründet; er ist es: »der den Menschen zum Menschen gesellt, und in friedliche feste Hütten wandelte das bewegliche Zelt.« Sein Ursprung verliert sich in die mythische Zeit; in eine Zeit, aus welcher nur Sagen in die Geschichte hinüberreichen; und hierin liegt eben der Beweis für die ausgesprochene Behauptung. Denn der äußere Zustand mußte beständig werden, ehe man es versuchen konnte, dem inneren seine Beständigkeit in der Erinnerung zu geben; dem Entstehn der Geschichte mußten feste Wohnsitze voran gehn. Überall war es eine Gottheit, welche den Menschen lehrte, den Acker zu baun, und welcher ihnen die Früchte zeigte, deren Anbau ihnen besonders nützlich sein konnte. — Aus Brahmas Hand gehen die Ackerbauer unmittelbar hervor, und der heilige Stier wird ihnen zum Gehülfen zugeben. Isis lehrte in Ägypten den Acker zu bauen, Demeter brachte die Kunst nach Griechenland, und Ceres nach Sicilien und Italien. Auf den fruchtbaren Felsbern um Benares am Ganges wurde schon früh der Reis gebaut, Weizen und ähnliches Getreide im Nilthale, wo die tropischen Regen durch die tropischen Überschwemmungen des Nils ersetzt werden. Das südliche Griechenland hatte wenig Ebenen zum Ackerbau, aber einladend ist die fruchtbare Ebene bei Eleusis, von einem Kranze steiler Berge umgeben, am Meeresufer niedergelegt, wo die Insel Salamis mit vielen Berggipfeln eine Meerenge um-

ſchließt, in welcher kleine Schiffe ſicher ankern. Dahin kam ohne Zweifel der Ackerbau aus Ägypten, und von dort ging mit ihm die ſittliche Verbeſſerung der Griechen aus *).

Unter den verſchiedenen Getreidearten nimmt der Weizen die erſte Stelle ein. Er wurde ſchon längſt in Europa, dem gemäßigten Aſien und dem nördlichen Afrika gebaut; nach Amerika, dem ſüdlichen Afrika und Neu-Süd-Wales iſt er durch die Europäer gekommen. Es würde für die Geſchichte der Menſchheit nicht unwichtig ſein, die Heimath des Weizens zu kennen, von der aus ſich dies nützliche Gewächs über einen großen Theil der Erde verbreitete. Die Entſcheidung hierüber iſt ſchwer; aber nach Link müſſen die Angaben, daß Weizen und Spelz in Mittelaſien einheimiſch ſei, die größte Wahrſcheinlichkeit für ſich haben. — Die Spelzarten, welche ſich dadurch von den eigentlichen Weizenarten unterſcheiden, daß die Körner bei der Reife nicht aus den Blättchen oder Klappen der innern Hülle ausfallen, ſondern von dieſen erſt durch Mahlen oder Stampfen befreit werden müſſen, wurden wie es ſcheint ſchon früh gebaut **). Die Ägypter nährten ſich allein von dieſem Getreide, und verſchmähten Weizen und Gerſte als Nahrungsmittel, ungeachtet ſie von Gerſte ein Getränk bereiteten. Die Römer kannten den Spelz ſeit den früheſten Zeiten, er war — wie Plinius berichtet, — ihr älteſtes Getreide. — Die Gerſte

*) Link: Urwelt und Alterthum. B. I. V. 5.

**) Link: l. c. S. 405.

war den Alten hinreichend bekannt; sie soll nach Diodor in Ägypten, nach Homer in Sicilien, nach Berosus in Babylonien, nach Platon in Attika, nach Plinius in Ostindien, nach Moses von Chorene in Armenien am Flusse Kur wild wachsen. In Ägypten wurde schon nach Herodots Angabe aus der Gerste Bier, oder wie er sagt: »Gerstenwein,« gemacht, was einen sehr alten Anbau dieses Getreides und eine genaue Kenntniß desselben voraussetzt. — Auch der Roggen scheint den Alten nicht unbekannt gewesen zu sein. — Der Hafer wurde von ihnen, wie jetzt, mehr zum Viehfutter als zur Nahrung des Menschen gebaut. Er scheint aus dem südlichen Europa zu den germanischen Völkern gekommen zu sein, die nach Plinius von Haferbrei lebten. Am häufigsten ißt man Haferbrod in Schottland und im nördlichen Norwegen und Schweden. — Die Hirse-Arten scheinen den Alten weniger bekannt gewesen zu sein. Die Verbreitung der Mohnhirse geschah im Morgenlande durch die Araber, im Abendlande durch die Portugiesen. Man hat keine der Hirsearten wild gefunden. — Im ganzen wärmeren Asien war der Reis ein sehr häufig gebautes Getreide; gelangte von dort nach Amerika, und ist jetzt auch im südlichen Europa, besonders in Italien nicht selten. — Er wächst in Ostindien wild, jedoch muß ihm zum wahren Gedeihen der Boden überall durch Menschenhand bereitet werden. Dann geben die überschwemmten Felder zwei Ernten im Jahre, und es kann sogar noch eine dritte durch künstliche Bewässerung erzielt werden. Nach Ritter *)

*) Ritter: Erdkunde von Asien. IV. I. S. 670 ff.

war der Reis die gemeinsame, höchst wichtige, ursprünglich einheimische Naturgabe für das ganze Menschengeschlecht durch die ganze Region der Regen-Monsune in Asien bis zum westlichen Indus. Ob er vor der Eroberung Persiens durch die Araber schon bis zu diesem trocknen Hochlande hinauf gestiegen war, bleibt zweifelhaft. — Der Mais hat sich, wie es scheint, von Amerika aus über einen großen Theil der alten Welt schnell verbreitet, da er in allen warmen Ländern bald reift, und einen außerordentlich großen Ertrag liefert. Wäre aber die Behauptung verschiedener Naturforscher: »daß der Mais der alten Welt ursprünglich angehöre,« dennoch richtig, so würde — nach Link, — dieses Factum die Abstammung der Amerikaner aus der alten Welt sehr wahrscheinlich machen. Wild hat man den Mais nirgends gefunden; selbst auf der Nord-West-Küste von Amerika fand man ihn nur angebaut.

Eine andre, aus Amerika stammende, ungleich wichtigere Nahrungspflanze ist die Kartoffel. Sie wurde in der Mitte des 16ten Jahrhunderts nach Europa gebracht, fand aber erst gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts daselbst allgemeine Aufnahme. Vom Vorgebirge der guten Hoffnung aus wurde sie 1800 nach Indien eingeführt, worauf die Kultur derselben sich über ganz Bengalen verbreitet hat. Die Geschichte aller Zeiten bietet kein Beispiel dar, daß eine ausländische Pflanze sich eines so schnell verbreiteten Anbaus jemals hat rühmen können, und daß der Geschmack für

eine Frucht so allgemein geworden sei; auch wird sie stets von dem wichtigsten Einflusse auf das menschliche Geschlecht bleiben. Nach den verschiedenartigsten Berechnungen liefert derselbe Acker, mit Kartoffeln bepflanzt, dem Menschen noch einmal so viel Nahrungsstoff, als wenn solcher mit Weizen bestellt ist. Aber dessen ungeachtet hat man gegen diese Frucht als Hauptnahrung die lebhaftesten Bedenken erhoben *). Da die Kartoffeln dasjenige Nahrungsmittel sind, welches am wohlfeilsten erzeugt werden kann, so muß der Arbeitslohn durch sie da, wo die Hauptnahrung der arbeitenden Klasse aus ihnen besteht, auf das Minimum gebracht werden. Mißräth nun die Kartoffelernte, so muß die Lage dieser Einwohner sehr unglücklich sein. Denn während theurer Zeit kann der Mensch nicht von dem geringeren Nahrungsmittel zu dem theureren schreiten; vielmehr ist umgekehrt das wohlfeilere Subsistenzmittel dem theureren unterzuschieben. Für diejenigen aber, welche von Kartoffeln leben, ist dieses nicht möglich; sie haben bereits die unterste Stufe erreicht, und so müssen sie nothwendig dem Mangel und Hunger als Opfer fallen. Die Geschichte mancher Länder, z. B. Irlands, scheint Belege zu diesen Behauptungen zu liefern. Der Preis der Frucht muß den größten Schwankungen unterworfen sein, da sie weder in Magazinen länger als ein Jahr aufbewahrt, noch bei Mangel oder Überfluß mit gehöriger Leichtigkeit ein- oder ausgeführt werden kann. Was aber für den Einen durch

*) Mac Culloch: Handbuch für Kaufleute. Bd. II. S. 47.

Mißgeſchick eine Quelle des größten Elends ſein mag, iſt auch wieder unter günſtigeren Verhältniſſen für den Andern die Urſache von Glück; und das wenigſtens kann behauptet werden: »daß die Kartoffel zu dem ungeheuren Wachsthume der europäiſchen Bevölkerung gewiß mehr als jede andre Urſache beigetragen hat« *).

Außer den genannten Nahrungspflanzen möchten etwa noch die ſogenannten Obſtbäume kurz zu erwähnen ſein. Birnbäume und Apfelbäume mit glänzenden Früchten werden ſchon in der Odyſſee als Fruchtbäume in den Gärten des Alcinous aufgeführt. Der Quitten-, Pflaumen-, Kirſch- und Mandelbaum erſcheinen in den Gebirgen des Kaukaſus wild. Die Heimath des Ölbaums iſt wohl ebenfalls Aſien; von wo aus er über Griechenland und Italien nach Frankreich und Spanien wandert. Der Feigenbaum möchte im ſüdlichen Europa einheimiſch ſein. Der Granatbaum wächſt ohne Zweifel in Nord-Afrika wild, und iſt von dort nach dem ſüdlichen Europa gekommen. Der Weinbau iſt ſo alt, als der Getreidebau, und das Vaterland des Weinſtockes möchte ſich nicht leicht mit Beſtimmtheit nachweiſen laſſen. Die Apfelſine wurde dagegen zuerſt durch die Portugieſen aus China nach Portugal gebracht, und verbreitete ſich von hier aus über Europa. — Weniger iſt uns von dem Vaterlande der Citrone, der Pomeranze und

*) Berghaus: Länder- und Völkerkunde. Band III. S. 190.

mehrerer anderer Bäume dieſer Art bekannt; die Alten verlegten es faſt ſtets nach Medien.

Sehen wir auf das über die Nahrungspflanzen Geſagte zurück, ſo finden wir darin ſchon zum Theil die Beſtätigung des von A. v. Humboldt *) ſo ſchön ausgeſprochenen Gedankens: daß durch eine merkwürdige Verkettung phyſiſcher und ſittlicher Urſachen, Wahl und Ertrag der Nahrungspflanzen gleichzeitig ihren Einfluß auf drei wichtige Dinge äußern: auf das geſellſchaftliche oder vereinzelte Leben der Familien, auf den mehr oder minder langſamen Fortſchritt der Sittigung, und auf den eigenthümlichen Charakter der Landſchaft.

Der Reichthum des Bodens, die erhöhte Kraft des organiſchen Lebens hemmen, während ſie die Nahrungsquellen vervielfachen, hinwieder die Fortſchritte der Völker zur Civiliſirung. Unter einem milden und gleichförmigen Klima fühlt der Menſch das einzig dringende Bedürfniß der Nahrung. Dies iſt es, was ihn zur Arbeit antreibt, und man ſieht leicht, wie mitten im Überfluſſe, und im Schatten des Piſangs und Brodbaums, die Geiſteskräfte ſich langſamer entwicklen, als unter weniger mildem Himmel, in Getreideländern, wo der Menſch unaufhörlich mit den Elementen zu kämpfen hat. Bei einer allgemeinen Überſicht der Landbau treibenden Völker bemerkt man, daß das urbare und angebaute Land entweder durch die Wälder

*) Reiſe in die Aequinoctialgegenden. Th. II. Bd. III. Cp. VI.

getrennt ist, oder sich unmittelbar berührt, nicht nur im Verhältnisse der Bevölkerungszunahme, sondern auch je nach der Auswahl der Nahrungspflanzen. In Europa schließen wir aus dem Umfange der Landeskultur auf die Zahl der Einwohner; in den Tropenländern hinwieder, im wärmsten und feuchtesten Theile von Südamerika, erscheinen sehr bevölkerte Provinzen fast öde, weil der Mensch für seine Nahrung nur wenig Land urbar zu machen braucht. — Diese bemerkenswerthen Umstände haben gleich wesentlichen Einfluß auf die physische Gestaltung des Landes und auf den Charakter seiner Bewohner; sie ertheilen beiden einen eigenthümlichen Ausdruck, der etwas Rohes und Ungebildetes, und eine Natur verräth, deren Urbild durch die Kunst noch nicht verändert ward. Des nachbarlichen und fast alles Umgangs entbehrend, bildet jeder Koloniſten-Haushalt einen vereinzelten Völkerstamm. Die Vereinzelung hemmt oder verzögert die Fortschritte zur Sittigung, deren Wachsthum nur in dem Verhältnisse stattfinden kann, wie die Gesellschaft sich vermehrt, und ihre Verhältnisse inniger und mannichfacher werden; aber es entwickelt und kräftigt auch hinwieder die Einsamkeit das Gefühl der Unabhängigkeit und der Freiheit im Menschen, und es wird durch sie jener Charakterstolz genährt, welcher von jeher die Völker dieser Gegenden auszeichnete.

Diese nämlichen Ursachen tragen dazu bei, der Landschaft in den bevölkertsten Gegenden der heißen Zone ein wildes Ansehn zu ertheilen, das sich in den gemäßigten Erdstrichen durch den Anbau der nährenden Grasarten verliert. Zwischen den Wendekreisen bedürfen die Landbau

treibenden Völker kleineres Erdreich, der Mensch dehnt seine Herrschaft da weniger aus; man möchte sagen: er erscheint da nicht als gebietender Herr, der willkürlich über die Oberfläche verfügt, sondern als reisender Gast, welcher friedlich die Wohlthaten der Natur genießt. — Wenn in unsern gemäßigten Erdstrichen der Anbau der Cerealien eine traurige Einförmigkeit über das urbare Land verbreiten hilft, so wird dagegen der heiße Erdstrich, auch bei wachsender Bevölkerung, jene prachtvollen Pflanzenformen und jenen Ausdruck einer jungfräulichen und unbezwungenen Natur behalten, die ihm eine so anziehende und malerische Gestalt verleihen.

Verschiedene Pflanzen veranlassen ferner eine **Bewegung der Völker**, welche wir als den Willen der Natur erkennen müssen, indem diese den für ein glückliches Erdenleben nothwendigen Gewächsen meistens nur ein sehr beschränktes Vaterland anwies. Wir heben einige derselben hervor, und beginnen mit dem Osten Asiens, um von da aus nach Westen weiter fortzuschreiten.

Der Nordfuß der schneeigen Alpenkette, welche den Ostrand der Mandschurei bildet, ist die Heimath der in China so berühmten »Ginseng, d. h. Königin der Pflanzen.« Dem Umstande, daß diese Pflanze allein in dieser Alpenlandschaft ihre beschränkte Vegetationssphäre hat, verdankt unsere Geographie die Kenntniß jener Ge-

genden *). Sie wird als die stärkendste officinellste Arzenei in Peking mit siebenfachem Silbergewichte unzenweis aufgewogen, und ihre Einsammlung ist ein Regale des Kaisers. Ein Päckchen Ginseng war das kostbarste Geschenk, welches Kaiser Yang-tschin 1725 dem Papste Benedict XIII. auf seine Embassade zu machen wußte.

Der Thee ist es, welcher China sowohl zu Wasser als auch zu Lande mit unauflösbaren Banden an den Welthandel fesselt. Man unterscheidet von den vielen, in Handel kommenden Theesorten gewöhnlich den grünen und den braunen Thee, welche nach Verschiedenheit der Pflanzengattung, nach Behandlung, Boden, Kultur, hauptsächlich aber nach der Zeit der Lese, oder nach Alter der Blätter im Handel wieder in viele Untersorten zerfallen. — Vielleicht könnte man in anderer Weise besser unterscheiden zwischen »Schiffsthee« und »Caravanenthee.« — Der Theehandel zu Schiffe befand sich früher fast ausschließlich in den Händen der Holländer, die auch aus diesem Monopole einen außerordentlichen Gewinn zogen. Später waren es besonders die Engländer, welche dieses Product graden Wegs aus seinem Vaterlande zu beziehn und die Holländer fast ganz aus diesem Handel zu verdrängen wußten; und die Verladung des Thee's nach Europa, welche im Jahre 1785 noch nicht 20 Mill. Pfund betrug, ist gegenwärtig schon wohl bis über 50 Mill. gestiegen, und wird noch höher steigen, wenn die Kanonen Englands,

*) Ritter: Erdkunde von Asien. Bd. I. Cap. I. Hochland von Hinterasien.

die jetzt an Chinas Gestaden donnern, das Land mit seinem Thee in den lebendigen Weltverkehr zurück gerissen haben. Der Westen Europas lagerte sich jetzt nicht vor den Osten Asiens, läge nicht in diesem das einzige Kulturland des Theestrauchs; — wenn schon die unmittelbare Veranlassung zum Kriege eine andre Pflanze, von der weiter unten die Rede sein wird, gab. — Aber nicht allein die Wasserwüste des großen Oceans, sondern auch die Sandwüste der Gobi erfüllte der Theestrauch mit Menschengewühl; er wandelte dieses öde und von allem Leben verlassene Land in ein »Land der Passage« um; der Thee wurde bei den Nomaden-Völkern Asiens — wie die Salztafeln in Afrika — die allgemein geltende Münze. Der Norden der Erde brachte sein Pelzwerk für das Aroma des chinesischen Südens *). Die beiden Handelsstädte, Kiachta und Maimaitschin, die russische und die chinesische, sind es: welche vereinigt das größte Emporium in Nordost-Asien bilden, und sowohl durch die schnelle Entwicklung ihres Verkehrs, wie durch dessen weiten Einfluß, den dieser auf die Thätigkeit so vieler zerstreuten und minder kultivirten Völker gewonnen hat, das dortige Völkerleben bestimmen. — Außerdem unterhält Bukhara einen ausgedehnten und directen Handelsverkehr mit den chinesischen Stationen von Kaschgar und Yarkend, bei welchem die Haupteinfuhr in Thee besteht. Denn auch die Bewohner von Turkestan lieben dies Getränk, das sie zu allen Stunden des Tages zu sich

*) Ritter: Erdkunde von Asien. Bd. II. Cap. I.

nehmen, unmäßig. Nach Burnes *) betrug in einem Jahre die Einfuhr 950 Pferdeladungen: so daß also sowohl die Größe dieses Handels, als auch die weite Ausdehnung der Länder, durch welche er geführt wird, die Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Südlich von diesen, durch den Thee belebten Wüstenländern findet sich am Nord- und Süd-Rande des hohen Tübetischen Südost-Asiens in einer Höhe von 12 bis 14000 Fuß die wahre Heimath der Rhabarber-Pflanze, deren Wurzel von den Gebirgsbewohnern, den Sifan, gesammelt und an die Chinesen verkauft wird. Im Alterthume gelangte die Wurzel auf doppeltem Handelswege zum Abendlande. Die eine Straße führte aus dem innern Asien über den Kaspischen Landsee auf der Continentalstraße zum Tanais und Pontus, die andre auf dem südlichen Seewege über Indien und das rothe Meer nach Alexandria und in den Handel des Mittelmeeres. Seit der Regulirung des chinesischen Handels über Kiachta wurde der directe Verkehr dortiger Völker, der ohne das gegen Westen viele Hemmungen erlitt, großentheils gegen den sibirischen Norden abgelenkt, und so wurde fast ausschließlich Kiachta der Hauptmarkt für die Verbreitung des ächten Rhabarbers nach Europa. Nach Ritters Bezeichnung **) ist »die Bedeutung dieses Gewächses für den Handel Inner-Asiens nicht minder

*) Burnes: Reisen in Indien u. Bukhara. Bd. II. Ep. III.

**) Ritter: Erdkunde von Asien. Band I. „Süd-Ostrand“ u. s. w.

wichtig, wie sein Einfluß auf den Gesundheitszustand des ganzen außer- und inner-asiatischen Menschengeschlechts.«

Auf Indien blicken wir hin als auf das wahrscheinliche Vaterland der Baumwollen-Pflanze; denn schon Herodot erwähnt, »daß es in Indien wild wachsende Bäume gebe, welche eine Art Wolle trügen, welche vorzüglicher sei, als die der Schaafe.« Jedoch überschritt die Pflanze später die Gränzen der Tropenwelt, und breitete sich überall bis zu der Isothermkurve von 17½° aus. — Wie unermeßlich die Einwirkung dieser Pflanze auf das Leben und den Verkehr der Menschheit ist, möchte sich am einfachsten aus den Zahlen ergeben, welche die Consumtion der Baumwolle bezeichnen, von denen wir im Nachfolgenden einige nach den Angaben von Berghaus *) aufführen.

Wenn Europa seinen Bedarf an Baumwolle früher vorzugsweise aus Indien bezogen hatte, so traten die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika in den neusten Zeiten wenigstens zum größeren Theile an die Stelle jenes älteren Productionslandes. Bald nach dem Befreiungskampfe fing man die Baumwollenkultur in den Staaten Carolina und Georgia an, und sie gedieh so vortrefflich, daß Baumwolle gegenwärtig das Hauptstapelproduct der Vereinigten Staaten bildet. Vor dem Jahre 1790 brachten sie noch kein einziges Pfund auf den Europäischen Markt, aber im Jahre 1835 war die Ausfuhr schon auf

*) Berghaus: Länder- und Völkerk. B. III. S. 268 — ff.

387,358,992 Pfund gestiegen, die einen Werth von 97½ Mill. Thalern haben mochte. — Das älteste und nutzbarste der Baumwollen-Gewebe ist der Katun. Diese Manufactur verbreitete sich von Indien aus nach Persien und Ägypten; Araber brachten sie bei ihren Eroberungen nach Spanien; die Holländer waren die ersten Europäer, welche den Katun nach Art des indischen zu verfertigen wußten. Ihnen folgten, wahrscheinlich zu Anfange des 17ten Jahrhunderts die Engländer, Franzosen, Schweizer und Deutschen, aber Großbritanien wußte sich an der Spitze der europäischen Baumwollenmanufactur zu halten. Im Jahre 1786 verbrauchte dieses Land erst 20 Mill. Pfund Baumwolle, wovon 5½ Mill. aus Britisch-Westindien, 5½ Mill. aus den französischen und spanischen, 1½ Mill. aus den holländischen, und 2 Mill. aus den portugiesischen Kolonien, so wie 5 Mill. aus der Türkei und von Smyrna bezogen wurden. Im Jahre 1835 verbrauchte Großbritanien dagegen schon 318 Mill. Pfund. Hierzu hatten die Vereinigten Staaten geliefert: 243 7/10 Mill.; Brasilien 40½; Ostindien 18½; Ägypten 7/10 Mill. u. s. w. An der Spitze aller englischen Fabrikate steht die Baumwolle; wenigstens der zehnte Theil der Bevölkerung des Landes möchte auf diese Manufactur angewiesen sein. — Es fehlt zwar an den nöthigen Thatsachen, um die Gesammt-Production der Baumwollenkultur mit einiger Annäherung an die Wahrheit zu schätzen; allein wenn man erwägt, daß wahrscheinlich eine weit größere Menge von Menschen durch Baumwollenzeuge bekleidet werden, als durch irgend einen andern Stoff, und daß

die Kultur der Baumwollenpflanze in Ostindien, China und Japan, in diesen Ländern mit ungeheurer Population, im höchsten Flore steht, so wird man vielleicht noch hinter der Wahrheit zurück bleiben, wenn die jährliche Gesammt-Ernte auf 2000 Mill. Pfund veranschlagt wird; und diese dürften einen Geldwerth von 500 Mill. Thalern repräsentiren! — Welch Völkerleben knüpft sich an solche Zahlen. — Nur einen einzelnen Zug aus demselben heben wir hervor. Vorzugsweise um Baumwolle zu gewinnen, verlassen die aus beiden Carolinen und aus Georgien stammenden Einwanderer in die westlichen Staaten, wo möglich von ihren Sclaven begleitet, die früheren, halb erschöpften Pflanzungen, um neue auf dem noch jungfräulichen Boden der südwestlichen Staaten anzulegen. So sind, — nach Dr. Julius *), — aus den genannten älteren Staaten im Herbste 1834 nicht weniger als 10000 Familien westwärts gewandert, und im nämlichen Jahre sollen im Alabama allein 25000 Sclaven eingeführt worden sein. Dies erscheint um so glaubhafter, weil man in den atlantischen Sclavenstaaten nur Einen Baumwollenballen von 310 Pfund als Erzeugniß jedes Arbeiters rechnet, während in Alabama und auch in Arkansas und allen neuen westlichen Sclavenstaaten jeder gesunde Sclav das Sechsfache, nämlich 4—5 Ballen von 430 Pfund liefert. Ja, in dem Marschlande der Flüsse soll sich dieser Ertrag sogar bis auf 10 solche Bal-

*) Dr. Julius: Nordamerikanische sittliche Zustände. B. I. S. 134—ff.

len steigern. — Deßhalb wird also auch die einmal begonnene Baumwollenkultur wohl noch fernerhin die Bewegungen jenes Völkerlebens anregen und erhalten. —

Dieser so weit verbreiteten Baumwollen-Pflanze stellen wir die Pfefferrebe gegenüber, die für den Weltverkehr ebenfalls von der merkwürdigsten Bedeutung ist; weil sie in ihrer Verbreitungssphäre auf einen sehr engen Raum eingeschränkt, doch in ihrer Frucht in allen Theilen der Erde nebst Salz auf jeder Tafel steht, und bei Armen und Reichen, bei civilisirten und halbbarbarischen Völkern die meisten Speisen würzt. Als ursprüngliche Heimath der Pflanze ist Malabar zu nennen, und auch gegenwärtig wird der Raum des Vorkommens nach der geographischen Länge von Malabar bis Ost-Borneo (90° — 135° O.) und nach der Breite von Java bis zum Golf von Siam (5° südl. Br. — 15° nördl. Br.) beschlossen. — Das kräftige Gewächs dieser eingeschränkten Region, eine rankende, knotige Rebe, mit dunkelgrünem, epheuartigem, aromatischem Laube will fast unaufhörlich in feuchte Gluth versenkt sein, indem diese Beerentraube neben der Feuchtigkeit stets die größte Hitze zum Reifen ihres glühenden Aromas verlangt. Dieses merkwürdige Verein in der Pfefferrebe charakterisirt das Klima. Die Bäume 20—25 Fuß hoch berankend, schmückt die Pfefferrebe jeden Garten. Von den kurzen, spröden Zweigen hängen die Trauben mit 20—30 Früchten nach Art der Johannisbeere herab, etwas größer, massiger, härter, erst grün, wenn reifend dunkelroth, zuletzt schwarz und gerunzelt. Die Kultur des Pfeffers ist einfach und

ſicher; er gedeiht in jeglichem Boden, denn er ſeugt ſein Feuer aus der Sonnengluth, nicht aus der Erde, und mit den erſten Regenſchauern beginnt die Ernte, die bis zum Ende derſelben dauert. — Aber dennoch muß die Kultur des Menſchen auch dieſes Gewächs erſt erziehn, um den großen Gewinn davon zu tragen, der durch den Weltverkehr zur Hebung der Civiliſation des ganzen Geſchlechtes das Seinige beitragen ſoll *).

Südlich von dieſen Ländern gedeiht auf der Inſel Ceylon der Zimmtbaum im Schatten der ſchützenden Kokoshaine, abwechſelnd der Segen und der Fluch des Landes; Reichthümer ſpendend und wiederum Sclaverei bringend; ſich verwebend in die Handelsgeſchichte der älteſten Völker, den Weltverkehr in neue Bahnen lenkend; der jetzigen Beherrſcherin der Meere, der ſtolzen Britannia, den Grundſtein für neue Weltherrſchaft legend. — Der Baum wird 20—30 Fuß hoch, und 3 Fuß dick. Trockner Boden mit häufigem Regen ſind nothwendig zur Erzeugung der feinſten Qualität; die Blüthenzeit iſt im Januar, die Frucht reift im April; die Entborkung findet vom Mai bis Juni ſtatt, wo dann die abgeſchälte Rinde in der Sonne getrocknet wird.

Als dieſe Inſel von der Oſtindiſchen Kompagnie an die Krone England abgetreten wurde, verpflichtete ſich erſtere, jährlich 420000 Rthlr. für 400000 Pfund Zimmt

*) Ritter: Erdkunde von Aſien. B. IV., I. S. 289 — ff.

zu zahlen; unter der Bedingung jedoch, daß wenn die Ernte einen größeren Ertrag geben sollte, der Überschuß verbrannt werde. Dieser Contract wurde aber später gebrochen, und der Zimmt für Rechnung der englischen Regierung nach Europa geschickt. In den letzten Jahren hat sich der Durchschnitts-Betrag und Werth des in den Handel gebrachten Products auf eine ½ Mill. Pfund und fast 1 Mill. Rthlr. belaufen *). — Die Insel, so schön, so fruchtbar, so dünn bevölkert, und doch so reichen Bevölkerung fähig, so verarmt und doch so reichlich von der Vorsehung gesegnet, hat die günstigste Stellung zu Dekan, die sich nur denken läßt **). Von der Halbinsel geschieden, und doch wieder auf das Genaueste durch verwandte Gegengestade, Productionen, kurze Überfahrten, und günstige Strömungen wie reguläre Windbewegungen an sie geknüpft, bietet sie sich selbst »den Eroberern des Zimmthaums« als Stapelort aller Waaren des Orients dar; ein bezauberndes Kleinod kann sie für England werden. Käme eine Zeit, wo England sein Supremat auf dem Continente von Indien verloren hätte, so würde es unabhängig von demselben, beim Besitze der Insel Ceylon, stets einen Theil des Welthandels behaupten. Schon breiten sich gegenwärtig die Missionen auf Ceylon unter den dortigen Heiden zur Verkündigung des Evangeliums aus; die Handelswelt löst die Fesseln der Monopole, welche bisher die Einheimischen in Armuth und Abhängig-

*) Bergbaus: Länder- und Völkerkunde. B. III. S. 225.
**) Ritter: Erdkunde von Asien. B. IV, II.

keit erhielten; die Verwaltung gesteht gleiche Rechte, Pflichten und Schutz den Aboriginern der Insel wie ihren Ansiedlern zu; bahnt die Wege durch die bisherigen unzugänglichen Wildnisse des Binnenlandes der Insel wie der Gestade, und öffnet ihre Häfen dem freien Weltverkehre. So wird Ceylon als Insularstern erster Größe dem zahlreichen Archipele des Ost-Oceans voran leuchten, und einst in der Zukunft das wirklich sein, was es in der Vergangenheit als Vaterland des Zimmtbaumes schon in Arabiens Mährchenwelt gewesen.

Wir glauben endlich auch noch von den in Asien ursprünglich einheimischen Pflanzen »das Sandelholz« erwähnen zu müssen, dessen Vorkommen auf den Raum von Malabar bis Timor eingeengt ist, dessen Gebrauch sich aber in das religiöse und luxuriöse Leben aller Völker des südlichen Asiens, von Arabien bis nach China und Japan seit Jahrtausenden mannichfach verwebt *). Der Baum ist von großer Schönheit; seine Zweige schließen sich pyramidalisch zusammen, so daß er Ähnlichkeit mit einer großen Myrte hat. Die Quantität Sandel, welche nach Malabar zum Verkaufe kömmt, beträgt bis zu 12000 Centnern. Erst im 30sten Jahre ist der Baum brauchbar, und nur der Kern des Stammes wird benutzt: je dunkler die Farbe, desto höher der Parfüm. Durch die Verwendung des Holzes zum Verbrennen bei dem Todtencultus erlangte dasselbe eine gewisse Heiligkeit; man

*) Ritter: Erdkunde von Asien. B. IV., II.

verfertigte allerlei Geräthschaften, besonders Rosenkränze aus ihm, die in der ganzen mohamedanischen Welt gesucht; Sagespäne des Holzes geben das essentielle Sandel-Öl, welches an Duft dem türkischen Rosenöl gleicht. — So tritt die Bedeutung dieses Holzes für Asiens Völker schon hervor. —

Wandern wir weiter nach Westen, so finden wir am Äthiopischen Hochlande, in den Gebirgszügen, welche Kaffa und Narea begränzen, das Vaterland des Kaffeebaumes, welcher sich von hier aus, zugleich mit dem Namen des Vaterlandes zuerst nach Arabien verbreitete *), wo Moccha in Jemen der erste Markt war, von wo aus der Kaffee in alle Welt gegangen ist; und vorzugsweise den Holländern verdankt der Kaffeebaum die große Erweiterung seines Verbreitungsbezirkes **). Zwischen 1680 und 1690 legten sie Kaffeebohnen, die sie von Moccha geholt hatten, in der Nähe von Batavia, wodurch die Insel Java die zweite Heimath des Kaffeebaumes wurde. Von hieraus kam seine Kultur nach Westindien und Surinam, und verbreitete sich auch später über die Südsee-Inseln, jedoch wird der Moccha-Kaffee, welcher in dem sehr trocknen Klima des »glücklichen Arabiens« auf steilen Berghängen und sandigem Boden wächst, noch fortwährend für den besten gehalten. — Nach Mac Culloch möchte die jährliche Kaffee-Ernte in den verschiedenen Gegenden

*) Ritter: Erdkunde von Afrika. III Absch. I Cap. 1ste Terrasse.

**) Berghaus: Länder- und Völkerkunde. B. III. S. 207.

gegenwärtig etwa 150 000 Tonnen betragen, deren Capitalwerth die Summe von 50 Mill. Thalern überschreiten würde. — Wir begnügen uns hier mit dieser Andeutung, indem wir weiter unten mehrfach Gelegenheit finden werden: »die Einwirkung des Kaffees auf die Menschheit« genauer hervorzuheben. —

Die Geschichte des Zuckers verliert sich in ziemlich undurchdringlichem Dunkel. Daß die Bereitung des Kandiszuckers in China schon in den ältesten Zeiten bekannt war, ist nicht zu bezweifeln, und von den großen Quantitäten, die von da aus nach Indien gebracht wurden, mochte eine geringere Menge auch weiter nach Westen ausgeführt werden. — Eigentlich hat Europa die Bekanntschaft mit dem Zucker den Saracenen zu danken, denn nachdem diese Nation im Laufe des 9ten Jahrhunderts Rhodus, Cypern, Sicilien und Kreta erobert hatte, führte dieselbe den Anbau des Zuckerrohrs in diesen Ländern ein, der ihnen eben so bekannt war, wie die Bereitung des Zuckers. Von den venetianischen Geschichtschreibern wird erwähnt, daß die Kaufleute im 12ten Jahrhunderte den Zucker aus Sicilien zu billigeren Preisen beziehen konnten, als aus Ägypten. Durch die Kreuzzüge wurde der Geschmack von Zucker durch das ganze westliche Europa verbreitet. — Die Spanier und Portugiesen brachten Setzlinge vom Zuckerrohr nach den Kanarischen Inseln und nach Madeira, und die meisten Behauptungen stimmen darin überein, daß von diesen Inseln aus Amerika das erste Zuckerrohr erhalten habe. Nach Mac Culloch *)

*) Mac Culloch: Handbuch für Kaufleute. Bd. II. S. 1049.

geschah dies aber nur zum Überfluß, weil das Zuckerrohr in Amerika sowohl auf dem Festlande, als auch den Inseln, einheimisch war; und die neue Welt verdankte den Spaniern und Portugiesen weniger die Pflanze selbst, als die Methode der Zuckerbereitung. Barbados ist die älteste englische Niederlassung in Westindien; sie wurde 1627 in Besitz genommen, und schon 1666 begann von dort aus die Zuckerausfuhr. Im Jahre 1676 soll der dortige Ausfuhrhandel am höchsten gebracht worden sein, denn damals beschäftigte derselbe 400 Schiffe von 150 Tonnen Last im Durchschnitt. — Jamaika wurde von Columbus bei seiner zweiten Entdeckungsreise für die Krone Spanien in Besitz genommen, fiel aber 1656 den Engländern in die Hände, und ist seitdem stets als die werthvollste englisch-westindische Colonie betrachtet worden. Zu der Zeit als sie erobert wurde, befanden sich nur drei Zuckerplantagen darauf; durch die Emsigkeit und den Einfluß englischer Einwanderer entstanden derselben immer mehr, und gelangten zu der jetzigen großen Ausdehnung. — Dann wurde eine geraume Zeit hindurch Europa hauptsächlich von St. Domingo aus mit Zucker versorgt, und kurz vor der Verwüstung dieser Insel im Jahre 1790 wurden allein aus dem französischen Antheile derselben 1300000 Centner ausgeführt. — Fragen wir nun nach den Hauptländern, aus welchen gegenwärtig Zucker gebracht wird, so hat die neue Welt vor der alten jedenfalls einen weiten Vorsprung. Nach Mac Culloch *) betrug in den drei Jahren 1828—

*) Mac Culloch l. c. 1050.

1830 die Ausfuhr des Zuckers im Durchschnitt: aus dem britischen Westindien 193000 Tons (à 20 Centr.); von der Insel Mauritius 25000 T.; aus Bengalen, der Insel Bourbon, Java u. s. w. 30,000 T.; aus Cuba und Portorico 95,000 T.; aus dem französischen, holländischen, dänischen Westindien 95,000 T.; aus Brasilien 70,000 T.; zusammen 508,000 T.; also übertraf die neue Welt die alte fast um das Zehnfache, und dieser Verbrauch hat sich in den letztern Jahren noch ganz außerordentlich vermehrt.

Neben diesem Zucker haben wir den Tabak zu nennen, der ursprünglich in Amerika einheimisch, jetzt zwar auch in den andern Erdtheilen gebaut wird, doch aber in seinem Vaterlande am besten gedeiht. Der Geschmack, den die Menschen am Genusse des Tabaks gefunden haben, ist Veranlassung zu einem ausgebreiteten Handel und großer Gewerbthätigkeit geworden, ungeachtet der von demselben gewährte Genuß wohl sehr entbehrlich sein möchte. Seltsamer Weise hat sich dieser eigenthümliche Genuß in wenigen Jahrhunderten trotz der schärfsten Verbote, die in einigen Ländern gegen ihn erlassen wurde, fast zu allen Völkern der Erde verbreitet. »Gegen zwei Menschen, die vom Brod sich nähren,« sagt Chamisso *) — »könnte man fünf zählen, welche diesem magischen Rauche Trost und Lust des Lebens verdanken. Alle Völker der Welt haben sich gleich begierig erwiesen, diesen Gebrauch sich anzueignen, die zierlichen, reinlichen Lotophagen der Südsee,

*) A. v. Chamisso: Reise um die Welt. B. I. S. 143 ff.

und die schmutzigen Ichthyophagen des Eismeers. Wer den ihm inwohnenden Zauber nicht ahndet, möge den Esquimau seinen kleinen, steinernen Pfeifenkopf mit dem kostbaren Kraute anfüllen sehn, das er sparsam halb mit Holzspänen vermischt hat; möge sehn, wie er ihn behutsam anzündet, begierig dann mit zugemachten Augen und langem, tiefem Zuge den Rauch in die Lungen einathmet und wieder gegen den Himmel ausbläst, während aller Augen auf ihm haften, und der Nächste schon die Hand ausstreckt, das Instrument zu empfangen, um auch einen Freudenzug auf gleiche Weise daraus zu schöpfen.« — Man vermag sich einige Völker nicht einmal mehr recht ohne die Tabakspfeife zu denken; so wird sie z. B. in der Türkei nur selten weggelegt, und die wichtigsten Versammlungen werden gewöhnlich bei einer freundschaftlichen Pfeife abgehalten, welche dabei dieselbe Bedeutung hat, wie bei den amerikanischen Indianern die Friedenspfeife. In China ist das Tabakrauchen ebenfalls allgemein geworden, und nach Barrow trägt jedes chinesische Frauenzimmer vom achten oder neunten Jahre an als einen Bestandtheil seiner Kleidung einen kleinen seidenen Beutel, in welchem sich Tabak und Pfeife befinden. Dasselbe findet, nach Pallas, bei den mit den Chinesen in Berührung stehenden mongolischen Völkerschaften statt. — Nach Berghaus *) kann man den jährlichen Verbrauch, welchen Europa vom amerikanischen Tabake macht, auf mindestens 80 Mill. Pfund anschlagen. Rechnet man zu diesen Zu-

*) Berghaus: Länder- und Völkerkunde. B. III. S. 159 ff.

führen amerikaniſcher Tabake die Ernten, welche Europa auf ſeinen eigenen Tabaksfeldern erzielt, ſo ſteigt die Conſumtion ins Unglaubliche. Ungarn, eines der vornehmſten unter den Tabakländern Europas, kann etwa 25 Mill. Pfund hervorbringen, Galizien 2½ Mill.; Siebenbürgen 1½ Mill.; Venedig in den Sette Communi und an der Brenta vielleicht eben ſo viel. Der Preußiſche Staat erzeugt auf einer Landfläche von faſt zwei deutſchen Quadratmeilen jährlich an 21 Mill. Pfund, ſo daß ein jeder ſeiner erwachſenen männlichen Bewohner jährlich 5½ Pfund eigen gebauten Tabak rauchen kann. In Kurheſſen hat der Tabaksbau außerordentlich zugenommen; 1832 baute man auf 798 Morgen 3600, drei Jahre ſpäter aber auf 1535 Morgen 9200 Centner. In Rheinbaiern und dem Großherzogthume Heſſen baut man jetzt gegen 100,000 Centner. In Rußland, wo der Tabak am längſten unter allen europäiſchen Staaten verboten war, wird er gegenwärtig ſtark angebaut; die ſüdlichen Provinzen, namentlich Podolien, die Ukraine und die Länder an der Wolga ernten jährlich ſchon 12 Mill. Pfund.

Blicken wir nun auf das Heimathland dieſer Pflanze, auf Amerika, zurück: ſo finden wir außer der unmittelbaren Einwirkung, welche wie überall ſo auch hier der gewaltige Verbrauch dieſes Gewächſes hervorbringen mußte, eine ſeltſam großartige, neue Erſcheinung, welche vorzugsweiſe von dem Tabake in Verbindung mit Zucker und Caffee zwar nicht urſprünglich hervorgerufen, aber doch in ihrer Dauer erhalten und weiter entwickelt wurde: »die Negerſclaverei.«

Las Casas, Bischof von Chiapa, trat bei Carl V. als Schutzredner der in den Bergwerken Amerikas arbeitenden Indianer auf, und im Jahre 1517 ward die Erlaubniß gegeben: »die stärkeren Neger einführen und statt der Indianer zu den schwersten Körperarbeiten verwenden zu dürfen.« — Nachdem die Einfuhr der Negersclaven in Westindien einmal ihren Anfang genommen hatte, vergrößerte sich dieselbe in erschrecklichem Maaße, indem auch sämmtliche Plantagen durch dieselben besorgt werden sollten. In den Jahren 1680—1700 wurden von den Engländern 300,000 Neger ausgeführt, und vom Jahre 1700—1784 wurden allein in Jamaika 610,000 Sclaven aus Afrika eingebracht. Rechnet man hierzu, welche Zufuhren die andern Inseln erhielten, und wie viele dieser Unglücklichen bei der Überfahrt umkamen, so erscheint die Zahl der Ausgeführten entsetzlich groß *). — Man kann nicht genau bestimmen, ob dieser Handel mehr Nachtheile für Afrika oder für Amerika gehabt hat. In ersterem Erdtheile sind dadurch mehr als eine Greuelthat hervorgerufen, und ungeheure Mißbräuche zur Gewohnheit gemacht worden. Der Krieg unter den kleineren Fürsten Afrikas wurde stehend: »um Gefangene für die Europäischen Sclavenhändler zu machen;« fehlte die Beute, so wurden die eigenen Unterthanen verkauft. Der König von Loango konnte alle 10 Tage 1500 Sclaven liefern. Viele derselben wurden auch durch das Schiffsvolk der Sclavenhändler selbst geraubt. »Es gibt kein unter Seeräubern und Banditen be-

*) Mac Culloch: Handb. für Kaufleute. B. II. S. [illegible]

bunteres Verbrechen, welches die gesitteten Europäer während eines Zeitraums von drei Jahrhunderten nicht gegen die Bewohner des inneren Afrikas ausgeübt hätten.« — Die zerstörenden Wirkungen dieses Handels äußerten sich aber in den Sclavenländern Amerikas auf gleiche Weise. Aus der zwischen Schwarzen und Weißen natürlichen und nothwendigen Feindschaft entsprang die lange Reihenfolge von Verbrechen, Aufständen und Verwüstungen, welche ewig ein schmutziger, blutiger Fleck in der Geschichte der Menschheit sein werden. — Ein gerechter Sinn verdammt jetzt diesen Handel. Den Beschlüssen des englischen Parlaments gemäß soll »Sclavenhandel, auf offenem Meere getrieben, dem Seeraube gleich geachtet, und der Todesstrafe würdig gehalten werden.« — Aber wenn zu dem auch die Freiheit vorhandener Sclaven mit vielen Millionen Pfunden auf großmüthige und christliche Weise erkauft wurde, so hat der Handel doch sein Ende noch nicht erreicht, und durch seine geforderte Abschaffung droht Zwietracht und Trennung den glücklichen und kräftig aufblühenden Vereinigten Staaten Amerikas.

Außer diesen mittelbar veranlaßten Völker-Bewegungen sind dieselben aber auch auf den größeren Meeren durch das Vorhandensein einzelner Pflanzen, welche das Bauholz zu den Schiffen liefern müssen, unmittelbar bedingt. Wir heben den Teakbaum des südlichen Asiens, und die Eiche besonders hervor.

Aller Handel war vor der Entdeckung Amerikas vorzugsweise nur Landhandel, und alle vorhandene Schiff-

fahrt diente meist nur zur Fortsetzung und Erleichterung desselben. Aber zu jener neuen Welt führte kein Weg zu Lande, kein Schiffen an den Küsten oder von Insel zu Insel; der Welthandel, welcher früher nur die Völker derjenigen Länder, durch welche er ging, vorzugsweise berührte, wurde auf dem freien, offnen Meere ein Gemeingut Aller, und seine enge Beschränkung hatte aufgehört, seit ein großer Kauffahrer die Last von vielen hundert Kammeele leicht und sicher dahin trug. Waren es früher nur leichte und kostbare Waaren, wie Gewürze, Räucherwerke, Kleidungen aus leichten Stoffen, Edelsteine und edle Metalle, welche den Transport erlaubten, so wurden später die zum Theile schon erwähnten, nur in einzelnen Ländern gedeihenden vegetabilischen Nahrungsmittel und anderweitigen Schätze der Erde Besitzthum aller Menschen. Ein solcher Welthandel wäre aber nicht möglich gewesen, ohne ein für den Schiffbau passendes Holz. »Es ist merkwürdig, daß unter so unzähligen Holzarten, die vom Polarkreise bis zum Äquator verbreitet sind, doch nur die zwei Arten, die Eiche und der Teakbaum allein tauglich sind, durch Stärke, Dauer und hinreichende Fülle des Wachsthums zu den Hauptwerken der Kunst in Architektur und Schiffbau auszureichen *).« Die Eiche hat die größere Verbreitungssphäre für sich, und obwohl sich Englands Waldbau fast ausschließlich auf die Eiche beschränkt, so führt dasselbe doch jährlich im Durch-

*) Ritter: Erdkunde von Asien. I. IV. S. 670 ff.

schnitt ½ Mill. Kubikfuß dieses Holzes allein aus Canada ein. Das Teakholz aber ist leichter und dauerhafter, conservirt durch sein Öl das Eisen und verträgt jedes Klima, auch den tropischen Sonnenstrahl, in welchem das Eichenholz reißt. Ein Teakschiff, jährlich mit Erdöl eingeschmiert, überdauert vier Eichenschiffe. Die Höhen der West-Ghats sind nicht nur die Heimath dieses merkwürdigen, für die indische Marine so höchst wichtigen Baumes, welcher Embassaden und selbst Kriege und Friedensschlüsse bedingt hat, sondern Malabar ist auch das gedeihlichste, das Paradiesklima für ihn, wo er seine größte Vollkommenheit und Ausbreitung erreicht, obwohl seine Verbreitungssphäre viel weiter, auch aus Vorder- durch Hinterindien und über die Sundawelt reicht, und seine Waldungen so weit den mittleren Höhenboden als Heerdenpflanze bedecken, als dieser unter dem Einflusse der Regenmonsune stehen kann, und da nur verkümmert oder vereinzelt, wo diese Unterabtheilung des tropisch-klimatischen Gebiets seine natürliche Gränze findet. Die Mittelpunkte der dichtesten und großartigsten Teakwaldungen sind Malabar, Java und Pegu. —

Wir hätten jetzt endlich noch anzudeuten: »wie durch den dauernden **Genuß gewisser Pflanzenstoffe** das körperliche und geistige Leben des Menschen eine neue Gestalt erhält.«

»Obgleich sich der Mensch — sagt Tiedemann*) — bald und leicht an jede Art von Nahrungsmitteln gewöhnen kann, und schneller als irgend ein Thier, so lehrt doch die Erfahrung: daß, wenn er nach eigener Neigung und Wahl, oder durch äußere Umstände genöthigt, sich vorzugsweise und längere Zeit an eine Gruppe von Speisen hält, dies einen mächtigen Einfluß auf seine Lebensäußerungen hat. Die Bildung und äußere Gestaltung, die Entwicklung der Muskeln, die Muskelstärke, die Neigung zu körperlichen Bewegungen und die Ausdauer in denselben, die intellectuellen Fähigkeiten, die Gemüthsstimmung, die Eigenthümlichkeiten des Lebens der Völker und der ganze National-Charakter hängen gar sehr von den Nahrungsmitteln ab, deren sich ein Volk hauptsächlich bedient, oder durch äußere Umstände zu bedienen genöthigt ist.« — Jedoch werden wir den Beweis hierfür erst dann deutlicher führen können, wenn auch von den Einwirkungen des Thierreichs auf das Menschengeschlecht die Rede gewesen ist, und wir die Pflanzennahrung neben die aus dem Thierreiche genommene stellen können. Wir begnügen uns deßhalb hier damit, die Einwirkung einzelner aus Pflanzentheilen bereiteten Getränke auf den Menschen hervorzuheben; und vergleichen vorzugsweise die Einwirkungen von Kaffee und Wein, von Bier

*) Tiedemann: Physiologie des Menschen. B. III. „Untersuchungen über das Nahrungs-Bedürfniß, den Nahrungs-Trieb und die Nahrungs-Mittel des Menschen.“ Cap. V. S. 172 ff.

und Branntwein mit einander, und erinnern alsdann noch an diejenigen narkotischen Substanzen, welche als Surrogate der geistigen Getränke verwendet werden, indem wir den ferneren Angaben Tiedemanns *) folgen.

Der Kaffee ist ein, den Verdauungsapparat, das Blutgefäß- und Nerven-System zu größerer Thätigkeit anregendes Getränk, welches nur wenige nahrhafte Bestandtheile enthält. Das bittere Kaffeein, die aromatische Kaffeesäure und der Gerbestoff bewirken zunächst eine Reizung des Magens, indem sich das Gefühl vermehrter Wärme einstellt. Die Schleimhaut des Magens wird zu reichlicher Absonderung bestimmt. Die Reizung scheint sich ferner mittelst der Nervengeflechte auf die Leber und das Pankreas auszudehnen und den Erguß der Galle und des pankreatischen Saftes zu vermehren. So steigert der Kaffee die Energie des Verdauungsgeschäftes. Die schnell durch Einsaugung in das Blut übergehenden Bestandtheile des Kaffees reizen das Herz zu lebhaftern und kräftigern Bewegungen und es stellt sich Beschleunigung, größere Stärke und Fülle des Pulses ein. Mittelst des Bluts wirkt der Kaffee erregend auf das Hirn und die Nerven, es stellt sich das Gefühl größerer Munterkeit und Erweckung ein. Die Empfindlichkeit und das Wahrnehmungsvermögen ist erhöht; das Gedächtniß und die productive Einbildungskraft sind in ihren Operationen lebhafter und aufgeregter. Und so stimmt der Kaffee zum Beobachten

*) Tiedemann: l. c. Cap. VII. S. 221 ff.

und Nachdenken. Dagegen vermindert er die Motilität, schwächt die Muskel-Contractilität, und macht zur Vornahme körperlicher Bewegungen abgeneigt.

Die Wirkungen des Weins sind von anderer Art, denn er erhitzt die Phantasie, macht zu heftigen Affecten geneigt und schwächt die Reflection. Er steigert die Motilität des Nervensystems, erhöht die Muskelcontractilität, erregt lebhaftere Bewegungen und Gesticulationen und stimmt zum Reden und Singen. Auch darin zeigt sich Kaffee und Wein in den Wirkungen entgegen gesetzt, daß jener in Übermaß genommen, den Schlaf verscheucht, dieser dagegen betäubt und Schlaf macht. Die Verschiedenheit der Wirkung dieser beiden, das Nervensystem mächtig, aber auf eine entgegengesetzte Weise erregenden Getränke erhellt ferner aus der in Kaffee- und Weinschenken herrschenden Stimmung. Dort Stille, Anstand, Ernst und Beschäftigung mit Lesen, oder das Nachdenken in Anspruch nehmenden Spielen. Hier dagegen Geräusch, lebhaftes Reden und Ausbrüche von heftigen Affecten. — Kurz: der Kaffee wirkt auf den Geist, der Wein auf das Gemüth. Daher ist jener das Lieblingsgetränk der Mathematiker, Astronomen, Philosophen u. s. w. Den Wein dagegen lieben mehr Dichter, Musiker, Maler und Krieger. — Was sich in dieser Weise im Einzelnen zeigt, tritt eben so sehr bei ganzen Völkern hervor, wo das eine oder das andre dieser Getränke vorzugsweise im Gebrauche

ist. Schon das Wort »Weinländer« erweckt in allen Himmelsstrichen unwillkürlich den Gedanken an eine heitere Natur und ein heiteres Volk. Und umgekehrt sieht uns der Bewohner des Kaffeelandes als auf seinem Lager ruhend und sinnend vor Augen *). — Menschen und Völker, die dem Kaffeetrinken ergeben sind, haben einen ganz anderen Charakter als die, welche den Wein lieben. Jene sind ruhig, besonnen, abgemessen, bedenklich, förmlich, zurückhaltend und calculirend, diese hingegen sind unruhig, beweglich, unbedacht, offen, unklug, erwegen und leichtfertig.

Blicken wir in gleicher Weise auf die Einwirkungen des Genusses von Bier und Branntwein hin, so nehmen wir hier auch bald eine gewisse Verschiedenheit wahr.

Das Bier wird durch Keimung, Auskochung und Gährung aus den mehligen Samen von Cerealien, am häufigsten der Gerste und des Weizens, bereitet. Es ist durch seinen Gehalt an Zucker, Pflanzenschleim und

*) Vom Kaffee singt ein arabischer Dichter: „O Kaffee, du vertilgst das Heer der Sorgen; du bist der Gegenstand der Wünsche desjenigen, der sich den Wissenschaften hingibt! du bist das Getränk der Freunde Gottes und gewährest Kraft seinen Dienern, die nach Weisheit streben. Nur der Verständige, der den Schaum des Kaffees schlürft, kennt die Weisheit. Kaffee ist das Getränk der Kinder Gottes, und die Quelle der Gesundheit. Trinke davon mit Vertraun, und horche nicht auf die Rede der Thoren, die ihn ohne Grund verdammen.“

kleberartiger Materie nährend; der Zusatz von Hopfen macht es zu einem, die Thätigkeit der Verdauungs-Organe erregenden Getränke, und durch den Weingeist ist es mäßig incitirend und belebend, den Blutumlauf beschleunigend und die Nerventhätigkeit steigernd *). Leichtes und gut ausgegohrenes Bier löscht den Durst schnell, und ist mäßig genossen für Menschen von gallichter, reizbarer und sanguinischer Constitution ein besseres Getränk als starker Wein. Das starke Bier wirkt jedoch erhitzend, und schwächt durch Überreizung den Verdauungsapparat.

Der Branntwein und die vielerlei Arten gebrannter Wasser durch Fermentation und Destillation aus Substanzen bereitet, welche sich in die weinige Gährung versetzen lassen, haben einen entschieden nachtheiligen Einfluß auf die Sitten, die Gesundheit und das geistige Wohl der Völker ausgeübt **). Zu ihnen gehört zuvörderst der aus Weinhefen verfertigte, eigentliche Branntwein, und der aus Roggen bereitete Korn-Branntwein. Außerdem bedient man sich zu seiner Erzeugung in Europa sehr vieler anderer, Zucker haltender Substanzen, der Kirschen, Wacholderbeeren, Kartoffeln, Rüben u. s. w. In Ägypten und Kleinasien verfertigt man Branntwein aus Datteln, Feigen und Rosinen.

Aus dem gegohrenen Safte des Zuckerrohrs wird Rum, aus Reis der Arrac erzeugt. Die Tatarischen und Mon-

*) Tiedemann: l. c. §. 246.

**) Tiedemann: l. c. §. 248.

golischen Nomaden-Völker, die Kirgisen, Baskiren und Kalmücken, verfertigen einen animalischen Branntwein aus gesäuerter Stuten- und Kuh-Milch, Aracu oder Arraca genannt.

Der gewöhnliche und übermäßige Gebrauch aller dieser gebrannten Wasser stumpft allmählich die Nerven-Reizbarkeit des Magens ab, vermindert die Empfindlichkeit und Nerventhätigkeit, und schwächt die Muskel-Contractilität. Starke Branntweintrinker verlieren die Eßlust, die Schleimhaut des Magens wird in einen Zustand schleichender Entzündung versetzt, welche Verdickung seiner Wandungen zur Folge hat. Die Leber schwillt an und verhärtet sich, die Saugadern werden gelähmt, die Gekrösdrüsen werden härter, die Nerventhätigkeit nimmt ab, Säuferwahnsinn stellt sich ein, die Muskeln sind in hohem Grade geschwächt, und so entsteht Marasmus und ein hydropischer Zustand, der dem Leben der Branntwein-Säufer ein Ende macht. — Diese äußersten und schrecklichsten Folgen müssen sich mehr oder weniger überall da zeigen, wo das Branntweintrinken allgemeine Sitte ist. — Blicken wir zunächst auf Deutschland hin, so trinkt man im Süden vorzüglich Bier, Wein und Obstwein, wenig Branntwein, im Norden dagegen vorzugsweise diesen. Wenn (nach Hoffmann *) in Mecklenburg 30 Personen in ein Wirthshaus kommen, so fordern davon 25 Schnapps, 4 Bier und 1 Wein; in Sachsen und Thüringen von 30

*) F. V. Hoffmann: Das Vaterland der Deutschen. 5tes Hauptstück.

Personen 25 Bier, 4 Schnapps, 1 Wein; in Baiern bei München von 100 Pers. 97 Bier, 2 Schnapps, 1 Wein; in Würtemberg von 100 Personen 60 Wein, 30 Bier, 9 Obstwein, 1 Schnapps; ähnlich im Rheinthal. — Erinneren wir uns nun an das über die Gegensätze im Charakter des Süd- und des Nord-Deutschen Gesagte zurück, so werden uns diese den Gegensätzen in den üblichen Getränken entsprechend erscheinen, und als durch diese, wenn auch nicht ursprünglich hervorgebracht, doch wenigstens dauernd gemacht. — In verschiedenen Ländern, nicht allein der alten, sondern auch der neuen Welt, hat sich die leidige Sitte des Branntweintrinkens mit reißender Schnelligkeit verbreitet, und überall erkennen wir dieselben schlimmen Folgen des Genusses; besonders da, wo der »civilisirte« Europäer den durch keine Gesetze in Schranken gehaltenen wilden Völkerstämmen der Neger und Indianer im schnöden Tauschhandel seine Branntweinfässer brachte, wüthete dieses Getränk schrecklicher wie Blattern und Kriege. — Wozu ward so verderblicher Genuß der Menschheit verstattet? Vielleicht deßhalb, damit sie im Ringen gegen dieses Übel ihre Kraft neu belebe und stärke? Wenigstens können wir nicht ohne innige, lebhafte Theilnahme dem Kampfe der »Mäßigkeitsvereine« zuschaun, und geben uns der freudigen Hoffnung hin: »daß einst der große Sieg auf ihrer Seite sein werde.«

Die Stelle dieser geistigen Getränke wird bei verschiedenen Völkern des Orients, besonders den Mohamedanern, denen der Genuß des Weins durch religiöse Vorschriften untersagt ist, durch Narkotische Substanzen, welche

ähnliche Wirkungen hervorbringen, vertreten. Am häufigsten bedienen sie sich des Opiums und des Hanfs.

Das Opium wird aus den Kapseln des Mohns bereitet. Die Heimath dieser Pflanze ist wahrscheinlich in Asien, wo sie auf dem Plateau von Persien und Kleinasien wild wächst, und dort wegen des Opium-Ertrages angebaut, in einzelnen Landschaften viele tausende von Quadratmeilen bedeckt. — Das Opium wird in der Türkei, Persien, Syrien und Ägypten rein, oder mit Honig und dem Pulver von Gewürzen versetzt in Pillenform genommen. Die an seinen Gebrauch gewöhnten Opiumesser verzehren nach und nach 20, 60, 100 und mehr Gran, bis ihre Phantasie erglüht, und ihnen angenehme und wollüstige Traumbilder vorgaukelt. Das Antlitz des Berauschten brennt, die Augen glänzen lebhaft, die Muskeln gerathen in krampfhafte Zuckungen, und verzerren die Gesichtszüge auf eine gräßliche Weise. Sie stoßen unzusammenhängende Reden aus, oder recitiren Verse und singen. — Die Folgen des Opiumessens sind, — ähnlich denen des Branntweins, — Zerrüttung der Gesundheit und Abstumpfung des Geistes. Die Eßlust verliert sich, es stellt sich langwierige Verstopfung ein und große Abmagerung mit Blässe des Antlitzes. Die Muskeln werden kraftlos und rigid, die Glieder zittern, die Empfindlichkeit der Sinne ist abgestumpft, und die intellectuellen Vermögen schwinden. Fühlen sich dann diese Teriaki kraftlos und elend, so wird eine neue Dosis des Opiums genommen. Ganzen Nationen ist der Genuß des Opiums zur ärgsten Leidenschaft geworden, die keinen Rückblick auf die

schrecklichen Folgen dieses Genusses gestattet, und kein Verbot der Regierungen achtet, wie dieses z. B. in China der Fall ist, wo die Einfuhr des Opiums schon seit längerer Zeit bei Todesstrafe verboten ward. Dennoch fand dieser Handel in weitestem Umfange statt, und der Gebrauch dieses Giftes nahm stets mehr zu. Wenn im Jahre 1794 die Engländer etwa 200 Kisten mit Opium nach China brachten, so wurden im Jahre 1826 schon über 7000 Kisten von etwa 8 Mill. Dollar an Werth eingeschmuggelt; eine ganze Opiumflotte von 25—30 Schiffen segelte jährlich heran, welcher 5—800 chinesische Kriegsschiffe, deren Führern der Genuß des Opiums auch nicht unbekannt war, den Weg nicht zu versperren vermochten. Da erzitterte der Kaiser vor dem über sein Volk einbrechenden Verderben, und gebot die Zerstörung der gelandeten Opiumflotte. — England sendet seine Kriegsgeschwader; schon erklärt China: »daß es zu schwach sei, um den wilden Barbaren zur See Widerstand leisten zu können;« schon stürzen seine Forts, welche die Küsten und Mündungen der Flüsse vertheidigen sollen, und über »das Reich der Mitte« sinkt unwiederbringlich Indiens Loos herab. — Thee lockte, und Opium trieb den Bewohner des Abendlandes zum Kampfe mit dem fernsten Osten der alten Welt, auf daß ein neues Völkerleben an der Stelle des veraltenden erwache, und ein neuer Kreislauf desselben auf der Erde den Anfang nehme.

Somit wäre uns also schon aus dem Gesagten der mannichfaltige erregende und bewegende Einfluß, welchen die Pflanzenwelt auf das Menschengeschlecht ausübt, klar

geworden, und wir hätten jetzt ferner nach dem vom Thierreiche ausgehenden zu fragen.

III. Die Entwicklung des Menschengeschlechts durch Einwirkung der Thierwelt.

Die Einwirkung der Thierwelt auf die Entwicklung des Menschengeschlechts scheint auf den ersten Blick in ihrer Bedeutung kaum mit der des Pflanzen- und Mineralreiches verglichen werden zu können, weil dieselbe für das Bestehn des Menschenlebens nicht in gleicher Weise nothwendig und ununterbrochen erfolgen muß. Dennoch aber ist diese Einwirkung für die höhere Entwicklung der Menschheit unbedingt nothwendig. Sie möchte sich zu der der früheren Classen in derselben Weise verhalten, wie sich das Thierreich selbst zum Pflanzen- und Mineralreiche verhält. Diese sind der Grund und Boden, auf welchem sich jenes als edlere Blüthe allein entwickeln kann; und ebenso sind die Einwirkungen des Mineral- und Pflanzenreichs die nothwendigen Grundbedingungen, für eine höhere, wahrhaft menschliche Entwicklung des Menschengeschlechts durch das Thierreich. — Wir werden auch hier zuerst auf die Ernährung und Erziehung des Menschengeschlechts durch das Thierreich,« dann auf »die durch das Thierreich, sowohl zu Lande als auch zu Wasser veranlaßten Bewegungen der Völker,« und endlich »auf die körperlichen und geistigen Veränderungen des Men-

schen durch den Genuß bestimmter thierischer Nahrungsstoffe« hinzublicken haben. —

Die Ernährung und Erziehung des Menschengeschlechts war — wie im Pflanzenreiche den Palmen, — so im Thierreiche vorzugsweise den Hufthieren übertragen worden. Sie, deren Leben auf die Pflanzenwelt, — wie dieses schon der Huf und der Mahlzahn andeutete, — gänzlich hingewiesen war, sollten das Mittelglied werden, durch welches der Mensch vom Leben in der Pflanzenwelt zur Herrschaft über das Thierreich empor gehoben würde.

Der Stier tritt als eins der wichtigsten Thiere dieser Klasse, dessen Zähmung dem Menschen nicht allein als Hirten, sondern auch als Ackerbauer sehr wichtig war, vorzugsweise in allen tiefer liegenden, feuchten Weideländern hervor, und das Gewicht, welches man auf den Besitz desselben schon in den ältesten Zeiten legte, spricht sich deutlich in der religiösen Verehrung aus, welche ihm die Ägypter und Indier zollten.

Über das Heimathland dieses Thieres ist vielfach gestritten worden. Link hält es für wahrscheinlich, daß Ungarn und Polen, wo das Rindvieh noch jetzt eine vorzügliche Größe erlangt, ein solches sei, aber bezweifelt es zugleich, daß die Ochsen Afrikas von den Ochsen in den Russischen und Polnischen Wäldern entstanden sein sollten *). Nach ihm unterscheidet sich das Rindvieh in

*) Link: Urwelt und Alterthum. (Zweite Auflage.) B. I. S. 377.

Afrika bis zur äußerſten ſüdlichen Landesſpitze von dem europäiſchen dadurch, daß es höhere und dünnere Beine hat, zahmer und gelehriger zu ſein ſcheint, und die Kühe weniger Milch geben; auch iſt die Farbe des glatten und glänzenden Haares immer roth. Als die Europäer zu den Hottentotten kamen, fanden ſie ſchon Rindvieh bei dem Volke, und das Vieh war ſo abgerichtet, daß ſie ſich deſſelben im Kriege gegen ihre Feinde bedienten *). Die Kaffern lebten faſt ausſchließlich von der Rindviehzucht, und die Sorge für ihre Heerden machte die Hauptbeſchäftigung aus **); daſſelbe war bei den Koſſa und und den Beetjuanen der Fall ***). Das Volk der Galla, welches ſich, wie einſt die Mongolen über Aſien und Europa, über das Innere von Afrika erobernd und zerſtörend ergoß, lebte von der Milch und dem Fleiſche ſeiner Rindviehheerden; gleiches wird von den Fulahs erzählt. Sollte demnach Afrika die zweite Heimath des Rindviehs, und zwar der rothen Abänderung, ſein? — Durch ganz Indien, Perſien und auch in Arabien findet ſich der Zebu oder Buckelochſe als Hausthier verbreitet; und war dieſes ſchon in den früheſten Zeiten, denn er kömmt in den Zügen der Völkerſchaften auf den Ruinen von Perſepolis vor. — In ganz Indien findet ſich der Büffel, nicht allein gezähmt, ſondern auch im wilden Zuſtande; vielleicht kam er von da mit Attilas Horden

*) Kolbe: Beſchreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung. B. I. S. 160.

**) Lichtenſtein: Reiſen im ſüdl. Afrika. B. I. S. 539 — ff.

***) Lichtenſtein: B. II. S. 528 — ff.

nach Ungarn und Italien. Noch eine andere Ochsenart findet sich in Ostindien, bei den Kukies, einem Bergvolke, nordöstlich von Bengalen, und in Hinterindien, auch auf Ceylon und Java, sowohl gezähmt als wild *). Es ist der Gayal, von der Größe und Stärke des Büffels, aber mit viel kürzeren Hörnern, und einer braunen, nach unten lichten Farbe. Also sehen wir auch hier eine Spur uralter Kultur aus Südindien. — In Tibet und den angränzenden Ländern wird der Yak, oder der Ochse mit dem Pferdeschweife sowohl als ein Hausthier gehalten, als auch wild gefunden. Die langen, zarten Haare, womit der ganze Körper bedeckt ist, zeichnen ihn vor allen andern Ochsenarten aus. Er wird als starkes und dauerhaftes Lastthier gebraucht. — Wir finden also den Ochsen in den ältesten Heimathländern der Kultur überall als ersten Gefährten des Menschen.

Die Rindviehheerden Amerikas stammen erweislich von den wenigen Paaren ab, welche von den Spaniern hierher geführt wurden, und ihre seltsam starke Vermehrung in diesem neuen Erdtheile ist ein bemerkenswerthes Factum der Naturgeschichte. Sollten diese so reißend schnell entstandenen, zahllosen Heerden ein Mittel sein, auch die wilde Bevölkerung dieser neuen Welt schnell zur höheren Kultur zu führen? — Alex. v. Humboldt bemerkt: »Man glaube, daß es in den Pampas von Buenos-Ayres 12 Mill. Stück Rindvieh und 3 Mill. Pferde gebe, ohne die große Zahl derjenigen zu rechnen,

*) Link: l. c. S. 350.

zu denen sich kein Eigenthümer bekennt. »In den Llanos von Carracas wissen die reichen Hateros, oder Besitzer von Viehmeiereien, nicht: wie stark ihre Heerden sind. Dem jungen Vieh wird ein Zeichen eingebrannt, das für jede Heerde ein eigenthümliches ist, und einige der reichsten Viehbauern brennen auf diese Weise jährlich über 14000 Stück Vieh. In den nördlichen Ebenen zwischen dem Orinoco und der Laguna von Maracaybo schwärmen, wie Depons berichtet, 1,200,000 Stück Rindvieh; 180,000 Pferde und 90,000 Maulthiere. — Das von Columbus bei seiner zweiten Reise nach Hispaniola eingeführte Rindvieh vermehrte sich daselbst so rasch, daß die Insel bald eine Pflanzschule wurde, von wo diese Thiere allmählich nach verschiedenen Gegenden des Küstengebiets des Festlandes, und von da weiter in's Innere des Continentes verbreitet wurden. Die Vieh-Ausfuhr von Hispaniola war sehr bedeutend; dennoch waren 27 Jahre nach Entdeckung der Insel, Heerden von 4000 Stück Rindvieh gar nicht ungewöhnlich, und es gab deren sogar von 8000 Stück. Im Jahre 1587 belief sich die Zahl der Ochsenhäute, welche allein von St. Domingo ausgeführt wurden, auf 35444; und in demselben Jahre exportirten die Häfen Neuspaniens 64350 Häute. Jetzt ist das Rindvieh in der neuen Welt von Canada bis zu den Mündungen des La-Plata-Stromes und darüber hinaus verbreitet, — und welches möchte die Zahl der Thiere aller dieser Heerden sein?!

Wären die Heerden von Rindvieh und Pferden ursprünglich in den Steppen Amerikas vorhanden gewesen,

ſo würde dadurch die Phyſiognomie der dortigen Völker eine durchaus andere geweſen ſein *), die Europäer würden ſie in andern Umſtänden gefunden haben. Hirtenvölker, die von Milch und Käſe lebten, wahre Nomaden, hätten alsdann dieſe ausgedehnten und mit einander zuſammenhängenden Ebenen bewohnt. Sie würden in Zeiten großer Trockenheit, oder auch zur Zeit der Überſchwemmungen um den Beſitz der Viehweiden gekämpft, einander wechſelweiſe unterjocht, und durch gemeinſame Sitten, Sprache und Cultus vereinbart, jenen Zuſtand einer halben Sittigung erreicht haben, der uns bei den Völkern mongoliſcher oder tartariſcher Abkunft überraſcht. Amerika hätte alsdann gleich dem mittleren Aſien, ſeine Eroberer gehabt, die von den Ebenen her das Bergland der Cordilleren erſtiegen, auf die herumziehende Lebensart verzichtet, die civiliſirten Völker von Peru und Neu-Granada unterjocht, den Thron der Inkas umgeſtürzt, und den Despotismus, welchen die patriarchaliſche Regierung der Hirtenvölker herbei führt, erſetzt haben würden. Es hat das Menſchengeſchlecht in der neuen Welt dieſe großen, ſittlichen und politiſchen Veränderungen nicht erlitten, weil ſeine Steppen, wenngleich fruchtbarer, als die aſiatiſchen, keine Heerden ernährten; weil keine der Thierarten, welche reichliche Milch gaben, den Ebenen des ſüdlichen Amerika eigen iſt, und weil in der fortſchreitenden Entwicklung der amerikaniſchen Civiliſation die Zwiſchenkette mangelte,

*) A. v. Humboldt: Reiſen in die Aequinoctialgegenden. Th. III. B. IV. Cap. XXII.

welche die Jägerstämme mit den Ackerbau treibenden Völkern verbindet. —

Von uralter Zähmung, und besonders auf trocknen Höhen wichtig für den Menschen als Speise und Kleidung gebend, ist das Schaaf. — Man hat zwei Thiere, den Muflon und den Argali, für das wilde Schaaf in Anspruch genommen, von denen sich der Muflon in Nordafrika befindet, und von Pallas mit dem Argali für eine Abänderung ein und derselben Art gehalten wird. Jedoch hält es Link für wahrscheinlich, daß mehrere Arten von Schaafen gezähmt worden sein, und zählt deren sechs auf *). Erstlich das europäische Schaaf, mit mehr oder weniger feiner Wolle, und mehr oder weniger steifen Haaren dazwischen. Dann das Schaaf mit spiralförmig gedrehten Hörnern im südöstlichen Europa, wovon das Schaaf mit langem Schwanze eine Unterart zu sein scheint. Drittens das Schaaf mit einem Fettklumpen am Hintern, oder wenigstens mit der Anlage: dort fett zu werden. Es giebt davon verschiedene Abarten, z. B. das Kirgisische Schaaf mit breitem Schwanze; das Bucharische Schaaf mit langen, seidenartigen Haaren zwischen der Wolle; und das Capische Schaaf, mit einem langen, durchaus mit Fett durchwachsenem Schwanze. Viertens das Guinea-Schaaf, mit hohen Beinen, und Haaren statt der Wolle. Fünftens das Tibetanische Schaaf, mit langen Seidenhaaren; und endlich sechstens das Thebaische Schaaf mit langen, röthlich braunen Seidenhaaren und kurzem

*) Link: Urwelt und Alterthum. B. II. S. 348.

Schwanze. Alle dieſe Arten kennen wir nur gezähmt und nicht wild, und Link hält es nicht für wahrſcheinlich, daß die bekannten wilden Arten, welche keine Wolle haben, die Stammart dieſer gezähmten, Wolle tragenden Schaafe ſein. — Wir ſähen alſo, daß das Schaaf von den älteſten Zeiten her der Begleiter und Ernährer der, trockne Höhen bewohnenden Völker geweſen iſt, wie es das Rindvieh in feuchten und an Weiden reichen Ebenen war, und dürfen behaupten, daß viele Länder der Erde für den Menſchen unbewohnbar geweſen ſein würden, wenn ihm das Schaaf nicht zur Seite geſtanden hätte, welches nach Lichtenſtein *) von der Vorſehung ſo ganz eigens dafür geſchaffen zu ſein ſcheint: die dürren und öden Flächen dem Menſchen in friedliche Wohnſitze umzuwandeln.

Aber auch für die Bewohner der ſteileren Höhen ward ein Hausthier geſchaffen: die Ziege. In verſchiedenen Gegenden verſchieden, ſind vermuthlich auch hier mehrere Arten gezähmt worden. Die Kaſchmir-Ziege mit ſchraubenförmig gedrehten Hörnern und langen Seidenhaaren, zwiſchen welchen ſich bekanntlich eine ſehr feine Wolle befindet, von der die feinſten Shawls gemacht werden; die tibetaniſche Ziege und die Nepalziege mit feinen Haaren, vermuthlich nur Abänderungen der vorigen; die afrikaniſche kleine Ziege mit kleinen Hörnern und langen Haaren, mit welcher die Angoraziege gleich-

*) Lichtenſtein: Reiſen im ſüdl. Afrika. B. II. S. 88.

artig sein mag; die kleine Whidaziege und die große Mamreziege ohne Seidenhaare; — alle diese so genannten Abarten sind, wie es scheint, schon vor der Zähmung überhaupt verschieden gewesen.

Ferner sollte auch den Wäldern der heißen und gemäßigten Zonen ein Hausthier nicht fehlen, und es ward das Schwein gegeben; denn das zahme Schwein stammt nach der Ansicht aller Naturforscher von dem wilden ab. Zwar ward sein Genuß den Juden und Mohamedanern, weil er in warmen Ländern leicht Hautausschläge bewirkt, verboten; aber dessen ungeachtet, stimmen fast alle Völker der Erde, welchen das Schwein bekannt wurde, dem Ausspruche der Römer bei: »Animal, propter convivia natum.« —

Endlich erhielt der Bewohner des hohen Nordens der Erde, das sich vom bescheidenen Moose nährende Rennthier, welches sich sowohl der Lappe Europas, als auch der Samojede und Tunguse Asiens zum dauernden Lebensgefährten erzog, sein Ein und Alles, Nahrung und Kleidung, fast einzig von ihm nehmend, und mit ihm die eisigen Gefilde rasch durcheilend. —

Außer diesen Hausthieren, welche der Mensch vorzugsweise für seinen Lebensunterhalt empfing, wurden ihm aber auch noch in den verschiedenen Gegenden der Erde Jagd-Thiere dargeboten, damit er, von Nahrungsbedürfniß getrieben, durch deren Verfolgung seine Kraft übe, und durch Klugheit und List das ersetzen lerne, was ihm an Körperkraft im Kampfe mit den Thieren fehlte. — So begann der Mensch in den Ländern der hei-

ßen Zone der alten Welt den Kampf wider den mächtigen Elephanten, und erschrack fast, wenn ihm die mühsame und gefahrvolle Jagd dennoch endlich geglückt war, vor sich selbst *). Auf den weiten, trocknen Flächen desselben Asiens und Afrikas sind es die unzähligen Heerden der schnellfüßigen Antilopen, die in Gesellschaft des Straußes schnell wie der Wind dahin eilend, doch dem Jäger zur Beute werden. In den kühleren Wäldern und Weideländern luden Büffel und Hirsch zur Verfolgung ein; an den Ufern der Flüsse: Flußpferd und Tapirz an denen von Seen: Seekuh und Wallroß. Auf die steilsten Höhen der Berge verlockten den Jäger die Gemsen; in die Schneegefilde des Nordens das Elenthier und der Bisamochs. — Die ganze Erde sollte ein Schauplatz des Kampfes sein, welcher die schlummernden Kräfte weckt, vom trägen Festkleben an der Scholle loßreißt, das Nachdenken übt, und so auch einen Stein zum großen Gebäude der Civilisation herbei schafft. —

Blicken wir jetzt auf die durch das Thierreich veranlaßten **Bewegungen des Menschengeschlechts** hin, so haben wir zwischen denjenigen zu unterscheiden, bei welchen der schon erlangte Besitz des Thiers das Mittel der Bewegung, und denjenigen,

---

*) Lichtenstein: Reisen im südl. Afrika. B. I. S. 404 ff.

bei welchen der erstrebte Besitz der Zweck derselben ist.

Als Mittel der Bewegung stehen diejenigen Thiere da, welche dem Menschen bei seinen Wanderungen zum Tragen, zum Ziehen oder zur bloßen schützenden Begleitung dienen. Es fällt uns hier zuerst der Elephant in die Augen, der nur der alten Welt in Asien und Afrika zugetheilt, recht eigentlich in Indien einheimisch ist, in dessen Mythologie und Geschichte er eine eben so wichtige Rolle einnimmt, wie in dessen Natursysteme; weil er an Riesengestalt, Stärke und Klugheit der König der Thiere, doch durch seine Gelehrigkeit und Lenksähigkeit der Hausgenosse und befreundete der Götter und Menschen wurde. Die Menge der Elephanten dehnte sich einst wohl viel allgemeiner über ganz Hindostan aus; ihre Verbreitungssphäre ist aber dieselbe geblieben: von der Südspitze Ceylons bis zu den Himalaya-Vorbergen, und von dem oberen Indus bis durch ganz Hinterindien *). Die eigentliche Heimath dieses Thiers möchte Siam sein, wo zur Zeit Kämpfers (1690) in der Hauptstadt 3000 zahme Elephanten gehalten wurden.

Nützlicher und wichtiger aber wie der Elephant ist noch für die Bewohner Asiens und Afrikas »das Kameel.« Die weiten Sandwüsten dieser Erdtheile, in welchen der brennende Strahl der Sonne ewige Öde und Dürre erhält, würden den Verkehr zwischen den auf den

*) Ritter: Erdkunde von Asien. B. IV. I. „die Fauna von Malabar.“

entgegengesetzten Seiten anliegenden Kulturländern ewig getrennt haben, wenn nicht das Kameel »das Schiff dieser Wüsten« geworden wäre. Die erschöpfendsten Reisen, auf denen fast alle anderen Thiere verschmachten, werden von dem Kameele mit erstaunenswürdiger Ausdauer vollbracht, indem es mit einer Last von 6—700 Pfund bei dem dürftigsten Futter, und ohne in 8—9 Tagen nur einen Tropfen Wasser zu genießen, täglich einen Weg von 15—18 Stunden zurück legt. — In den ebenen, sandigen und heißen Gegenden von Ägypten, Arabien, Persien und Indostan wird »das Kameel mit einem Höcker,« oder das Dromedar, als Hausthier gehalten. Man findet das Thier nicht mehr im wilden Zustande, aber es ist sehr wahrscheinlich, daß es in den Ländern, wo es vorzüglich gebraucht wird, auch wild war, indem dieses wehrlose Thier bald in den gezähmten Zustand übergehen konnte *). In Sennaar ist die Kameelzucht das Hauptgeschäft der arabischen Beduinen; denn sie ziehen viele Tausende von diesen Thieren auf, die das unentbehrlichste Bedürfniß aller Horden, aller Heere, aller Landleute, aller Kaufleute sind, und der Pilgercaravanen: welche diese S. O. Ecke Afrikas, die Mekka gegenüber liegt, jährlich aus dem Innern des Erdtheils durchziehn **). »Das Kameel mit zwei Höckern,« das bactrianische, liebt kältere Gebirgsgegenden und wird weit nach Norden von den Kirgisen als Lastthier gebraucht. Diese Art findet sich,

*) Link: Urwelt und Alterthum. B. I. S. 391.

**) Ritter: Erdk. v. Afrika. III. II.

den Nachrichten Bucharischer Kaufleute zufolge, noch wild an den Gränzen von China, in den großen Steppen der Mongolei *). — Schubert möchte den Preis der Schönheit Kameelen von Smyrna zuerkennen, und sagt **): »Wenn ich diese Thiere mit abgemessenem Anstande einherschreiten, oder mit grade gen Himmel gestreckter Nase den kühlenden Hauch der Luft, oder irgend einen andern, für ihren Instinkt angenehmen Duft einathmen sah; wenn ich ihren Gehorsam gegen die Pfeife des Treibers, die nachgebende Unterwürfigkeit, mit welcher sie hinter dem das Glöcklein läutenden Eselein drein gingen, beachtete: erschienen sie mir immer als das innerlich ruhigste, brauchbarste, ordnungsliebendste Bürgervolk des Thierreichs.« — Der älteste Handel mit indischen Waaren, von dem man weiß, wurde auf Kameelen betrieben ***) und eben so bedient man sich noch heute desselben in den schon genannten Gegenden Asiens und Afrikas als fast des einzigen Lastthiers, um Waaren von einem Orte zum andern zu schaffen, und Handelsreisen zu machen. — Darum ist es nicht zu verwundern, daß der Araber das Kameel mit in seine Poesien verflicht, und es als ein »heiliges Thier,« als »ein Geschenk des Himmels,« betrachtet. Nicht allein werden durch dessen Besitz sein Handel und seine Reisen bedingt, sondern Kameel-Milch ist auch des Arabers tägliche Nahrung, und das Fleisch der jüngern Thiere wird

*) Link: l. c. S. 391.

**) Schubert: Reise in das Morgenland. B. I. S. 569 ff.

***) 1 Mos. Cap. 57. V. 25.

gegessen. Das Haar der Kameele, welches sich jährlich gleich der Wolle der Schaafe erneuert, wird von den Arabern selbst zu allerhand Stoffen und Bedürfnissen verarbeitet, und gewährt außerdem einen werthvollen Ausfuhrartikel; sogar der Mist des Thiers wird als Feuerungsmaterial benutzt. — Der Segen, durch welchen sich der Araber im Besitze des Kameels beglückt fühlt, läßt ihn viele Bedürfnisse nicht vermissen, und mit Vertraun in die Wüsten seines Landes und seines Lebens hinaus schaun. —

Eine ähnliche Bedeutung wie das Kameel für den Asiaten und Afrikaner, hat das Pferd für die meisten übrigen civilisirten und nicht civilisirten Völker der Erde erlangt. Es möchte nicht leicht mit Bestimmtheit zu sagen sein, wo sich das Pferd im ursprünglich wilden Zustande befinde, weil es so sehr leicht verwildert; jedoch deuten die meisten Beobachtungen auf das süd-westliche Asien hin. So behauptet z. B. Pallas *): »daß das Pferd in den großen Steppen Asiens, wo es sich nicht mit verlaufenen Pferden der dortigen Nomadenvölker vermischt habe, so sehr von dem gemeinen Pferde abweiche, daß man es für eine wilde Stammart halten müsse.« Da es aber wenigstens in der Regel der Fall ist, daß sich die Heimath eines Thieres da befindet, wo es sich am schönsten und edelsten zeigt, und dieses in Persien und Arabien der Fall ist, so möchte das gesuchte Stammland auch wohl hier sein. — Feuer, Leichtigkeit, Schnelligkeit und Ausdauer sind die Eigenschaften, welche das arabische Pferd in hohem Grade

*) Pallas: Reisen. B. I. S. 221.

beſitzt. Der Kopf iſt klein, die Augen groß und feurig, die Naſenlöcher weit, die Mähne fein, der Schweif eben ſo und hoch angeſetzt, die Beine fein, die Hufe hart und glänzend, das Haar fein und glänzend. Nach Niebuhr *) unterſcheiden die Araber zwei Pferdearten, wovon ſie die eine Kadiſchi, d. h. Pferde von gemeiner Abkunft, und die andre Koechlani, d. h. Pferde von hoher Abkunft, nennen. Der Stammbaum von dieſen wird bis auf die Stuterei des Königs Salomo zurückgeführt, und das Lob, welches ihnen geſpendet wird, iſt außerordentlich. »Sie ſollen viele Tage ohne Nahrung leben können, muthig auf den Feind losgehn, aber im Falle ſie verwundet werden, ſich zurück begeben, um den Reiter in Sicherheit zu bringen; fällt der Reiter zur Erde, ſo bleiben ſie bei ihm ſtehn und wiehern, bis Hülfe kömmt; ſchläft er bei ihnen im Felde, ſo wiehern ſie, wenn ſich in der Ferne Räuber zeigen« u. ſ. w. Nach Roſetti's Angabe hat unter den mehr als 250 Beduinenſtämmen, welche zwiſchen dem Euphrat, Syrien und der nördlichen Küſte des rothen Meeres herum ziehn, keiner ſchönere Pferde in größerer Anzahl als der Rowallaſtamm. Im Winter weiden ſie in Nedjed bei Khaibar oder in dem Gebirge Djebel-chammar, und im Frühlinge nähern ſie ſich den Gränzen von Syrien und Meſopotamien. — Unter den Arabern der ſyriſchen Wüſte zeichnen ſich die Ehhſanne, in der Gegend von Palmyra und beſonders die Beni Szakher im Oſten des todten Meeres durch die Güte ihrer Pferde aus. — Schöner

*) Niebuhr: Arabien. S 161 ff.

noch wie dieſe ſoll das perſiſche Pferd ſein, groß und doch ſehr frei gebaut, kühn und ſtolz, — aber von geringerer Ausdauer wie das arabiſche. Die Mitte zwiſchen arabiſchen und perſiſchen Pferden halten die der Tſcherkeſſen, bei denen man vor dem 20ſten Jahre kaum eine Abnahme der Kräfte bemerkt. — Im innern Aſien halten die Kirgiſen, Mongolen, Kalmücken und Jakuten unendlich viele Pferde, die weder groß noch ſchön, aber vortrefflich zum Reiten, ſchnell und dauerhaft ſind. Was für die Sandwüſte das Kameel, iſt für dieſe Grand- und Steinwüſten das Pferd, auf dem ſein Herr geboren wird, lebt und ſtirbt; mit ſeinen krummen Beinen beim Gange auf der Erde wackelnd, erſcheint er im eigentlichen Sinne wie angewachſen auf das Pferd. Das Fleiſch des todten Thieres ernährt ihn, ein Pferdekopf iſt das köſtlichſte Gericht beim fürſtlichen Gaſtmahle; die Milch der Stute gibt den herrlichen, berauſchenden Kumiſch. — Die Pferde von Ober-Ägypten, Nubien, Dongola und der Berberei ſind an Geſtalt und Eigenſchaften den arabiſchen ähnlich; die beſten Berbern kommen aus Fez und Marokko. Statt Hafer gibt man ihnen Gerſte, und auf Reiſen nur in der Nacht Futter. — In Europa iſt das ſpaniſche Pferd am edelſten in Andaluſien, Galizien und Aſturien; feurig, ſtolz, lenkſam, meiſt von ſchwarzer Farbe, haben ſie — wie die Spanier ſelbſt, — eine gebogene Naſe. — Die engliſchen Wettrenner ſtammen von inländiſchen Stuten und arabiſchen oder berberiſchen Hengſten ab; fein gebaut, mit kleinem Kopfe, langem Halſe und Körper, hohen Beinen. In Deutſch-

land ist das mecklenburgische Pferd, — von mittlerer Größe, kräftigem Halse und grader Nase, — und der Renner, welcher durch Wohlgestalt und seltene Ausdauer hervorsticht, besonders geschätzt. In Altpreußen und Polen hat man in sandigen Gegenden sehr kleine Pferdchen, die kaum größer sind wie ein Esel. Die polnischen Pferde sind äußerst dauerhaft und genügsam, haben aber oft Untugenden. Die russischen Pferde sind den polnischen ähnlich; die schwedischen und norwegischen sind kleiner. In Island hält mancher Bauer 20—100 Pferde, die sich aber ihr Futter selbst aus dem Schnee scharren, oder am Strande suchen müssen. — Von der außerordentlichen Vermehrung der wilden Pferde in den Steppen Amerikas war schon oben die Rede, und mehrere Indianerstämme sind mit denselben in so enge Verbindung gekommen, daß ihr Charakter und ihre Lebensweise dadurch von Grund aus geändert worden ist. In Chili, Tucuman und andern Gegenden des Südens sind den Tartaren ähnliche Stämme entstanden, welche den Bewohnern der Städte und der Pflanzungen gefährlich werden *). Die Krähen-Indianer stellen ihre ganze Reitergeschicklichkeit zur Schau, wenn sie auf ihren halbwilden Kleppern im schnellsten Laufe zwischen Felsen und Abgründen dahin jagen. Alle Männer, Weiber und Kinder sind beritten; die Kinder nehmen sich, wenn sie auf die Pferde gebunden sind, wie kleine Kobolde aus, und so wird denn allerdings die Reitergeschicklichkeit dieser Wilden, deren Wiege der Sattel ist, erklärlich. —

*) Astoria S. 164.

Neben dem Pferde möchte auch noch der Esel zu nennen sein, der wohl, mit jenem aus einem Stamme stammend, doch in den heißeren Gegenden besser gedeiht, und z. B. in Madura so schön erscheint, daß einige Indianerstämme glauben: »die Esel würden bloß von den Seelen des Adels belebt *).« Es ist bekannt, wie dieses Thier zum Tragen von Lasten in gebirgigen Gegenden besonders brauchbar erscheint. —

Der Hund ist es endlich, welcher sich von allen Thieren der Erde dem Menschen am meisten angeschlossen hat, sein treuster Gefährte geworden ist, und ihm von den ersten Kulturzuständen an — da er sich dem Hirten zur Regierung der Heerde, dem Jäger zur Aufspürung des Wildes, und dem Ackerbauer zur Beschützung von Haus und Hof unentbehrlich gemacht hatte — bei seiner Verbreitung über den ganzen Erdboden gefolgt ist. Der Grönländer hat nur den Hund, der ihm den Schlitten zieht, den Bären jagt, zur Kleidung dient, und auch gegessen wird; er ersetzt hier wie in Kamtschatka, bei des Eskimos und den Ostiaken, den Ochsen und das Pferd. Auf den Inseln der Südsee trafen die Engländer Hunde, welche nicht bellen, von Früchten leben, und ein schmackhaftes Fleisch geben. In Neuholland hatte sich der wilde Einwohner doch den Dingo, von der Größe und Gestalt des Hirtenhundes, gezähmt. In Mexico waren bei der Ankunft der Spanier schon drei gezähmte Hundearten vor-

*) Zimmermann: Geograph. Gesch. des Menschen und der vierfüßigen Thiere. B. I. S. 180.

handen, die aber ſpäter durch die von den Spaniern eingeführten Hunde verdrängt wurden. In Afrika hatten die Bosjemanns Hunde, die dem capiſchen Schakal ſehr nahe zu ſtehen ſchienen, und die dortigen Koloniſten beſaßen halb verwilderte große Hunde, von denen es nach Lichtenſtein *) nicht zu viel geſagt iſt, wenn man behauptet: »daß ohne ſolche Hunde dieſe Gegend ganz unbewohnbar ſein würde.« Durch ſie wird der Bosjemann wie der Parder und Schakal abgewehrt, und ſelbſt den Löwen ſchreckt das muthige Bellen der treuen Schaar zurück, der an Wachſamkeit und Genügſamkeit keine andre gleich gefunden werden kann. — Als Stammvater der Hunde hat man außer Wolf und Fuchs vorzugsweiſe den Schakal genannt. Da es aber zahme Hunde gibt, welche größer als die Schakale ſind, und das wilde Thier immer größer iſt, als das zahme, ſo glaubt Link **): »man müſſe noch eine Stammart des Hundes ſuchen, und dieſe werde man in Nordindien finden, wo die Hunde nach Strabo und Plinius ſehr groß, und der Sage nach von Tigern entſtanden ſind; auch jetzt werden in Vorderindien und Tibet ſehr große Hunde gefunden.« Nach demſelben Verfaſſer möchte dieſe große Stammart unſerer europäiſchen, zahmen Art, die aus der Vermiſchung mehrerer entſprang, den Hauptcharakter gegeben haben. Man könnte dagegen einwenden: »daß in der Regel Baſtarde unfruchtbar ſind;« aber dieſes iſt nur dann der Fall, wenn

*) Lichtenſtein: Reiſen im ſüdl. Afrika. S. 23.

**) Link: die Urwelt und das Alterthum. B. I. S. 375.

sie sich unter einander begatten, nicht aber, wenn dies mit der väterlichen oder mütterlichen Stammart geschieht. Ein Volk ahmte dem andern in der Zähmung der Thiere, die es um sich hatte, nach; ein vertriebenes und verschlagenes Volk erinnerte sich an seinen vorigen Zustand, und zähmte die Thiere des Landes, in welches es kam; zuweilen brachte es auch auf seinen Wanderungen Thiere mit, die sich mit den Thieren der neuen Heimath begatteten und nun Bastarde erzeugten. — So und auf ähnliche Weise möchte sich die Mannichfaltigkeit der Gestalten in Hundegeschlechte erklären lassen. —

Gehen wir jetzt zu den Bewegungen des Menschengeschlechts, welche »der erstrebte Besitz von Thieren« veranlaßte, über, so zerfallen diese wieder in Bewegungen auf dem Lande, und in Bewegungen auf dem Wasser. Auf die ersteren achten wir zunächst. —

Auf dem Lande veranlaßten Thiere besonders ihres Pelzes halber Bewegungen in größerem Maaßstabe; denn wenn auch mehr oder weniger jedes Land der Erde Pelzthiere erzeugen mag, so ist es doch eine bekannte Wahrheit: »daß jedes Land und jeder Handelsplatz, welche Pelzwerk erzeugen und ausführen, dergleichen Waaren aus andern, meistens sehr entfernt liegenden Ländern, wieder einführen; und nur selten wird das eigene Erzeugniß an Ort und Stelle verbraucht, das Bedürfniß davon

sei auch noch so groß *). — Man kann den Pelzhandel in drei verschiedene Klassen theilen. Zur ersten Klasse ist der Handel mit unentbehrlichen Pelzen zu zählen, und unter solchen zeigt sich zuerst die große Menge und unendliche Verschiedenheit der Lammfelle, welche nach Größe, Güte, Farbe und Werth in solch einer außerordentlichen Mannichfaltigkeit vorhanden sind, daß bei vielen der Glaube entstehen möchte, sie rührten von eben so viel verschiedenen Thiergattungen her. Lammfelle werden in allen Theilen der Erde erzeugt, und finden überall Abnehmer; in den untern Ständen gewähren dieselben vielen Tausenden einen Bekleidungsstoff, namentlich in Rußland, Polen, Ostpreußen, Ungarn, Böhmen und Sachsen. In Rußland und andern kalten Gegenden sind die Pelze der verschiedenen Thiere überhaupt zu den wirklich unentbehrlichen Gegenständen zu zählen. — Die zur zweiten Klasse gehörenden Pelzwaaren sind durch Gewohnheit und Mode zu einer Nothwendigkeit geworden. Es sind die s. g. Hutmacher-Felle, deren Gebrauch eine unglaubliche Ausdehnung erlangt hat. Zu ihnen gehören vorzugsweise die Biber-, Bisamratten-, Fischotter-, Otter-, so wie Hasen- und Kaninchenfelle, deren einzelne Arten wieder sehr mannichfaltig sind. — Zur dritten Klasse müssen endlich diejenigen Pelzwerke gezählt werden, welche, ohngeachtet man dieselben fortwährend in großen Quantitäten kauft und gebraucht, mehr zu den Modeartikeln zu rechnen sind, und deren Werth nach der Laune und

*) Mac Culloch: Handb. für Kaufleute. Bd. II. S. 560.

dem Geschmacke der Nation bald steigt, bald fällt. Es gehört hierher eine unendliche Zahl von Fellen; ja man könnte dazu die von fast allen vorhandenen Thieren rechnen, indem von Zeit zu Zeit fast alle im Handel vorzukommen pflegen. Als kostbarste Pelze verdienen genannt zu werden: die des sibirischen Zobels, des schwarzen und des Silberfuchses, die nicht nur zu allen Zeiten rar, sondern auch sehr theuer gewesen sind.

Der hohe Norden der Erde ist das eigentliche Vaterland der Pelzthiere; denn Afrika und das südliche Asien liefern nur Pardern- und Tigerfelle, Australien die bloß für Bederarbeiter brauchbaren Felle des Känguruhs; dagegen erhält man aus Rußland, und zwar vorzugsweise dem Asiatischen, und aus Nordamerika die Hauptzufuhren von Pelzwerk; und wir können behaupten: daß uns die unermeßlichen Strecken des nördlichen Amerikas vorzugsweise nur durch den Pelzhandel bekannt geworden sind.

Während die edeln Metalle den stolzen, prachtliebenden Spanier über jene südlichen, von der tropischen Sonne versengten Länder hinlockten, verfolgte der leichte, gewandte Franzose, und der kalte berechnende Brite den minder glänzenden, aber um Nichts weniger einträglichen Pelzhandel mitten in den kalten Regionen der Kanadas; und der Betrieb desselben führte sie sogar bis in den nördlichen Polarkreis *). Die französischen Abenteurer, die sich an den Ufern des St. Lorenzo angesiedelt hatten, fan-

*) Irwing: Astoria. Ep. I.

den bald: daß das reiche Pelzwerk des innern Landes ihnen eine Quelle des Reichthums eröffne, der sich beinah mit den Minen von Mexico und Peru messen könne. Die Indianer, bis dahin unbekannt mit dem eingebildeten Werthe, den man im civilisirten Leben einigen Arten von Pelzwerk beilegt, brachten große Quantitäten der kostbarsten Gattungen herbei, und vertauschten sie gegen europäische Spielerein oder sehr wohlfeile Waaren.

Als aber das werthvolle Pelzwerk anfing, in der Nähe der Niederlassungen seltner zu werden, forderte man die benachbarten Indianer auf, ihre Jagdzüge in größere Ferne auszudehnen. Sie wurden auf denselben von einigen Pelzhändlern oder deren Leuten begleitet, die alle Mühen und Gefahren der Jagd mit ihnen theilten, dabei aber die besten Jagdgründe und die entfernteren Stämme kennen lernten, die sie dann auch veranlaßten: ihr Pelzwerk nach den Niederungen zu bringen. Auf diese Weise erweiterte sich der Handel immer mehr, und ward aus den entlegensten Gegenden nach Montreal gezogen. Zuweilen kamen sogar große Abtheilungen von Huronen, Ottawas und andern Stämmen, welche in den an die großen Seen gränzenden Ländern jagen, in einem Geschwader leichter Canots mit Biberfellen und anderer Jagdbeute eines ganzen Jahres den Fluß herab. Es begann ein lebhafter Handel, bei dem die Kaufleute sicher waren: gegen 200 Procent zu gewinnen. Aus diesem Handel ging nach und nach eine anomale Menschenclasse hervor: »Waldläufer« genannt; ursprünglich Männer, welche die Indianer auf ihren Jagdzügen begleitet hatten, da-

durch mit ferneren Stämmen und Gegenden bekannt, und so gleichsam die Hausirer der Wildniß geworden waren. Diese Leute brachen in wohl mit Waaren, Waffen und Schießbedarf beladenen Canots von Montreal auf, befuhren die labyrinthischen Flüsse, die sich durch Canadas unermeßliche Wälder winden, besuchten die entlegensten Seen, und verbreiteten neue Bedürfnisse und Gewohnheiten unter den Eingebornen. Oft verweilten sie Monate unter ihnen, nahmen mit der den Franzosen eigenen Leichtigkeit ihre Sitten und Gebräuche an, modelten ihre Kleidung einigermaßen nach der der Indianer, und nahmen sogar nicht selten Weiber unter ihnen. Viele dieser Waldläufer gewöhnten sich so an die indianische Lebensweise und die ungebundene Freiheit der Wildniß, daß sie allen Geschmack an der Civilisation verloren, und sich mit den Indianern, unter denen sie lebten, fast gänzlich identificirten. —

Nach Mac Culloch *) belief sich im Jahre 1826 die Ausfuhr des Pelzwerks zu Quebeck auf 7510 Biberfelle; 39619 Marderfelle; 600 Hasenfelle; 940 amerik. Zobelfelle; 6433 Waschbären-, und 3782 Bärenfelle; 1698 Otterfelle; 15028 Bisamrattenfelle; 4218 Wieselfelle; 362 Luchsfelle; 3292 Fuchsbälge; 187 Katzenfelle; 5489 Reh- und Hirschhäute; 4 Wolfspelze; 17 Vielfraßfelle und 14 Büffelhäute. — Außer den europäischen Ländern war China eins derjenigen, in welchen Pelzwaaren am besten abgesetzt wurden. Die Amerikaner unternahmen es mit ihrer bekannten Thätigkeit, nachdem in den indi-

*) Mac Culloch: l. c. Bd. II. S. 562.

schen Gewässern ihre Schiffe um's Jahr 1784 zuerst erschienen waren, Pelzwerk nach Canton zu verschiffen, und lieferten diese Waaren theils von der Amerikanischen Pelzhändler-Compagnie, theils aus Canada. — Von dem Landhandel über Kiachta ist schon oben die Rede gewesen.

Wie diese genannten Bewegungen vorschreitend waren, so haben wir jetzt auch noch einer, durch Thiere veranlaßten, rückgängigen Bewegung ausgebreiteter Völkerschaften zu gedenken.

Die bewaldeten Ebenen Nordamerikas waren vor der Ankunft der Europäer von so zahlreichen Heerden des Bisons bewohnt, daß sie auf ihren Wegen zu den Tränkstätten und Salzquellen durch das sonst unzugängliche Dickicht der Urwälder breite und tiefe Pfade traten, welche von dem Indianer, wie von dessen weißem Nachfolger, sorgfältig benutzt, zu den ersten Linien gegenwärtiger Landstraßen gedient haben *). Kaum erschien aber der fremde Eindringling, so flüchtete der Biſon dem ferneren Westen zu, und mit ihm verschwand dem Indianer sein ergiebigstes Nahrungsmittel; denn das mit dem weißen Manne zugleich neu erscheinende Thiergeschlecht, die Bienenschwärme, welche, nachdem sie 1675 zuerst aus dem Mutterlande nach Neu-England gebracht wurden, sich jetzt über die, ihnen so reichliche als mannichfaltige Nahrung darbietende Pflanzenwelt Amerikas ausbreiteten, vermochten dem rothen Manne für das Verlorene keinen Ersatz zu

*) Dr. Julius: Nordamerikas sittliche Zustände. Band I. S. 330 ff.

bieten; dem geflüchteten Biſon zu folgen, bereitete auch er ſich zur Wanderung. Das leichte, in dem einſt fröhlichen Jagd- und Kriegsgebiete kaum ruhende Zelt wurde abgebrochen, dem Lande, in dem die Gebeine der Väter ruhten, voll Kummer ein Lebewohl geſagt, und zu Fuße oder zu Roß zog der ganze Troß, der Indianer mit ſeinen Frauen und ſeinen Kindern, das Gezelt und den Hausrath mit ſich führend, nach Weſten fort, um wieder fern von dem Weißen, auf den Biſon Jagd zu machen. An den von ihm verlaſſenen Orten erſchienen dann alsbald einzeln und zerſtreut ſtreifende Schützen und verlorne Wachten des Pflanzerheeres, ſich für die von dem Indianer bereits zu unergiebig gefundene Jagd durch mitgebrachte Vorräthe von Mais und andern Speiſen leicht ſchadlos haltend. — Bei dem weiteren Vordringen dieſer Männer wird auch der Biſon weiter rückwärts flüchten, und an den letzten, weſtlichen Gränzen des Landes angelangt, endlich ganz von der Erde verſchwinden; — mit ihm zugleich der Indianer. —

Wir wenden unſere Blicke jetzt dem andern Elemente zu. Auch auf dem Waſſer war die durch das Thierreich hervorgebrachte Bewegung der Menſchen wohl nicht geringer wie jene auf den Feſtländern der Erde; die das Meer bewohnenden Säugethiere und Fiſche wirkten faſt in gleicher Weiſe kräftig wie die Landthiere ein. Einige der wichtigeren von ihnen heben wir beſonders hervor:

Das Wallroß ſteht durch ſeine ſonderbare Geſtalt faſt in der Mitte zwiſchen den Land- und Waſſerſäugethieren, indem es in manchen Stücken dem Ochſen, in

andern dem Wallfische ähnlich ist *). Durch die eigenthümliche Gestalt seines Kopfes, den es gewöhnlich aus dem Wasser hervor zu heben pflegt, gab es wohl zu den mancherlei Geschichten von Meerjungfern Anlaß. Der Fang des Thieres kann nicht immer ohne Gefahr ausgeführt werden, denn da sie gewöhnlich in Heerden gehn, so zieht der Angriff auf ein einziges alle andern zur Vertheidigung desselben herbei. In solchen Fällen versammeln sie sich oft rund um das Boot, von welchem der Angriff geschah, und durchbohren seine Planken mit ihren Hauzähnen. — Schon aus dem 9ten Jahrhunderte haben wir Nachrichten, daß man das Wallroß in Menge an den westlichen Küsten von Norwegen gefangen hat. Jetzt kömmt es vielleicht in größerer Menge, bisweilen in Heerden von mehreren Hunderten, an den Küsten von Spitzbergen und den benachbarten Inseln vor. Es wird auch häufig auf dem Eise angetroffen, aber es entfernt sich selten weit vom Lande. — Ehe der Wallfischfang bei Spitzbergen aufkam, war der Fang der Wallrosse ein nicht unwichtiger Gegenstand des britischen Handels. Heutzutage sind dagegen ihre schlimmsten Feinde die Russen, die auf Spitzbergen überwintern, und eine große Menge derselben erlegen.

Wohl noch eifriger wird ihres Fettes und Pelzes halber der Fang der Phoken betrieben. Da diese Thiere vorzugsweise in der kalten Regionen der Erde ihren Wohn-

*) Scoresby: Tagebuch einer Reise auf dem Wallfischfang. Ueberf. von Kries. 1825. Cap. I. S. 45.

sie haben, so ist die Jagd auf dieselben in den arktischen Meeren mit nicht geringen Gefahren verknüpft, denen aber die kühnen Seeleute, sowohl der norddeutschen Häfen und Britanniens, wie die Angloamerikaner Trotz zu bieten wissen, indem sie jährlich mit hunderten von Schiffen in die Schlupfwinkel der Phoken eindringen, um diese zu Hunderttausenden zu erlegen. Im Jahre 1834 betrug der Robbenfang der Neufundländer allein 400920 Stück, indem in diesem Jahre Neufundland allein 122 Schiffe von 10952 Tonnen mit einer Bemannung von 2847 Köpfen ausgerüstet hatte *). Im Jahre 1775 rüstete man, auf Cooks günstige Berichte hin, Schiffe für den Robbenfang in dem Südatlantischen Oceane aus. Drei Jahre später brachte man etwa 40000 Felle aus Süd-Georgien, den Gestaden des Feuerlandes u. s. w., und diese Zahl stieg fortwährend, bis sie in den Jahren 91—92 jährlich 350000 Felle betrug. 1791 befanden sich 102 Schiffe mit 3000 Matrosen bemannt, in den südlichen Gewässern, und der Werth ihrer Ladung betrug 1645000 Rthlr. Als hierauf die Ausbeute abgenommen hatte, stieg dieselbe wieder bedeutend, nachdem die Neu-Süd-Shetland-Inseln entdeckt worden waren, wo die Engländer 215000, und die Nordamerikaner 500000 Felle erbeuteten. Als aber auch hier der Fang später abnahm, mußte das Thier in neuen Stationen aufgesucht werden und führte so wieder zu der Entdeckung neuer Länder in den arktischen Meeren.

*) Berghaus: Länder- und Völkerkunde. B. III. S. 494.

Der Wallfiſchfang wirkte in ähnlicher Weiſe auf die Erweiterung der geographiſchen Kenntniſſe ein. Wahrſcheinlich beſchäftigten ſich die Bewohner Norwegens zuerſt mit dieſer gefährlichen Fiſcherei, aber erſt die Biscayer brachten im 12ten — 14ten Jahrhunderte dieſes Geſchäft in einen regelmäßigen Betrieb; als ſich jedoch der Fiſch aus den ſüdlicheren Meeren verlor, trat eine lange Unterbrechung in dem Gewerbszweige ein. Erſt die Fahrten der Holländer und Engländer nach dem hohen Norden, um wo möglich eine Durchfahrt nach Indien zu gewinnen, zeigten dieſen den eigentlichen Aufenthaltsort des Wallfiſches, und man rüſtete bald Schiffe für den Fang deſſelben aus. Die Holländer errichteten ſogar in der Mitte des 17ten Jahrhunderts an der nördlichen Küſte von Spitzbergen ein Dorf für den beſſeren Betrieb, und man war zweifelhaft, ob dieſes Smeerenberg, oder das gleichzeitig gegründete Batavia, die wichtigere Niederlaſſung ſei. Die Menge des Thrans, den man im Norden zubereitete, war ſo bedeutend, daß ihn die Schiffe nicht fortbringen konnten, und es ſegelten jährlich viele Fahrzeuge mit Ballaſt hin, um ihn weg zu führen. — Die Fiſche wurden aber bald ſeltener, zogen ſich von den Küſten ins offene Meer zurück, ſuchten ſpäter die öſtlichen Ufer Grönlands auf, und Spitzbergen hörte auf, der Mittelpunkt des Fiſchfanges zu ſein, ſo daß Smeerenberg wiederum gänzlich verlaſſen wurde. Es war ums Jahr 1680, als der holländiſche Wallfiſchfang in der höchſten Blüthe ſtand, und man zählte damals in demſelben 260 Schiffe mit 14000 Mann beſchäftigt. — In ſpäteren Zei-

ten wurden die Meeresgegenden, die zwiſchen Spitzbergen und Grönland liegen, verlaſſen, und dagegen die Waſſer der Davisſtraße und Baffingsbai aufgeſucht. Die Holländer befuhren die Davisſtraße zuerſt 1719, und da die Wallfiſche bis in dieſen entfernten Zufluchtsort noch nicht verfolgt worden waren, ſo war der Fang zuerſt ſehr ergiebig, nahm aber ſpäter auch wieder ab. Die verſchiedenen, von der engliſchen Regierung ausgerüſteten Entdeckungsgeſchwader, um die Gewäſſer weſtlich von der Davisſtraße und Baffingsbai zu unterſuchen, machten die Wallfiſchfänger mit manchen neuen, und für ihr Gewerbe vortheilhaften Stellen bekannt; und vorzugsweiſe waren es die Nordamerikaner, die den Wallfiſchfang mit dem größten Erfolge zu betreiben wußten. Schon 1690 begannen ſie damit, und in den erſten 50 Jahren zeigte ſich an ihren eigenen Küſten eine ziemliche Menge Wallfiſche. Seitdem derſelbe aber dieſe Gewäſſer verließ, wurde der Fang mit großem Eifer ſowohl im Nord- als auch im Südmeere fortgeſetzt. Von 1771—75 beſchäftigte der Staat Maſſachuſetts allein 183 Schiffe von 13800 Tonnen Laſtigkeit im nördlichen, und 121 Schiffe mit 14026 Tonnen im ſüdlichen Eismeere. — Die Art der Unternehmung und Ausführung des amerikaniſchen Wallfiſchfanges iſt aber auch merkwürdig *). Die Ausrüſtung und Bemannung der hierzu beſtimmten Fahrzeuge, gleicht der eines Caperſchiffes, und die Officiere, wie auch die Mannſchaft, haben im Verhältniße ihres Ranges Antheil

*) Grund: Die Amerikaner. Cap. X.

an dem reinen Gewinne der Expeditionen. Die Mannschaft hat daher keinen andern Lohn als den, welchen sie selbst verdient, und dies macht sie unermüdlich in der Jagd; jeden Augenblick, den sie auf dem Lande zubringen, sehen sie als verloren an, und nicht selten kehrt ein amerikanischer Wallfischfänger mit einer vollen Ladung Thran aus dem stillen Oceane zurück, ohne seit seiner Abreise auch nur ein einziges Mal das Land berührt zu haben, obgleich er es vielleicht mehrere Monate vor sich liegen sah. Auf diese Weise gewöhnt sich der amerikanische Matrose an die größten Gefahren und Beschwerlichkeiten des Seelebens; er lernt die schwersten Arbeiten verrichten, die einem Seemanne auferlegt werden können, und wird zu jeder Entbehrung abgehärtet, so daß der Kauffahrerdienst, für den er später bestimmt ist, ihm verhältnißmäßig nur als eine Erholung erscheint. Aber auch die Seemacht jeder Nation braucht zu ihrer Existenz und ihrem Unterhalte, einen gewissen beständigen Handel oder eine Beschäftigung, welche den jungen Matrosen als Schule dient, und sie auf ihre künftige Bestimmung vorbereitet. Wie der Kohlenhandel für England, (s. o.) so ist die Fischerei eine Matrosenschule für Amerika. Weit wichtiger wie die Reichthümer, welche durch sie in Städten und Dörfern zusammengehäuft werden, ist der unberechenbare Vortheil für die Bildung der Matrosen; und so erlangt die Fischerei eine nationale Wichtigkeit. — Zieht sich nun einst der Wallfisch auch aus den Meeren, in welchen er jetzt lebt, zurück: so wird man ihm doch auch in die

neuen Schlupfwinkel zu folgen wissen, und neue Länder und Meere entdecken. Vom Wallfische gelockt, wird der Mensch einst den höchsten eisigen Norden und Süden der Erde beleben.

Außer diesen Wasser-Säugethieren sind es aber auch noch mehrere Arten von eigentlichen Fischen, welche verschiedenartig auf die Bewegungen der Menschen einwirken. Wir nennen zunächst den Stockfisch *); (welches der Handelsname des getrockneten Kabliau, der gesalzen auch Labberdan genannt wird.) Man trifft denselben nur in den nördlichen Meeren, und zwar in größter Menge an den Ufern von Neufundland, sowie an den Küsten von Cap-Breton, Neuschottland und Neuengland; und die Ursache davon mag sowohl der Überfluß von Nahrung sein, welchen derselbe in den Würmern des dortigen sandigen Grundes findet, als auch die Nähe des Eismeeres, in welchem er ungestört laichen kann. Seine Vermehrung ist außerordentlich stark; so zählte z. B. Leuvenhock in einem einzigen Fische von mittlerer Größe 9384000 Eier. Nordwärts von Island werden nur wenige gefangen, allein an dessen westlicher und südlicher Küste desto mehr; ebenso an den Gestaden von Norwegen, in der Ostsee und an den Ufern der Hebriden und Orkaden. Weiter nach Süden nimmt die Zahl stets mehr ab, so daß er schon vor der Straße von Gibraltar verschwindet. — Vor der Entdeckung Neufundlands wurde der Stockfischfang im Großen nur an den Küsten von Island

*) Mac Culloch: Handb. für Kaufleute. B. II. S. 773. ff.

und bei den westlichen Hebriden getrieben, aber doch fanden alle Schiffe der handelnden Nationen dabei Beschäftigung. Der ganz außerordentliche Überfluß der Fische an den felsigen Ufern Neufundlands wurde erst 1536 entdeckt, aber bald nahmen die englischen, französischen und amerikanischen Schiffe an dem Fange Theil. Gegenwärtig beläuft sich die Anzahl der britischen Seeleute, welche bei diesem Fange beschäftigt sind, auf 8—10000; und die Zahl derjenigen, die am Lande dabei Beschäftigung finden, ist noch größer. Im Jahre 1815 betrug die Ausfuhr derselben 1245808 Centner; die Anzahl der Schiffe war über 300 gestiegen *).

Mit der Abnahme der Gewissenhaftigkeit in Beobachtung der Fastentage in mehreren katholischen Ländern, nahm in den letzteren Jahren auch der Fang des Stockfisches ab. Spanien, Italien und andere katholische Länder waren die wichtigsten Absatzplätze für die getrockneten Fische; aber

*) Anm. Das Blatt The Quebeck Star. vom 28. Novemb. 1829 gibt folgende Berechnung des an der Küste von Labrador betriebenen Stockfischfangs:

Namen der Länder woher die Schiffe kamen.	Zahl der Schiffe.	Zahl der Mannsch.	Zentner Stockfisch.	Fischthran: werthmk.
Nordamerik. Ver. Staaten .	1500	15000	1000000	11500
Neufundland	400	4000	350000	3500
Neuschottland	100	800	70000	700
England, Jersey u. s. w. .	80	4000	240000	2400
Unter-Kanada	8	150	5000	50
Neu-Braunschweig . . .	20	160	5000	80
Summa	2108	24110	1775000	17730

der Begehr nach denſelben ſank in gleichem Verhältniſſe mit der abnehmenden religiöſen Begeiſterung.

Neben dem Stockfiſche kann der Häring genannt werden, der vorzüglich die Nordſee bewohnt, ſich aber auch in der Oſtſee und an den nordaſiatiſchen und nordamerikaniſchen Küſten findet. Um zu laichen, verläßt er die Tiefe des Meeres, und drängt ſich in unberechenbarer Menge an die Küſten und bis in die Mündungen der Flüſſe. Beobachtungen zufolge, ſoll ein Weibchen gegen 70000 Eier legen. Dieſe laichenden Schaaren erſcheinen vom Anbeginne des Frühjahrs bis zum Spätherbſte, aber in großer Menge erſt vom Juni an. Alsdann ſtellt ihnen mehr wie Delphin und Möve, der Menſch nach.

Die erſten Spuren von einem ausgedehnteren Häringsfange findet man im Jahre 1195, wo die Stadt Dänwich 24000 Häringe an die Krone abliefern mußte *). 1285 erhielten die Niederländer die Erlaubniß, an der Küſte von Yarmouth fiſchen zu dürfen, und legten deßhalb in Schonen eine Häringsmeſſe an; eine ähnliche wurde 1357 von Eduard III zu Yarmouth geſtiftet. Zu derſelben Zeit waren an der Küſte von Norwegen ſchon mehr als 3000, und ums Jahr 1700 aus Holland 800000 Menſchen mit dem Häringsfange beſchäftigt. Jetzt bringt eine holländiſche Flotte von 1200 Fahrzeugen jährlich gegen 432 Mill. Häringe heim, und man kann annehmen, daß im Ganzen wenigſtens gegen 1000 Mill. gefangen werden.

*) Anderſon: Geſchichte des Handels. B. II. 167.

Von den nordischen Gestaden aus lockt der Lachs den Menschen ins Innere der Länder. Die Lachsarten, welche den Übergang von den See- zu den Flußfischen bilden, sind im ganzen Norden der Erde die merkwürdigen Wanderfische, welche — wie die Zugvögel die Lüfte, — so die Stromlinien durchziehen, geringe Wasserfälle überspringen, auf- und abwärts streichen, den Sommer in den Flüssen, den Winter in den Tiefen der Meere zubringen: um durch diese Züge, welche ihrer Brut Gedeihn, ihnen selbst Verderben schaffen, vielen Millionen von Menschen und Thieren den Lebensunterhalt zu geben.

Erkennen wir somit die mannichfaltigen Arten, in welchen das Thierreich auf die Bewegungen der einzelnen Menschen und ganzen Völker einwirkt, so dürfen wir aber schließlich nicht unbeachtet lassen, daß es oft auch entgegengesetzten Einfluß ausübt, und zwar vorzugsweise gerade da, wo es fast in seinen kleinsten Gestalten auftritt: in der Insektenwelt.

Diese Insektenwelt ist es, welche besonders in Amerika von ungünstigem Einflusse, auf die Verbreitung des Menschengeschlechts erscheint, und dieselbe, wenn auch nicht gänzlich hindert, doch wenigstens hemmt *). In der Nähe mancher größeren Ströme und über denselben sind die unteren Luftschichten oft bis zu einer Höhe von 15—20 Fuß, so sehr mit giftigen Insekten, wie mit

*) A. v. Humboldt: Reise in die Aequinoct. Gegenden. Th. IV. B. VII. Cp. XX.

einem giftigen Dunste, angefüllt; daß in einem Kubikfuße Luft, eine Million dieser Thiere enthalten sein möchte. Und in keinem Lande der Erde, als da wo diese Plage zur Regenzeit ihr Maximum erreicht, möchte der Mensch grausamere Qualen erdulden müssen. Merkwürdig und allen Missionaren bekannt ist der Umstand, daß die verschiedenen Arten nicht gleichzeitig erscheinen *), und daß man zu verschiedenen Tagesstunden von ungleichen Arten gestochen wird. So oft dieser Wechsel statt findet, erhält man einige Minuten Ruhe. Von 6 Uhr Morgens bis 5 Uhr Abends ist die Luft mit Mosquitos erfüllt, welche kleinen Fliegen gleichen. Eine Stunde vor Sonnenuntergang werden diese durch eine Art kleiner Schnaken ersetzt, die sich bei Sonnenaufgang wieder zeigen, und ihre Gegenwart dauert nicht über 1½ Stunde. Nach einigen Minuten Ruhe wird man von den Zankudos gestochen, was die heftigsten Schmerzen verursacht, und ein Anschwellen der Haut, das mehrere Wochen dauert. Die in den Äquinoctialländern gebornen Weißen und die Europäer, welche einen langen Aufenthalt in den Missionen zunächst bei den Wäldern und großen Strömen gehabt haben, werden zwar viel mehr geplagt als die Indianer, aber immer noch unendlich weniger, als die neu angekommenen Europäer; die nervöse Reizbarkeit des Hautsystems ist es, von welcher die Heftigkeit und die Dauer des Schmerzes abhängen, und also den Fremdling zurückschrecken. Aber auch die wilden Indianer gewöhnen

*) Humboldt: l. c. S. 85.

ſich aus Furcht vor den Mosquitos ſchwieriger an das Leben in den Miſſionen, die meiſt an den Flüſſen angelegt ſind, und flüchten deßhalb häufig in die tiefen Wälder zurück, wo die Plage mit der Entfernung von den Flüſſen abnimmt.

Andere kleine Inſekten, die Termiten, ſetzen den Fortſchritten der Kultur in mehreren heißen und gemäßigten Theilen der Äquinoctial-Zone ebenfalls ſchwer zu beſiegende Hinderniſſe entgegen *). Sie verzehren mit furchtbarer Schnelligkeit Papier, Pappdeckel und Pergament; ſie zerſtören Archive und Bibliotheken. In ganzen Provinzen Amerikas trifft man nicht eine einzige geſchriebene Urkunde an, die das Alter eines Jahrhunderts hätte. Wie mag die Sittigung der Völker ſich entwickeln, wenn die Gegenwart durch Nichts an die Vergangenheit geknüpft wird? wenn die Denkmäler des Genies und der Vernunft für die Nachwelt aufzubewahren unmöglich iſt? —

In dem Verhältniſſe aber, wie man das Plateau der Anden erſteigt, verſchwinden dieſe Plagen. Der Menſch athmet wieder eine friſche und reine Luft. Die Arbeit des Tages und der Schlaf der Nächte werden nicht mehr durch Inſekten geſtört. Es können Urkunden in Archive geſammelt werden, ohne den Heißhunger der Termiten ſcheuen zu müſſen. Auf 200 Toiſen Höhe ſind die Mosquiten nicht mehr furchtbar. Die Termiten, welche auf 300 Toiſen Höhe noch vorkommen, werden in Mexiko,

*) Humboldt: l. c. S. 304.

in Santa Fe de Bogotá und in Quito schon sehr selten. — So sind es denn mit den schon früher angedeuteten Ursachen auch diese, welche in der heißen Zone der Alpenregion einen moralischen Vorzug vor den Niederungen sichern. Wenn zufolge alter, in beiden Halbkugeln vorfindlichen Überlieferungen angenommen wird, es sei zur Zeit großer Umwälzungen, die der Erneuerung unseres Geschlechts voran gingen, der Mensch vom Gebirge in die Ebene herab gestiegen, so läßt sich mit noch größerer Zuversicht annehmen: »Diese Berge Amerikas, welche die Wiege so verschiedener Völker sind, werden weiterhin auch auf immer der Mittelpunkt menschlicher Kultur in der heißen Zone bleiben. Von ihren fruchtbaren und gemäßigten Plateaus, von diesen im Südocean zerstreuten Eilanden, werden Aufklärung und die Wohlthaten des gesellschaftlichen Zustandes sich über die weitläuftigen Urwälder verbreiten, die sich am Fuße der Anden ausdehnen, und welche gegenwärtig von Volksstämmen bewohnt sind, deren Unthätigkeit, sowohl durch den Reichthum, als durch die Plagen der Natur selbst unterhalten wird.« *).

*) A. v. Humboldt: l. c. S. 105.

Sehen wir jetzt endlich noch auf die körperlichen und geistigen Veränderungen des Menschengeschlechts, welche durch den fortgesetzten Genuß bestimmter, thierischer Nahrungsstoffe hervorgebracht werden, so mags schwierig sein, diese im Allgemeinen sicher hervorzuheben; da es stets zweifelhaft erscheinen kann, durch welche der mannichfaltigen äußeren Einwirkungen eine innere Wirkung hervorgebracht worden ist. Dennoch aber lassen sich Fälle hervorheben, wo kein erheblicher Zweifel über die in Rede stehende Ursache obwaltet, und von diesen nennen wir jetzt einige.

Die körperlichen und geistigen Veränderungen ganzer Völkerstämme, durch den Genuß bestimmter, thierischer Nahrungsstoffe zeigen sich vorzugsweise sowohl bei den sich vom Fleische warmblütiger Thiere ernährenden Jägervölkern, z. B. den Indianerstämmen des nördlichen und südlichen Amerikas, den Ostiaken u. A.; als auch bei den durch Viehzucht sich erhaltenden Nomadenvölkern, den Tartaren, Kalmücken, Kirgisen, Kaffern u. s. w. Dieselben sind blutreich, kräftig, haben starke und derbe Muskeln, große Muskelkraft, zeigen eine unermüdliche Ausdauer in körperlichen Bewegungen; sind muthig, tapfer, kühn, verwegen, und werden leicht in heftige Gemüthsbewegungen versetzt. So zeichnen sich auch in Europa die Hirtenvölker, die Bewohner der Pyrenäen, der Alpen, der Schwedischen, Norwegischen und Schottischen Hochlande gar sehr durch hohen und kräftigen Bau des Körpers, große Muskelstärke und eine lebhaftere Gemüthsstimmung vor den Ackerbau trei-

benden Bewohnern des flachen Landes, die sich größtentheils von Vegetabilien nähren, aus.

Die an den Küsten der nördlichen Meere sich aufhaltenden Fischer-Völker, die Lappen, Samojeden, Kamtschadalen, die Bewohner der Hebriden und Faroer-Inseln, der Aleuten, so wie die Eskimos, Grönländer und die Völker der N. W.-Küste von Amerika, welche sich von Fischen nähren, und wahre Ichthyophagen sind, haben eine kleine Statur, dünne und schlaffe Muskeln, geringe Muskelstärke, eine bleiche, welke, aufgedunsene Haut und sind zum Fettwerden geneigt *). Alle Reisende, die mit diesen Völkern genauer bekannt geworden sind, schildern sie als träg, phlegmatisch, feige, ohne hervortretende intellectuelle Anlagen, phantasielos und nicht zu lebhaften Affecten geneigt; ihre körperliche und geistige Entwicklung erfolgt langsam. — Die Völker der Tropenländer, welche meistens und fast ausschließlich von Obst, frischen Kräutern, wenig nahrhaften Wurzeln und Getreidearten leben, wie die Hindus und Mexikaner und viele Bewohner der Südsee-Inseln, sind von zartem Baue, haben dünne und weiche Muskeln, zeigen wenig Kraft und Ausdauer in Bewegungen, und sind sanft, ruhig, affectlos und feige in ihrem Charakter; weßhalb diese Völker auch zu allen Zeiten eine schnelle Beute oft kleiner Haufen von Norden kommender, muthiger Eroberer wurden.

Der vorzugsweise und anhaltende Gebrauch einer gewissen Art von Nahrungsmitteln hat unläugbar einen ent-

*) Tiedemann: Physiol. B. III. §. 172.

schiedenen Einfluß auf die Anlagen zu gewissen Krankheiten *). Menschen, die sich hauptsächlich vom Fleische warmblütiger Thiere nähren, viele Mehlspeisen und getrocknete Hülsenfrüchte genießen, haben viel Blut, das sehr gerinnbar ist. Ihr Puls ist voll, beschleunigt, hart und stark. Sie sind es, bei denen sich eine Anlage zu entzündlichen Fiebern und heftigen Entzündungskrankheiten zeigt; und bekannt ist ferner: daß Gicht, Harngries und Harnsteine am häufigsten bei Menschen vorkommen, die starke Fleischesser sind. — Der häufige und lang fortgesetzte Genuß von Fischen wirkt nachtheilig auf die Gesundheit; er bewirkt in allen Klimaten lymphatische Constitution und gibt Anlage zu leucophlegmatischen Krankheiten, Wassersuchten, Cacherien und Wurm-Erzeugung. Der übermäßige Genuß gesalzener und geräucherter Fische verursacht Skorbut, Flechten, bösartige Geschwüre, Lepra und Elephantiasis, woran die Bewohner der Orkaden, Farver-Inseln, so wie die Norweger, Isländer und Kamtschadalen leiden. Im Sommer sind diese oft bösartigen Fiebern unterworfen. — Auch die von Fischen sich nährenden Bewohner der Ufer des kaspischen Meeres und der Ströme des nördlichen Asiens, so wie die Eingeborenen der Inseln des indischen Archipels, der Latronen und Sunda-Inseln, die mancher westindischen Inseln, der Antillen, und selbst die an den Küsten der Nordsee und des baltischen Meeres lebenden Friesen, Schotten, Irländer, die Bewohner der niedern Bretagne und Biscayas sind obigen Krankheiten häufiger

*) Tiedemann: l. c. B. III. §. 175.

ausgesetzt als andre. — Von den vegetabilischen Nahrungsmitteln wirken Obst, frische Kräuter, saftige Wurzeln, welche wenig nahrhafte Materien enthalten, erfrischend, kühlend und eröffnend; geben ein dünnes, wässeriges, wenig gerinnbares Blut. Bei Menschen, die vorzüglich solche Substanzen genießen, ist die Haut bleich, weich und aufgedunsen, die propulsive Thätigkeit des Herzens gering, der Puls schwach, langsam und weich, und sie haben Anlage zu Leucophlegmasien, Cacherien und anderen atonischen Krankheiten. Auch sind solche Menschen häufig den chronischen Durchfällen, der Harnruhr und der Hautwassersucht unterworfen.

Die verschiedene Beschaffenheit der in gewissen Ländern und Gegenden gebräuchlichen Nahrungsmittel und die Art ihrer Zubereitung ist unläugbar eine der wichtigsten Ursachen der den Bewohnern mancher Gegenden eigenthümlichen, oder der endemischen Krankheiten. So soll das in einigen Gegenden der Lombardei häufig vorkommende Pellagra durch den vorwaltenden Gebrauch von Speisen, aus dem Mehl von Mais bereitet, oder dem Gemüse sehr stark gesäuerten und nicht ausgebackenen Brods, verursacht werden. Die ärmere Volksklasse in Polen, besonders die Juden, die so viele schlechte Nahrungsmittel verzehren, sind dem sogenannten Weichselzopfe unterworfen, zu dessen Entstehung aber auch die große Unreinigkeit in den Kleidungen und Wohnungen viel beitragen mag.

Zeigt es sich also, daß die genossenen Nahrungsmittel oft vorzugsweise den Gesundheitszustand der Menschen bestimmen, so dürfen doch aber die übrigen, zugleich mit

einwirkenden Bestimmungsgründe nicht außer Acht gelassen werden, und wir fügen hier deßhalb noch einige Bemerkungen über **anderweitige Einwirkungen der Außenwelt auf den Gesundheitszustand der Menschen**, das bereits Gesagte zu ergänzen, an.

Auffällig zeigt sich die **Verschiedenheit der einzelnen Krankheitsformen in den verschiedenen Zonen.**

In der kalten Zone wirkt die Kälte deprimirend auf den Körper. Das Volumen desselben verringert sich, die Haut wird zusammengezogen, die Säfte werden von der Peripherie nach dem Centrum zurückgedrängt, und in demselben Verhältnisse, in welchem sich die Hautausdünstung verringert, muß die Lungenaushauchung zunehmen. Da nun aber die Organe um so häufiger von Krankheiten befallen werden, je stärker die Reize sind, welche auf sie wirken, und die Respirationsorgane, abgesehn von der durch den vermehrten Säftezufluß bedingten größeren Vitalität, mit einer eisigen Luft stets in Berührung kommen, und die Lungenschleimhaut durch den, schon in den Luftwegen häufig in unzählige kleine Eisstückchen verwandelten Lungendunst fortwährend gereizt und verwundet wird, — so kann es nicht auffallen, daß Bräunen, Entzündung der Bronchien und Pleuresien in den Nordländern so sehr häufig vorkommen, und acutes Blutspeien so wie Hypertrophien des Herzens keineswegs selten sind, was aber wohl in Beziehung auf Entzündungen der Darmschleimhaut der Fall ist. — Nicht minder wie die Lungen leiden aber auch die Augen durch die Einwirkung der Käl-

ter, und indem das Eindringen des Schnees, die eisigen Winde und der Rauch in den Hütten hinzukommen, so sind die meisten Völkerschaften der Polarländer mit Augenentzündungen behaftet. — Dagegen würden wohl alle Hautkrankheiten noch weit seltner sein, wenn nicht schlechte Nahrung und die schrecklichste Unreinigkeit bei den meisten Völkern des Nordens dieselben noch begünstigten. Sie pflegen deßhalb dort sehr selten zu entstehn, aber die größten Verwüstungen anzurichten, wenn sie sich aus warmen Ländern dahin verbreiten, und ihre Heilung ist alsdann mit ungleich größern Schwierigkeiten verbunden, wie in den eigentlichen Heimathländern der Krankheit; denn: »jede Krankheit ist um so gefahrloser, je mehr sie zu der Jahreszeit, der Constitution, dem Alter und der gewohnten Lebensweise der Individuen in directer Beziehung steht; nimmt aber an Gefahr zu, je geringer das Ähnlichkeitsverhältniß ist.« (Hippokrates.)

In der heißen Zone bewirkt die durch den Einfluß einer hohen Temperatur hervorgerufene Expansion vom Centro nach der Peripherie einen um so stärkern Zufluß der Säfte in die Haut, da sie von der dünnen Luft in dieser Wirkung unterstützt wird. Die Haut enthält ungleich mehr und stärkere Lymph- und Blutgefäße so wie Nervenäste, und da deßhalb die Vitalität, Sensibilität und Aushauchung bedeutend erhöht wird, so sind die Hautkrankheiten nicht nur zahlreicher, sondern intensiv stärker *).

*) Poissac: Ueber den Einfluß des Klima auf den Menschen. Gött. 1810. S. 125.

Indem die Lungen mit der dünnen Luft weniger Sauerstoff erhalten, so überwiegt das venöse System das arterielle; die Thätigkeit der Leber, welche das Blut deshydrogenisirt, ist auffallend gesteigert; die Gallenabsonderung verstärkt, und das Pfortadersystem stärker entwickelt; der Thätigkeit des Lebersystems also bedeutend erhöht, weßhalb auch alle Krankheiten dieses Systems einen bestimmten und schärfern Charakter zeigen. — Hirn- und Nervensystem werden ebenfalls durch die Wärme aufgeregt, und so ist der Schlaf, obgleich die Erschlaffung zur Ruhe einladet, dennoch meist leicht und kurz, weßhalb die idopathischen Hirn- und Nervenkrankheiten in diesen Gegenden ungleich häufiger vorkommen und zugleich weit gefährlicher sind. — Als die Hauptursachen der in heißen Ländern so oft auftretenden Unterleibsentzündungen und schnell tödtlichen Dyssenterien müssen die plötzlichen Unterdrückungen der Hautausdünstung, das Trinken des kalten Brunnenwassers, der übermäßige Genuß von Früchten, Gewürzen und andern Excitantien betrachtet werden. — Jedenfalls ist es aber auch die Nässe, Kälte und das häufige Verwesen animalischer und vegetabilischer Stoffe, was viele Krankheiten erzeugt, von denen unten noch weiter die Rede sein wird.

In der gemäßigten Zone wechseln mit den Temperaturbeschaffenheiten der heißen und kalten Zone auch die Krankheiten beider ab. Während des Winters treten vorzüglich solche Krankheiten auf, die dem kalten Klima eigen sind *); hierher gehören die Schnupfen, die

*) Foissac: Ueber den Einfluß des Klima. S. 137 ff.

Bronchitis, die Lungenentzündungen und Pneumonien, die asthmatischen Beschwerden, die Verstopfungen, die chronischen Rheumatismen, die Blutungen, der Schwindel, der Kopfschmerz und die Schlagflüsse. Jede kalte und trockne Luft begünstigt das rasche Auftreten entzündlicher Krankheiten; der plötzliche Eindruck einer naßkalten Luft dagegen das Entstehn von Entzündungen der Schleim- und serösen Häute, und der parenchymatösen Organe, besonders weil jener Eindruck vorzugsweise die Haut- und Lungenausdünstung modificirt und mindert. Im Frühjahre spricht sich der Typus des gemäßigten Klimas aus. Diese Jahreszeit ist die gesundeste, und obgleich in derselben nur wenige Krankheiten auftreten, so begünstigt dennoch der Übergang von der Kälte zur Wärme das öftere Entstehn von Bräunen, Bronchitis und einiger im Winter besonders vorkommenden Krankheiten. Die Zahl der Hautkrankheiten, der verschiedenen Ausschläge und Flechten ist im Frühjahre ebenfalls sehr bedeutend. Ferner pflegen Geistesverwirrungen und Hypochondrie in dieser Jahreszeit zum Ausbruche zu kommen; vor allen aber pflegt die Sterblichkeit unter den Lungensüchtigen sehr bedeutend zu seyn und Gichtanfälle stellen sich ein. — Mit dem Sommer entstehn sehr viele, dem heißen Klima angehörende Krankheiten, hierher gehören Bräunen, Ohrentzündungen, Leberentzündungen und Hypertrophien; eben so die sporadische Cholera, die Faul- und Gallenfieber, der Typhus, die dreitägigen Wechselfieber, Gangrän, Carbunkel, die bösartige Blatter, der Tetanus, die Wuth und der Wahnsinn. — Im Herbste herrschen die acutesten und gefähr-

lichſten Krankheiten. Die Krankheiten des Sommers dauern fort, nehmen aber zugleich einen gefährlicheren Charakter an. Die Quartanfieber, die Milzverſtopfungen, Durchfälle und Ruhrepidemien, der Volvulus, die Rheumatismen, die Blutungen, die krampfhaften Affectionen, die Epilepſie, die Hypochondrie, der Veitstanz, die Katalepſis, der Wahnſinn, die aſthmatiſchen Zufälle, der Keichhuſten, die Waſſerſucht und die Lungenſchwindſucht ſind die Krankheiten, welche vorzugsweiſe herrſchen. — Wenn dieſer Wechſel der Jahreszeiten auf der einen Seite ſtets neue Krankheiten hervorbringt, ſo iſt er doch, von einer andern betrachtet, wiederum der Grund der dauernden und feſtern Geſundheit, indem Nichts mehr das Entſtehen von Krankheiten verhindert, als eine lebhafte Circulation der Luft, und grade da, wo die fehlt, die ſchrecklichſten Epidemien auszubrechen pflegen.

Die Verſchiedenheit der Krankheitsformen nach den einzelnen Gegenden wird großentheils durch die Beſchaffenheit dieſer Luftcirculation beſtimmt, dann aber auch durch die Beſchaffenheit des Bodens ſelbſt. Wir könnten die Krankheits-Bezirke mit den Verbreitungsbezirken der einzelnen Pflanzenſpecies vergleichen, die ſich von einem beſtimmten Mittelpunkte aus radienartig und allmählich verſchwindend, nach allen Seiten hin ausdehnen. — Die Ausgangspunkte von großen, epidemiſch-contagiöſen Krankheiten*) ſcheinen zweier-

*) Wagner: Naturgeſch. des Menſchen. Bd. II. Abſch. III. „Die weltlichſt. Krankheiten und ihre Geſetze.“ S. 271 — ff.

lei Art zu ſein, nämlich ausgedehnte Sandflächen, Wüſten und Deltaländer, oder dieſen verwandte große Sumpfgegenden, und ähnliche, mit ſtark fluthendem Meerwaſſer umſpülte Küſten. Finden ſich beide Bildungen beiſammen, ſo ſind ſie um ſo mehr geneigt, außerordentliche Krankheiten hervor zu rufen. Vielleicht bedingt noch eine dritte Beſchaffenheit, nämlich die der Hochebene, die Entſtehung verſchiedener Krankheiten; denn dieſelben ſind mitunter, ſowohl in der alten als in der neuen Welt, die Ausgangspunkte verheerender und weit verbreiteter Epidemien geweſen. — Es waren die großen Sandmeere und Küſtenländer des ſüdweſtlichen Aſiens und nordöſtlichen Afrikas, die ſyriſche Wüſte, das ſteinige und wüſte Arabien bis an den perſiſchen Golf, Ägypten und Nubien, und bis an das Alpenland Habeſch und die libyſche Wüſte ſtets ein weltgeſchichtlicher Focus der Epidemien. Die Peſt des Thucydides kam aus der libyſchen Wüſte; die Sandebene von Arabien oder Ägypten iſt das Vaterland der levantiſchen Peſt, von wo ſie ſich als ungetilgtes Contagium ſtets herrſchend, nach Kleinaſien, Europa und dem Nordrande von Afrika verbreitete. Ägypten iſt die Wiege des Ausſatzes, der Lepra und Elephantiaſis; und in derſelben Gegend ſollen ſich zuerſt die Pocken gezeigt haben. — Ein anderer Brennpunkt ſcheint ſich in Centralaſien zu befinden, wo ſich das Plateau der Wüſte Gobi etwa bis auf 8000 Fuß erhebt. Von dort her kam der ſchwarze Tod, jene furchtbare Epidemie, welche in der Mitte des 14ten Jahrhunderts Aſien und Europa durchwanderte. Sie ſcheint verwandt und entſprechend dem

auf der mexicanischen Hochebene einheimischen, verheerenden Matlazahuatl. Die Epidemien des englischen Schweißfiebers hatten wohl hier ihren Ursprung, und jene weit verbreiteten Influenzen, welche fast in allen Jahrhunderten einigemal erscheinend, die ganze nördliche Erde zwischen dem Wendezirkel des Krebses und dem Pole durchwanderten. Unter den nomadischen Völkern jener Steppen sind die verschiedenen Formen des Anthrax oder der schwarzen Blatter, und vielleicht auch das jenen verwandte Petechialtyphuscontagium zu Hause. — Einen gleich verderblichen Einfluß äußern die Deltaländer, die großen, besonders heißen Sumpfgegenden und flachen, einer starken Ebbe und Fluth ausgesetzten Küsten, auf ihre Umgebung, indem die auf dürrem Sandboden erhitzte Luft die absterbende Vegetation bald in Gährung versetzt. Denn überall entstehen Krankheiten, wo organische Substanzen, bei einem gewissen Grade von Feuchtigkeit von der Sonne erhitzt, in Berührung mit der Atmosphäre sind. — Vorzugsweise aber in den Gegenden, wo verwesende Pflanzenstoffe mit thierischer Materie gemischt werden, finden sich die gefährlichsten Miasmen; Wechselfieber, gallichte und gastrische Fieber sind hier besonders endemisch; und bei unruhiger, bewegter Luft verbreiten sich mit den Miasmen die entsprechenden Krankheiten über weite Strecken, — nur daß die allgemeine Physiognomie derselben in den verschiedenen Gegenden durch Beschaffenheit des Bodens, des Klimas und der individuellen Constitution verschiedenartig modificirt wird. Die europäischen Küsten am Mittelmeere, die pontinischen Sümpfe, und die um Terracina, die Insel

Sardinien, die Insel Sumatra und Java und mehrere andere sind vorzugsweise berüchtigt, — nur daß die Fieber in den nördlicher gelegenen Ländern auch im Allgemeinen weniger heftig auftreten. — Bemerkenswerth ist es, daß es grade Meerwasser und Meerluft ist, welche den Küsten, die sie überspülen, eine eigenthümliche Neigung zur Seuchenbildung verleihen. Die Küsten der Bai von Mexico, welche jene angegebene Beschaffenheit haben, sind der eigentliche Heerd des gelben Fiebers, von wo aus es sich nach Nordamerika und Spanien verbreitete; und im sumpfigen Gangesdelta erhob sich die Cholera, um von dort aus nach Westen hin Europa zu durchwandern. An der Meeresküste, entweder zu Barcellona oder zu Neapel gestaltete sich im 15ten Jahrhunderte die Syphilis, und erlangte bald eine große Bedeutung für die Entwicklung des Menschengeschlechts. Sie war gleichsam dazu bestimmt: ein gesunkenes Geschlecht durch tiefe Erniedrigung wieder empor zu heben. Denn neben das Verlangen nach dem nur sinnlich Schönen stellte sich auch die Frage nach gewisser Reinheit des Geistes, welche Bürgschaft für die des Körpers leisten sollte; und das Laster der Unsittlichkeit sank mehr und mehr in Verachtung durch den Schmutz der Krankheit, welcher von nun an auf ihm haftete. — Die bösartige Bräune, welche sich später mit dem Scharlach verband, zeigte sich zuerst an den Küsten von Granada und Andalusien. — Dagegen setzen aber auch wieder anderweitige physikalische Verhältnisse den Krankheiten bestimmte Gränzen. So hat z. B. die Pest wahrscheinlich eine Höhen-

gränze von 5000 Fuß; das Wechselfieber steigt nicht über 6000, die Cholera nicht über 6500, das gelbe Fieber nicht über 3000 Fuß auf. Umgekehrt aber steigt z. B. der mexikanische Matlazahuatl nur bis zu einer Tiefe von 5000 Fuß herab. — Dieselbe Begränzung kann auch durch verschiedene Krankheiten unter einander hervor gebracht werden. So schließen sich z. B. aus: Kuhpocken und ächte Pocken, Krätze und Typhus, Aussatz und Pest; für die letztere erkennen wir einen Weltantagonisten im gelben Fieber, welches auch wieder der mexikanischen Pest, dem Matlazahuatl, gegenüber steht. — Kömmt aber zu äußeren, begünstigenden Umständen noch hinzu, daß große Menschenmassen, von mehr oder weniger verschiedenen Volksstämmen in verschiedenen Klimaten unter feindseligen Verhältnissen zusammentreffen, so sind sie im Stande völlig neue Krankheiten zu erzeugen, und vorhandene, bloß sporadisch und endemisch vorkommende, in einem solchen Grade zu begeistigen und zu verallgemeinern, daß sie epidemisch und als Weltkrankheiten auftreten können. Beweisende Beispiele sind Syphilis, Pest, Aussatz, Pocken u. s. w.; und vorzugsweise in Beziehung auf das gelbe Fieber ist A. v. Humboldt der Ansicht *), »daß bei der sehr ungleichen Reizbarkeit, die in der Organisation der nördlichen und südlichen Völker wahrgenommen wird, eine größere Handelsfreiheit und

*) Reise in die Aequinoctialgegenden. Th. II. Bd. III. Cp. XI.

häufigere und innigere Verbindungen klimatisch verschiedener Länder die Verheerungen dieses Fiebers weiter ausdehnen werden. Wie im Pflanzenreiche, so sucht auch im Thierreiche jeder Organismus beschränkend auf den andern einzuwirken. Wo rühren sich neue Individuen, so muß ihre polare Differenz erst ausgeglichen werden, und dieser Prozeß ist um so eingreifender, je differenter Nationen, oder gar Rassen sind, und in je größeren Massen sie sich berühren. Wird das Contagium von einem Individuum auf ein anderes, ihm sehr gleichartiges, übertragen: so macht es einen ähnlichen Verlauf; wird es aber auf ein ungleichartiges verpflanzt, so muß es gleichsam erst wieder assimilirt werden; und Epidemien sind bei ihrem ersten Auftreten unter einem neuen Volke bösartiger. So waren Syphilis und Pocken vorzugsweise den Indianern verderblich, das gelbe Fieber aber den Europäern, und auch der Aussatz nahm in Europa eine sehr schlimme Gestalt an. —

Die Verschiedenartigkeit der einzelnen Krankheitsformen in größeren Zeitabschnitten zieht ferner unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sobald wir das Gemeinsame in der Natur der Krankheiten des Alterthums überschauen, finden wir bei den uns genauer bekannt gewordenen Völkern eine dem vegetativen Leben zugewendete Tendenz, wogegen der Krankheitscharakter der Neuzeit mehr als ein das animale Leben afficirender erscheint.

Der Aussatz steht vorzugsweise als ein rein vegetatives Erkranken der Haut in jenem frühesten Zeitabschnitte

so ausgezeichnet wie in jener Folgezeit das und wurde als solches — wie es uns bis in den mosaischen Gesetzen vorgeschriebene Behandlungsweise desselben lehrt, — auch früh erkannt. — Ähnlich war es bei den Ägyptern eine Religionspflicht, in jedem Monate drei Tage lang Brech- und Purgirmittel anzuwenden, die nur durch eine vorherrschend gastrische Krankheitsconstitution veranlaßt worden sein konnte.

Dagegen deutet Nichts auf das Vorhandensein entzündlicher Krankheiten, die erst im Mittelalter mächtig werden, hin; und wenn sie vorhanden waren, so wendeten sie sich doch, wie die Krankheitsprocesse des Kindesalters, vorzugsweise der vegetativen und reproductiven Sphäre des Körpers zu.

Die reiner entzündlichen Krankheiten der Respirationsorgane finden sich erst in der Kaiserzeit, wo Asklepiades den Aderlaß, und zuweilen, als der Erste, die Bronchotomie zu ihrer Beseitigung anwandte. Hier aber bildet sich auch schon der Übergang der vegetativen Krankheitsconstitution der alten Welt in die animalische und entzündliche des Mittelalters *). — Noch weniger treten im Alterthume in ausgebildeter Gestalt Algien und Krämpfe höherer Ordnung auf, und die verschiedenen Gestaltungen des Irreseins werden nur selten erwähnt. — Wo aber Seelenstörungen in, durch religiöse Schwärmerei aufgeregten, Zeiten vorkommen: bildet doch vorwiegend die

*) Häser: Geschichte der Volkskrankheiten. I. Constitution der Krankheiten des Alterthums.

vegetative Sphäre des geiſtigen Lebens, das Ganglienſyſtem, den Concentrationspunkt jener Erſcheinungen, die uns deßhalb unter den Formen eines unvollkommen entwickelten Somnambulismus entgegen treten. — Die Kranken glauben in Thiere verwandelt zu ſein, ſuchen des Nachts abgelegene Orte, und verkriechen ſich in Gräbern, bis im Mittelalter die Krankheit mehr aus der vegetativen Sphäre des Körpers in die animale übergeht, und ſich in eine epidemiſche Tanzwuth verwandelt.

Die Eigenthümlichkeiten der großen Seuchen des Alterthums zeigen aber noch viel deutlicher und beſtimmter den ſchon angedeuteten Charakter. So erſcheint (nach Häſer a. a. O.) die Peſt des Thucydides ſowohl ihres ägyptiſchen Urſprungs, als auch des Vorhandenſeins der weſentlichen Erſcheinungen der ägyptiſchen Peſt wegen, als eine unvollkommen entwickelte Bubonenpeſt, die ſich nicht zu ihrer ausgeprägten Geſtalt entwickeln konnte, weil ſich die Bubonenpeſt in Ägypten ſelbſt noch nicht zu ihrer ſpäteren Energie entwickelt hatte, und weil die damaligen Krankheitsverhältniſſe Griechenlands das Auftreten der eigentlichen Bubonenpeſt noch nicht begünſtigten. — Ganz ähnlich möchte der Fall mit unſerer orientaliſchen Cholera ſein, welche man eben ſo gut eine uralte, als eine neue Krankheitsform nennen kann, je nachdem man die zahlreichen Epidemien berückſichtigt, die ſie von jeher im Bereiche ihrer Geburtsſtätte hervorrief, oder auf ihre pandemiſche Verbreitung ſieht, die erſt mit einer ihr entſprechenden allgemeinen Umänderung der welthiſtoriſchen Krankheitsconſtitution in unſern Tagen möglich wurde. —

In der Peſt unter Marcus Aurelius, in welcher ſich zugleich die Eigenthümlichkeiten von mehreren andern, ſpäter geſondert auftretenden exanthematiſchen Krankheitsproceſſen vereinigt finden, ſcheint ebenfalls jene Urform der Bubonenpeſt vorhanden geweſen zu ſein. — Die Peſt unter Juſtinian zeigt dagegen ſchon einen Übergang von der allgemein vegetativen Krankheitsconſtitution zu der mehr animalen des Mittelalters. — Die Blattern, welche ſchon ſeit den älteſten Zeiten in einzelnen Epidemien im innern Aſien herrſchten, und ſich erſt im 6ten Jahrhunderte pandemiſche Geltung verſchafften, entfalteten ſich jetzt, je nach dem Stande der Entwicklungsſtufe der Erde und ihrer Bewohner, zu den verſchiedenartigſten Krankheitsformen; es entſtanden Maſern, Scharlach, Rötheln u. ſ. w., deren früher keine Erwähnung geſchieht. Beſtimmte Nachrichten über die erſtern reichen bis in das 9te Jahrhundert, und das damalige, wahrſcheinlich erſte Auftreten derſelben liefert einen bedeutenden Beitrag zur wahren Würdigung des ſich jetzt immer mehr ausbildenden animalen Charakters der allgemeinen Krankheitsconſtitution Europas. Das Blutleben wird in ſeinen eigenthümlichſten Kreiſen, in den Reſpirationsorganen ergriffen, und ſowohl die rein vegetativen, als die rein ſenſitiven Krankheiten nehmen an dieſer animaleren Richtung der allgemeinen, epidemiſchen Krankheitsconſtitution den entſchiedenſten Antheil. Eine beträchtliche Reihe neuer Krankheiten tritt auf, bis endlich jene ungeheure Peſt des Mittelalters, der ſchwarze Tod, Verheerungen anrichtet, wie ſie weder vorher, noch nachher geſehen wurden; es iſt die Prävalenz

des Blutlebens, die sich zunächst bei der in dieser Pest so eigenthümlich herrschenden Lungenaffection zeigte. — In der nachfolgenden Periode zeigte sich alsbald der enge Zusammenhang der auf einander folgenden Modificationen des epidemischen Krankheitscharakters. Aus der vorhandenen Anlage zur Bubonenpest, bildet sich der Petechialtyphus hervor; denn mit dem stets vorherrschender werdenden freien, selbstbewußten, intellectuelleren Hirnleben, bildete sich die vorzügliche Tendenz des Krankheitsprocesses zum Gehirne. »Der Petechialtyphus ist ein Erzeugniß des Mittelalters, eine autochthon-europäische Sprossenform der orientalischen Bubonenpest, welche von dieser Zeit an eine selbstständige Rolle in der Folge der Pandemien unseres Erdtheils spielt *).«

Mit der Verbreitungsperiode des Petechialtyphus trifft auch die zweier andern Krankheiten, des Scorbuts und der Syphilis zusammen. Die erstere Krankheit ist ein endemisches Übel der nordischen Seeküsten, namentlich der Ufer des baltischen Meeres, der Küsten von Friesland, Schweden und Dänemark, und herrscht hier wahrscheinlich seit den ältesten Zeiten; aber erst mit dem Beginne der neueren Zeit tritt, — vielleicht durch die weitere Ausdehnung der Seefahrten veranlaßt, — eine »scorbutische Lebensstimmung« ein, und das Jahr 1498 verschaffte ihm eine wahrhaft epidemische Ausbreitung über

*) Häser: Die Volkskrankheiten. Nr. XI. der Petechialtyphus.

den größern Theil des nördlichen Europas. Die Gleichgeltigkeit einer Pestepidemie zu Wien, und die Häufigkeit des Petechialfiebers in Italien, Spanien und Frankreich spricht für die allgemeine typhöse Krankheitsstimmung dieser Zeit. — Die zweite der genannten Krankheiten, die Syphilis, ist ein autochthones Erzeugniß Europas, wenn auch andere Welttheile analoge Krankheiten kennen *); sie ging aus der Lepra, namentlich der Elephantiasis hervor, und trat an deren Stelle. Die frühere geringe Energie des Übels zeigte sich in der Örtlichkeit desselben, indem es die ursprüngliche Stätte seiner Entstehung nicht zu überschreiten vermochte. Jedoch schon im Mittelalter wurde durch bestimmte allgemeine Verhältnisse einer veränderten Krankheitsconstitution die Energie des Giftes so gesteigert, daß es der Krankheit selbst eine epidemische Gestaltung verschaffte, welche zwar später sich wieder auf eine rein contagiöse Stufe zurückzog, aber doch energisch genug blieb, um von einer rein örtlichen Ansteckung aus allgemeine syphilitische Infectionen zu erzeugen. — Die allgemeine Verbreitung der Syphilis zu Ende des 15ten Jahrhunderts diente, nach den bestimmten Angaben der besten gleichzeitigen Beobachter, vielen andern Volkskrankheiten zur Einleitung, und wir erblicken von nun an in dem Leben der europäischen Menschheit das Nervensystem an der Spitze der somatischen Verhältnisse. Die Respirationsorgane erscheinen als der Mittelpunkt einer neuen Krankheitsfa-

*) Häser: Geschichte der Volkskrankheiten. Nr. XIII.

[illegible] Angina maligna, Croup, Keuchhusten und Scharlach entfalten eine verhängnißvolle Macht. Die Jahre 1794—1807 bilden für die Entwicklungsgeschichte der letztern Krankheit einen merkwürdigen Abschnitt, in sofern sie eine nähere Beziehung zu dem Nervenleben und besonders dem Gehirne erhält, welche sich in den früheren Epidemien um die Mitte des 18ten Jahrhunderts nie, oder doch in weit geringerem Maaße gezeigt hatte, indem zu dieser Zeit die Affection des Schlundes die Hauptrolle spielte.

Zeigt nun in dieser Weise die Entwicklung der Krankheiten eine gewisse Übereinstimmung mit der Entwicklung des Menschengeschlechts selbst, so können wir endlich auch noch hinzu fügen: daß eine Harmonie in der Richtung des beiderseitigen Entwicklungsganges vorhanden zu sein scheint. Wie der Entwicklungsgang der europäischen Menschheit anfangs von Osten nach Westen fortschritt, und sich später von Westen nach Osten wieder zurück bewegte, so bemerken wir auch in der Richtung und dem Laufe der früheren Epidemien eine allgemeine Krankheitsströmung von Osten nach Westen; ihr folgen: die Pest, der schwarze Tod, Lepra, Influenza, das Schweißfieber, der Petechialtyphus und die Cholera. Dagegen wandern einige Krankheiten neueren Ursprungs, unter diesen vorzugsweise das gelbe Fieber, die Syphilis und das Scharlachfieber von Westen nach Osten.

Sehen wir also zwar im Allgemeinen: »daß die Einwirkungen der Außenwelt bestimmend auf die Entwicklungen der verschiedenen Krankheitsformen einwirken«, zugleich

aber auch in Einzelnen: »daß dieselben in einem gewissen Verhältnisse zu dem individuellen Leben stehn,« so wird hierdurch die Frage angeregt: »Leiden die verschiedenen Rassen vielleicht auch an verschiedenen und eigenthümlichen Krankheiten?« Man hat sich gefürchtet, die Frage zu bejahn: »weil bei den weit von einander entfernten Völkern nicht allein innere, sondern äußere Gründe die Ursache der Krankheiten sein möchten, wenn sie wirklich vorhanden wären.« Aber in verschiedenen Gegenden der Erde findet doch ein hinreichend nahes Zusammenwohnen statt, um etwa in dieser Beziehung vorhandene Unterschiede wahrnehmen zu können, und wir führen hier diejenigen an, welche wohl von einzelnen Beobachtern aufgeführt worden sind *). Von den Mongolen zeichnen sich die Grönländer durch ein verhältnißmäßig dickes und fibröses Blut aus, und erkranken deßhalb häufig an Hautgeschwülsten und großen Beulen, sollen aber zugleich, wie beinah alle Bewohner des hohen Nordens an einer außerordentlichen Empfindlichkeit des Nervensystems leiden, die man bei dem gedrungenen und untergesetzten Körperbaue und der geringen Entwicklung der geistigen Organe nicht erwarten möchte. Krankheiten bei den Mongolen der Steppen sind wenig beobachtet worden. — Bei den Amerikanern scheint eine mehr eigenthümliche Krankheit »die mexicanische Pest: Matlazahuatl,« zu sein, welche die Europäer selten befällt, wogegen es sich umgekehrt mit »dem gelben Fieber« verhält.

*) Schnurrer: Geograph. Nosologie. S. 252 ff.

Eine Krankheit der Malayen ist der Geschwulst der Beine, die fast auf allen, von ihnen bewohnten Inseln wahrgenommen wurde. Die Neger scheinen sich von den Weißen vorzüglich in pathologischer Hinsicht dadurch zu unterscheiden, daß in ihren Krankheiten viel seltener allgemeine Reactionen oder Fieber zu Stande kommen, sondern alle krankhaften Processe sich häufiger local fixiren. So ist der Tetanus bei ihnen häufiger und gefährlicher, weil er viel schwerer durch ein allgemeines Fieber ausgeglichen werden kann; und Entzündungen lassen sich bei ihnen viel weniger zertheilen. Ihre Ausschlagskrankheiten sind von weit geringern febrilischen Bewegungen begleitet, als wenn dieselbe Krankheit Europäer befällt. Dagegen haben sie bei jenen auch eine viel längere Dauer, und gehen viel leichter in Knochenkrankheiten über, als bei den Letztern; auch der knollichte Aussatz greift bei den Negern viel früher die Knochen an, als bei den Europäern. Unter den Krankheiten, welche die Neger in Westindien am häufigsten die von Congo und Mina befallen, zeichnet sich besonders die Chlorosis aus. Der Neger verliert alsdann die schwarze Farbe, wird olivenfarbig, melancholisch und träge; in derselben Weise leiden häufig die Weiber und Kinder der Creolen.

Das Resultat dieser Beobachtungen wäre also folgendes: In derselben Art, wie sich in den verschiedenen Ländern der Erde, beim gesunden Zustande der innwohnenden Völker, Eigenthümlichkeiten zeigen, welche denen der Länder mehr oder weniger entsprechen, ist die-

ſes auch bei krankhaften Zuſtänden der Fall, und die vorherrſchenden Krankheiten ſind das Product der Eigenthümlichkeiten der Länder, in ihrer Einwirkung auf die bereits ſchon entwickelte Eigenthümlichkeit der vorhandenen Völker.«

Die ſehr wichtige Frage, welche jetzt entſteht, iſt die: »Können charakteriſtiſche Merkmale einzelner Völker bei ihrer Verſetzung in andere Länder, durch Krankheitsproceſſe weſentliche Abänderungen erleiden; und kann hier eine mehr oder weniger plötzliche Veränderung in der Körpercanſtitution hervorgebracht werden?« Wäre die Frage leicht und ſicher zu entſcheiden, ſo würde damit zugleich eine andre »nach der Entſtehung der Menſchenraſſen« ziemlich genügend ſogleich beantwortet ſein. Aber leider fehlen hier faſt gänzlich ſichere, und von ausgezeichneten Naturforſchern angeſtellte Beobachtungen. Wäre aber auch nur eine derſelben vorhanden, ſo würde dieſe doch ſchon wenigſtens die Möglichkeit einer ſolchen Umwandlung erweiſen, und dieſes geſchieht wirklich durch folgende Angabe Alex. v. Humboldts *): »In der Nähe des ſchönen Hafens von Chichiribiche befinden ſich Salzwerke, und hier herrſchen, beim Eintritte der Regenzeit, die dreitägigen Wechſelfieber, welche ſo leicht in bösartige Fieber übergehn. Man hat die auffallende Bemerkung gemacht, daß die in den

*) Reiſe in die Aequinoctialgegenden. B. III. Cap. XVI.

Salzwerken arbeitenden Metis dunkler gefärbt sind, und eine gelbere Haut haben, wenn sie mehrere Jahre nach einander jene Fieber überstanden haben, welche »die Küstenkrankheit« genannt werden.« — Erinnern wir nun daran, daß nach den obigen Untersuchungen die vorzüglichste Körperverschiedenheit der einzelnen Rassen in der Hautbeschaffenheit zu suchen war, und daß es sich zeigte: daß in derselben im gesunden Zustande eine dauernde Veränderung durch das nachhaltige Einwirken äußerer oder innerer Momente vor sich gehen könne, so wird uns das jetzt über krankhafte Zustände Gesagte als nicht geringe Bestätigung der früheren Annahme erscheinen: **»die vorhandenen Rassenverschiedenheiten sind nur als mannichfaltige Entwicklungen ein und derselben ursprünglichen Körperbeschaffenheit zu betrachten.«** Wie die Klänge eines gewaltigen Liedes, entfalteten sich, aus einer Quelle stammend, in Consonanzen oder Dissonanzen die Gedanken der Natur, um sich endlich in ihren bestimmt ausgeprägten Verschiedenheiten zum vollendetsten Accorde zu ergänzen. —

Vierter Abschnitt.

Schlußbemerkungen.

Die vorliegenden, zur »Erklärung der Entstehung der Menschenrassen« gewonnenen Resultate, berechtigen uns jetzt endlich: auch noch die Beantwortung einiger andern, sich auf die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes beziehenden Fragen zu versuchen. Es sind folgende:

»Wie waren die ersten Menschen beschaffen?« »Wo lebten sie?« und »auf welche Weise vertheilten sich die nachfolgenden Geschlechter über die Länder der Erde?« Vielleicht möchten wir uns im Stande sehn, auch hierüber einige Aufschlüsse geben zu können. —

1) Wie waren die ersten Menschen beschaffen?

Die Frage nach der Beschaffenheit der ersten Menschen wird leicht beantwortet mit der Annahme: »daß ursprünglich mehrere und verschiedenartige Menschenpaare erschaffen worden sein.« Aber die Unrichtigkeit einer solchen Annahme ist bereits in den früheren Abschnitten nachgewiesen worden; es würde für die Lösung dieser aufge-

ſtellten Räthſel Nichts fruchten, wenn man, — wie es in neueren Zeiten mehrere ausgezeichnete Naturforſcher gethan haben *) — das Zugeſtändniß machen wollte: »daß vielleicht urſprünglich mehrere gleichartige Menſchenpaare geſchaffen worden ſein.« Eben ſo unbegründet möchte die Annahme erſcheinen: »das erſte Menſchenpaar habe eine ſo große Zeugungskraft beſeſſen, daß als erſte, kräftige Offenbarung derſelben, ſich der Unterſchied der Raſſen habe zeigen müſſen.« »Die Mannichfaltigkeit, — heißt es — lag in Adam ſchon verborgen, und es war natürlich, daß ſie ſich zuerſt in dem ſtärkſten Gegenſatze ausprägte, im Schwarz und Weiß, denen dann alle ſchwächeren Gegenſätze und Vermittlungen folgten.« Wir bezweifeln jedoch, daß ſich »die Stärke der Zeugungskraft in ››Verſchiedenartigkeit‹‹ der Produkte kund thun werde.« Der Bildungsgang der Natur zeigt uns nur regelmäßige Entwicklungen, aber nicht: beliebige Sprünge. — Wir beachten deßhalb ferner nur die Anſichten derer, welche ein beſtimmt gefärbtes Menſchenpaar als das Erſte hinſtellten: um von ihm uns die übrigen Raſſenverſchiedenheiten auf geſetzmäßigem Wege abzuleiten. Entweder ſollte hier der ſchwarze oder der weiße Menſch den Anfang des Geſchlechts gebildet haben; und die erſtere Behauptung wird von Link **) auf folgende Weiſe vertheidigt: »Wenn die Frage wäre, welcher von den Menſchenſtämmen der urſprüngliche ſei, ſo kann die Na-

*) Müller: Phyſiologie des Menſchen. B. II. S. 769 ff.
**) Link: Urwelt und Alterthum. B. I. S. 506.

Urgeſchichte nur für die Neger ſtimmen. Die erſten organiſchen Weſen, waren die weniger entwickelten Pflanzen, dann folgten die Thierpflanzen, die Schalthiere, die Fiſche, die Amphibien, die Säugethiere, und endlich der Menſch. Da nun die organiſchen Bildungen überhaupt von den unvollkommenſten anfingen, ſo könnte man ſagen, daß die Menſchenbildung auch von der unvollkommenſten angefangen habe, und das iſt ohne Zweifel diejenige, welche der thieriſchen am nächſten ſtand, die Negerbildung. Aber auch von einer andern Seite gelangt man zu derſelben Folgerung. In jeder Thierart iſt die ſchwarze Abänderung die urſprüngliche, die weiße hingegen die ſpätere, ausgeartete. Weiße Pferde, weiße Ochſen, weiße Kaninchen, weiße Mäuſe, ſind ohne Zweifel Ausartungen von der erſten, urſprünglichen Bildung, und es gibt vielleicht kein Säugethier, deſſen urſprünglicher Stamm eine weiße Farbe hat. Das wilde Schwein iſt ſchwarz, das zahme braun oder gelblich. Dieſen beiden bedeutenden Gründen vermögen wir noch einen dritten hinzuzufügen. Nur innerhalb der Wendekreiſe konnte der Menſch ohne künſtliche Mittel gegen die Witterung ſich ſchützen, alſo der erſte urſprüngliche, der nicht mit ſeinem Hauſe, wie die Schnecke, an das Licht trat, mußte zwiſchen den Wendecirkeln ſein Eden finden, in Afrika oder auf den indiſchen Inſeln, und das Stammvolk an beiden Orten ſind Neger. Wir mögen demnach mit einiger Wahrſcheinlichkeit behaupten, daß der Negerſtamm, das Urvolk zwiſchen den Wendecirkeln, der urſprüngliche Menſchenſtamm iſt, und daß wir Europäer ausgeartete, abgeblaßte, ſchwächere, aber darum

ſchönere und klügere Menſchen ſind.« — Die entgegengeſetzte Anſicht: »daß der weiße Menſch der Erſte geweſen ſei,« wurde von Andern auf folgenden Satz geſtützt: »die weiße Raſſe iſt die ſchwächſte und empfindlichſte, aber beſitzt grade dieſer Empfindlichkeit halber auch die größte Flexibilität; denn da dieſe Raſſe die äußeren Eindrücke viel leichter percipirt, ſo müſſen auch, den ſchädlichen Einflüſſen vorzubeugen, bei ihr ſtets die entſprechenden Secretionen und Ausgleichungen ſtatt finden. Sie mußte alſo zur Verbreitung über den Erdboden von einem Punkte aus beſtimmt ſein, aber während derſelben die entſprechenden Modificationen erfahren, welche den Raſſen das Daſein gaben.«

Endlich ſtellt Klöden *) noch den Mongolen als den zuerſt Erſchaffenen dar, indem er ſagt: »da Hochaſien zuerſt aus dem Waſſer hervorgetreten, und ſpäterhin nur einmal, auch nicht bis zu bedeutender Höhe bedeckt wurde, ſo hat ſich wahrſcheinlich der menſchliche Organismus auch hier entwickelt, zu einer Zeit, wo die übrigen Welttheile entweder noch tief im Meere lagen, oder doch nachher wieder begraben wurden. Da jene Gegend von der Mongoliſchen Raſſe bewohnt wird, und aller Wahrſcheinlichkeit nach, und nach der Angabe der Geſchichte auch ſchon im hohen Alterthume bewohnt wurde, ſo muß dieſe Menſchen-Raſſe die älteſte von allen ſein.« —

Dieſe Anſichten ſcheinen uns aber, anderer Einwürfen

*) Klöden: die Geſtalt und die Urgeſchichte der Erde. Berl. 1829. S. 195.

nicht zu gedenken, schon ihrer Einseitigkeit halber verwerflich. Die Natur stellt in ihren Bildungen nie Extreme als ursprünglich und anfänglich hin, sondern entwickelt erst aus dem Mittlern und Einfachern die Gegensätze. Wir würden hier geradezu aller weitern Aufhellung den Weg versperren, wollten wir den Kaukasier, den Neger oder den Mongolen für den ersten in gegenwärtiger Ausbildung sogleich erschaffenen Menschen erklären. Keiner von allen jetzt vorhandenen Menschenrassen gehört der zuerst erschaffene Mensch an, denn das allseitig Entwickelte konnte nicht vor der Entwicklung selbst da sein. Wir erkennen vielmehr in der Verschmelzung der verschiedenen Rassenunterschiede zu einem ursprünglichen, noch unentwickelten Ganzen, das Bild des ersten Menschen wieder. Die Natur gibt uns noch gegenwärtig in jeder neuen Geburt eines Menschen ein Analogon der Geburt des ersten Menschen. — Das neugeborne Kind, welches Volkes der Erde es auch sein mag, trägt die mittlere Farbe vom Weiß des Kaukasiers, dem Gelb des Mongolen, und dem Schwarz des Negers; seine Hautfarbe ist eine schmutzig röthliche. Aber bald fängt diese erste Farbe an, sich umzuwandeln. Beim Negerkinde färben sich einige Tage nach der Geburt zuerst die Warzen der Brust, die Lippen und die Geschlechtstheile dunkel. Allmählich folgt die Farbe des übrigen Körpers nach, und so dauert dieser Fortschritt in der Verdunklung fort, bis ungefähr nach einem halben Jahre die eben genannten Theile, und etwas später auch der ganze Körper das Schwarz erreicht haben, welches als

ziemlich unwandelbare Farbe für das übrige Leben bestehe. In derselben Weise schreitet die Verfärbung des Mongolenkindes zum Gelb, des Kaukasiersäuglings zum Weiß, und überhaupt des Kindes aus jeder andern Rasse zur Farbe seines Stammes fort. — Wir fühlen uns also nach diesen Beobachtungen zu der Annahme gedrungen: »daß auch das erste Menschenpaar eine mittlere Färbung gehabt habe, die sich nach den verschiedenartigen Einwirkungen der Außenwelt zu den oben weiter angeführten Unterschieden und Grundsätzen in der Hautfarbe entwickelte.« Was aber hier von der den Körper zu einem Individuum begränzenden, und die umgebende Außenwelt wiederspiegelnde Haut gilt, möchte um so mehr von den übrigen, minder erheblichen Unterschieden in der Körperbeschaffenheit der verschiedenen Rassen, welche ebenfalls früher schon hervorgehoben wurden, zu urtheilen sein. Wir dürfen also zu der Beantwortung der zweiten Frage übergehn:

2) Wo lebten die ersten Menschen?

Verzichten wir auf die Annahme, daß eine der jetzigen Menschenrassen in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit als Anfang des Menschengeschlechts geschaffen worden sei, so werden wir den Resultaten, welche verschiedene Wissenschaften in dieser Beziehung genommen haben, ein unbefangenes Ohr leihn. —

Die Geologie lehrt, daß das innere Asien das älteste Festland der Erde sei; die Naturgeschichte

zeigt uns, wie bereits oben ausführlicher angegeben worden ist, daß diejenigen Pflanzen und Thiere, welche der Mensch vorzugsweise zu seinem Erdenleben bedarf, fast sämmtlich ihre ursprüngliche Heimath im innern Asien haben; die Geschichte aller Völker deutet, wie es unten noch weiter dargethan werden soll, stets auf das innere Asien als das Heimathland des Menschengeschlechts hin; und wenn wir uns, unabhängig von allen diesen Zeugnissen, die Frage beantworten wollten: »welches Land wohl der Wohnsitz der ersten Menschen gewesen sein möchte?« so würden wir sagen müssen: jedenfalls mußte es eine für die Entwicklung des Geschlechts günstige Gegend sein; eine Gegend, die mit ihrer günstigen Lage zugleich alle diejenigen Vortheile vereinte, welche zu der Erziehung eines in seiner Jugend so schwachen und hülflosen Geschlechts erforderlich sind; und eine solche Gegend finden wir nur im innern Asien, und zwar dort nur in den höheren Gegenden Vorderindiens *).

Als Propyläen zu Indien **) müssen alle jene Provinzen angesehn werden, welche früher das sogenannte Persische Reich ausmachten, seit dem Tode des Nadirschah aber das Reich der Afghanen bilden; so wie ferner diejenigen Districte am Indus herab, welche jetzt unter dem Namen Beludjestan in der Geographie erscheinen. Dieses

*) J. G. Eichhorn: Weltgesch. B. I. „Vom Ursprunge des Menschengeschlechts. §. 1. S. 8 ff.

**) v. Bohlen: das alte Indien. Th. I. Einleitung. §. 1.

ganze Ländergebiet von mehr als 18000 Quadratmeilen Flächenraum, welches ſich als Alpenland an die Kette des Paropamiſus — die von den Indern treffend mit dem Buckel einer Schildkröte verglichen wird — anlegt, weiſet bereits auf dem Hindukuh Gipfel auf, welche den höchſten Bergen Amerikas gleich kommen. — Daher iſt auch der Boden dieſes Hochlandes — wir verweiſen auf das oben Geſagte — ſo verſchieden wie ſeine Bewohner: dürre Steppen wechſeln mit den fruchtbarſten Thälern, von denen die in Kabul und Kasmir zu den geſegnetſten der Erde gehören, da der Hindukuh nach W. und N. Schutz gewährt und die ſchönſten Flüſſe den Ebenen zuſendet. Von allen übrigen Landſchaften ſticht aber das ſchöne Thal von Kasmir hervor, noch jetzt von den Morgenländern »das Paradieſiſche und das Unvergleichliche genannt. —

Kasmir bildet auf einer Hochebene ein Oblongum von 30 M. Länge in der Richtung von W. nach O. und 15—20 M. Breite; iſt von Bergen rings umſchloſſen, deren reiche Quellen mit dem Schneewaſſer zugleich eine Menge kleiner Flüſſe bilden, welche dem Lande eine üppige Fruchtbarkeit geben; der beträchtlichſte, der Chelum, hat ſich durch Felſen einen Ausweg dem Indus zu gebrochen, ohne welchen das ganze Thal ein See ſein würde. Hügel und Thäler ziehn ſich durch Kasmir, Seen mit maleriſchen Ufern ſind mit Kanälen verbunden, und allenthalben blicken freundliche Dörfer mit Blüthenbäumen hervor; die Luft iſt beſtändig milde; Trauben von vorzüglicher Güte gedeihen, wie auch edle Südfrüchte, während

alle Obstarten und Küchenkräuter wild wachsen; das ganze Land prangt von Narcissen und Rosen, die hier an Wohlgeruch alle andern übertreffen. Die Bewohner entsprechen durch zarte Schönheit und Ebenmaaß der Glieder, durch ihre natürlichen Anlagen und durch Sanftheit des Gemüths völlig ihrem schönen Lande. In Begeisterung rühmt es mancher Beschauer: »wie hier der Mann so schlank und kräftig; — wie das Weib so hold und reizend, seine Stirn so rein, sein Haupthaar so dicht und so schwarz, die Augen dunkel leuchtend, der ganze Körperbau — wie es vorzugsweise der Freiherr von Hügel zu beobachten Gelegenheit hatte, wenn er die Frauen baden sah, *) — so schön; die Hand so zart, die Knöchel des Fußes so niedlich, so gerad und elastisch, daß jedenfalls im Anschaun der Gedanke entstehen müsse: da, wo eine Blume so lieblich habe erblühen können, sei auch ihr Heimathland.« — In der Mitte der Festländer der Erde gelegen, durch hohe Gebirge vor dem unwirthbaren Norden geschützt, fern von dem heißen Süden, aber mit ihm durch zahlreiche Flüsse verbunden, beschenkt mit allen Gütern der Natur, ein großer schöner Garten, ein Land, in welchem Milch und Honig fließt, liegt das gesegnete Eiland da. Hier im Stammlande derjenigen Pflanzen- und Thiergeschlechter, welche dem Menschen auf Erden zu seinen Begleitern, Beschützern und Erhaltern gegeben sind, mußte auch sein eigenes Stammland sein. Ja, hier ist sogar

*) C. v. Hügel: Reise durch das Pendschab und den Himalaya nach Kaschmir.

jetzt noch das Land, wo der Mensch an den Brüsten der Natur liegend, schwelgt. Sanft von der Geburt an, alles Lebendige schonend, sich mit der unschuldigen Speise von Milch und Reis und Baumfrüchten und gesunden Kräutern nährend, durch kein Verlangen nach etwas Anderem in die Ferne getrieben, stehen die Bewohner da. — Nicht aus Zank und Zwietracht, sondern aus diesem stillen Frieden konnte einzig und allein das Geschlecht empor blühn. Bis in eine unendliche Vergangenheit hin reichen die Nachrichten, daß es dort immer so gewesen sei, und wir vernehmen schon von einer hohen Blüthe Indiens in einer Zeit, wo noch in keinem andern Lande der Erde der Gedanke eines geistigen Lebens erwacht war *).

Die letzte Frage war:

3) Auf welchen Wegen vertheilten sich die nachfolgenden Geschlechter über die Erde?

Die anfängliche Verbreitung der Völker bestimmt nicht der eigene, sondern nur der Wille der Natur. Nach keinem überlegten Plane wird das Stammland mit dem fernen, noch unbekannten vertauscht, sondern irgend ein nöthigender Umstand, gewöhnlich Übervölkerung, bringt die Auswanderung aus demselben hervor, und der Flüchtling läßt sich da nieder, wo er — von der Hand seines Geschickes geleitet, — sei es nun, daß dieses als Wind oder

*) Heeren: Ideen über Politik, und Verkehr u. s. w. B. III. S. 247 ff.

Welle, als Berg oder Thal, als Pflanze oder Thier auftritt, einen neuen Wohnplatz findet. Von der Höhe des Binnenlandes hinab zieht sich der Strom der Völker zunächst durch die Thalwege am Fuße der Gebirge hinaus *). Erst da wo eine entgegentretende Gebirgswand das Fortbewegen hemmt, dehnen sich die Massen aus in die Weite und Breite und Höhe, bis endlich wieder ein Paß oder eine Schlucht erreicht wird, worüber hinaus die aufgestauten Massen in ein neues Thal herniederfluthen können. So treiben und drängen sich die Schaaren bis an die Gränzen des Landes; und nun erst, wo zu neuen neuen Ansiedlungen ein Raum offen, sucht sich der Mensch entweder wieder mit den Höhen zu befreunden, oder betritt das auf den Wellen schwankende Fahrzeug. Er folgt dem Laufe des Stroms, des gütigen, der ihn nicht allein freundlich auf seinem Rücken zu neuen Ländern trägt, sondern ihm auch zugleich in seinen Wassern und an seinen Ufern allen Lebensunterhalt darbietet. Mit den Wellen des Stroms nahet der Mensch dem Oceane; er starrt in das weite, offene Meer hinaus; ein Graun überfällt ihn, er hält sich am Ufer fest, aber mit höherer Macht treiben die Fluthen ihn weiter. Dem Gesetze der Schwere gemäß findet durch verschiedene Erwärmung veranlaßt, ein steter Luft- und Wasser-Strom von den Polen aus nach dem Äquator hin statt, und ein zweiter, durch die Axendrehung der Erde bewirkt, von Osten nach Westen. So geführt, schwimmt

*) Vgl. Heeren: „Ueber Politik und Handel der alten Völker.“ 1 B. S. 151. 397.

der Nacht den neuen Landen entgegen. Die Erfahrung leiht Weisheit, und bieten sich nicht freundliche Meeres-Gestade dar, so folgt der muthig gewordene Schiffer dem Winke des Oceans, der, wenn auf die Ebbe die Fluth naht, seine Quellen in den Mündungen der zu ihm herniederziehenden Ströme empor treibt. Kämpfend mit den Wassern, zwingt er sein Fahrzeug zwischen den freundlichen Ufern hinauf, um an ihren Quellen sein verlornes Paradies wieder zu finden. —

Halten wir diese Gesetze im Auge, so finden wir eine Bestätigung für sie in den Wegen, welche Rhode in seiner »heiligen Sage« für die wandernden Völker Indiens andeutet *). Derselbe bemerkt das Nachfolgende:

Im Vendidad ist eine höchst merkwürdige uralte historische Überlieferung aufbewahrt, welche über das eigentliche Urland des Zendvolks, die erste gesellige Bildung desselben, seine Auswanderung aus dem Urlande und seine Niederlassung in Baktrien, Medien und Persis ein unerwartetes Licht verbreitet. Sie macht den Anfang des Vendidad aus, und besteht aus vier einzelnen Bruchstücken, die wahrscheinlich alte historische Bilder, und von den Priestern aufbewahrte Überlieferungen, hier zu einem Ganzen vereinigt sind, doch so: daß man Anfang und Ende eines Stückes bestimmt unterscheiden kann. Das erste Stück macht den ersten Fargard des Vendidad aus, und

*) J. G. Rhode: Die heilige Sage und das gesammte Religionssystem der alten Baktrer, Meder und Perser oder des Zendvolkes. Frankf. 1820.

enthält ein Verzeichniß der Provinzen des Landreichs in der Ordnung, wie Ormuzd sie für das Volk erschuf, oder wie das Volk eine nach der andern in Besitz nahm, anbaute und bevölkerte. —

Aus diesen Überlieferungen geht hervor: daß das Urland des Volkes sehr kalt war; der Winter überzog die hohen Berge mit Schnee; es war also ein Gebirgsland. Der Winter drang durch den Fluß, der Eeriene tränkte, in's Land; — es war also ein Gebirgsfluß im Lande, der durch das von der Höhe herab kommende Treibeis den Winter ankündigte; der Winter dauerte 10, der Sommer 2 Monate.

Wo finden wir im Norden von Persis oder des südlichen Mediens dies kalte Gebirgsland?

Die früheren Ausleger setzten einstimmig Eeriene-Veedjo, oder das Urland des Volks, nach Georgien. Aber nach allen einzelnen Nachrichten *) ist Eeriene-Veedjo nirgends zu suchen, als auf der allgemeinen Höhe von Asien, woher, so weit die Geschichte reicht, allein Völkerwanderungen geschahn; auf den hohen und kalten Bergflächen und an den mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln der Gebirge, an den Quellen des Jaxartes und Oxus. Von hier führte Djemschid seine nomadischen Horden gegen Süden in bessere, fruchtbarere Länder, eine Begebenheit, die sich in Asien oft wiederholt hat.

Djemschids Zug wird nicht als ein Eroberungszug dargestellt. Er fand die Länder, wohin er zog, noch völlig unbewohnt.

*) c. f. Das zweite Bruchstück des Vendidad.

Er war der erste, welcher Thiere des Hauses und des Feldes, fruchttragende Bäume und rothglänzende Feuer in dieselben brachte. Er nöthigte seine Horden, sich in Städten und Dörfern anzubauen, eröffnete in dem wüsten Lande Straßen, baute Brücken über die Flüsse, und gab überall mit seinem Goldbleche das Zeichen zum Ackerbau. Nur in den rauhen Gebirgen Persiens, wo der Ackerbau nicht wohl gedieh, scheinen mehrere Stämme ihre nomadische Lebensart fortgesetzt, sich nach und nach von dem, den Ackerbau betreibenden Theile des Volks getrennt, einen eigenen Dialekt der Sprache gebildet zu haben, und so die Stammväter der eigentlichen Perser geworden zu sein.

Die Auswanderung des Zendvolkes aus seinem gebirgigen Urlande, wird durch ein Ereigniß in der physischen Beschaffenheit der Erde, durch eine Veränderung des Klimas motivirt; eine Veränderung, die in den ältesten Zeiten der Erde zuverlässig stattgefunden hat, und von der, eine dunkle, mythische Sage, welche allen Völkern des Alterthums gemein ist, abgerechnet, — alle übrigen historischen Überlieferungen schweigen. Es war anfänglich, heißt es, in Eeriene-Veedjo beständig Sommer; aber endlich brach der unfreundliche Winter in die Welt, wurde strenge, dauerte fünf, zuletzt gar zehn Monate; — wie auf dem Hochlande Asiens noch jetzt. Nun verließ das Zendvolk sein kaltes Bergland, und zog in die wärmeren Gegenden von Sogdiana, Baktrien und Persis. —

Das Zendvolk fand bei seiner Auswanderung die

Länder vom Indus bis zum Tigris noch wüste und unbewohnt. Djemschid war der erste, der Menschen und Hausthiere dahin brachte. — In welch frühe Zeiten des Menschengeschlechts, oder richtiger, in wie kurze Zeit nach der letzten Hauptrevolution der Erde, setzt dieser Zug die Auswanderung dieses Volks? Bei allen übrigen Wanderungen der Völker, welche die Geschichte uns aufbehalten hat, ist von Urbewohnern die Rede, welche unterjocht und verdrängt wurden. Dies Volk aber findet die schönsten Gegenden von Asien noch unbewohnt. Es verläßt sein Urland, nicht durch ein anderes drängendes Volk, sondern durch eine Veränderung in dem Klima bewogen, und breitet sich in schönen Ländern, auf ungeheuren Strecken aus, aber nirgends stößt es auf beschränkende Nachbarn. — Welch eine frühe Zeit spricht aus dem allen!

Zugleich finden wir aber auch in dem Gesagten einen Fingerzeig: den Ursprung der Kasten Indiens zu erklären. Zwei Erklärungen standen sich hier vorzugsweise einander gegenüber, von denen die eine die Entstehung derselben in der natürlichen Entwicklung ein und desselben Volkes zu finden glaubt, und als ihren Vertreter, betrachten wir Schlosser *); die andere aber die Erklärung aus einem Unterjochen durch fremde Völker versucht, und als ihren vorzüglichsten Vertheidiger sehen wir

*) Schlosser: Universal-historische Uebersicht der Geschichte der alten Welt. 1r Thl. 2r Absch. Erste Abthl. §. 2. „Kasten und Priesterwesen.“

Heeren an *), und finden uns zugleich bewogen: der Ansicht des Letztern beizutreten. Denn erwägen wir den Unterschied in der Körperbeschaffenheit, besonders der verschiedenen Kasten **); sehen wir, wie in der Geschichte Indiens Alles eben so sehr in der Richtung von Norden nach Süden geht, wie in der Geschichte Ägyptens von Süden nach Norden; beachten wir, wie noch jetzt im Herzen des Alpenlandes von Indien, die Sitze der Braminen sind, die man kaum anders als ihre Ursitze betrachten kann: so möchte folgende Erklärung vielleicht als die einfachste und klarste dastehn.

Von den Höhen hernieder wanderten die Völker in die Ebenen nach Süden und Süd-Osten. Die ersten waren Hirten, und führten diejenigen Thiere, welche ihnen auf den Höhen zu eigen geworden waren, mit sich. Ihr Hirtenleben verschaffte ihnen aber keine höhere Ausbildung. Darum ward es einer zweiten Völkermasse, die sich schon zu Ackerbauern ausgebildet hatte, leicht: die Hirten zu unterjochen, und sich, indem sie durch feste Wohnsitze auch mehr Festigkeit und Kraft erhielten, über die ersteren zu stellen. Doch der Ackerbauer liebt den Frieden, und muß — so lange er bleiben will, was er einmal ist, — dem Krieger unterworfen sein. Als deßhalb ein neues Kriegervolk von den Höhen in die Ebenen herab zog, so mußte sowohl Hirt als auch Ackerbauer diesem gehorchen, dasselbe wurde die herrschende Klasse, und unter ihnen standen die frühe-

*) Heeren: Ideen ꝛc. Zweiter Absch. Bruchstück aus der ältern Geschichte Indiens. S. 250.

**) Niebuhrs Reisen. Bd. I. S. 450.

ren Bewohner, welche zwar von ihnen beherrscht, jedoch zugleich auch erhalten und geschätzt wurden, damit sie fortwährend dem Krieger die Früchte des Landes zum Unterhalte darreichen könnten. — Aber es gibt noch eine höhere Macht, als diejenige, welche im Arme des Kriegers wohnt, und das ist die des Geistes. Als deßhalb eine vierte Völkerschaft, mit dieser letzteren Kraft ausgerüstet, herniederzog, so mußten sich dieser die früheren unterwerfen.

Das zuverläßigste Factum in der ältesten Geschichte der Nation ist die Herrschaft, welche die Bräminen über die anderen Zweige erhielten. Zwar war dies keine unmittelbare Herrschaft, in dem Sinne, daß diese Priester selbst Könige gewesen wären; die Rajahs gehörten ihnen nicht an, sondern waren, wie in Ägypten, aus der Kaste der Krieger, aber die Priester beschränkten die Fürsten, welche durch religiöse Gesetze gebunden waren. Verdankten die Braminen diesen Vorrang bloß der Religion? Wenn gleich die Religion ihre Macht befestigte, so haben sich doch in der Sage der Nation Nachrichten von einem gewaltsamen Kampfe erhalten, durch den die Kriegerkaste und ihre Rajahs in jene Abhängigkeit versetzt wurden *).

So bildeten sich in Indien, als dem frühsten Staate der Welt, die verschiedenen Klassen oder Kasten im Volke aus, und dieses konnte das Gepräge, welches ihm in seiner Geburt aufgedrückt worden war, nicht wieder verlieren. —

War nun das Land bevölkert, so mußten neue Schaa-

*) Heeren: l. c. S. 282.

ren, welche sich auf den Höhen gesammelt hatten, andre Wege einschlagen, als die, welche zu den am nächsten liegenden Tiefländern führten. Zu diesen werden wir sogleich zurückkehren, wenn wir die Bewohner Indiens selbst auf ihrem weiteren Wege begleitet haben.

Dem Indier, welcher sich seinem Nachen anvertraute, hat die Natur den Weg vorgeschrieben. Denn der Meeresstrom, welcher von SO. nach NW. hinaufsteigt, mußte auch den Nachen mit sich nach NW. hinaufführen. Der steile Abfall der Küsten Persiens bot keinen günstigen Ort zum Landen dar; wohl aber das nördliche Ende des persischen Meerbusens, da, wo der Zwillingsstrom mündet, der aus dem reichen Weidelande kömmt; wohl ferner einige Küstenpunkte des glücklichen Arabiens; wohl diejenigen Orte Afrikas, wo der Meeresstrom durch das Schreckensthor in das Land einbricht. Aber nicht das Weideland Mesopotamiens, nicht das Wüstenland Arabiens, sondern das von Bergen und Meeren wie Indien umschlossene, von einem mächtigen Strome reichlich befruchtete, üppige Ägypten, konnte dem Inder ein zweites Indien werden.

Wir finden im Bun-Deheſch als Auszug aus den Zendbüchern *) eine Sage, die ganz den Charakter des höchsten Alterthums an sich trägt. Nach derselben wurde Arabien von dem Paar Taz und Taze bevölkert, und neue vorhandene Stämme mußten weiter nach Afrika gehn.

Die Verwandtschaft zwischen Ägyptern und Indern fände hier also auch eine historische Nachweisung. Aus

*) Rohde: Die heilige Sage. l. c.

einer genaueren Unterſuchung möchte ſich leicht ergeben, daß die politiſche Kultur hier faſt denſelben Gang wie in Indien genommen habe, indem ein dunkler und überwiegender Urſtamm ſichtbar wird, der beſiegt werden mußte, und gegen welchen der Abſcheu prieſterlicher Reinheit dauernd blieb, wenn er ſich nicht durch Civiliſirung zu dem ſchöneren Stamme erheben konnte. Auch Rußegger iſt dieſer Anſicht, indem er in ſeinem gegenwärtig erſcheinenden Reiſe-Werke *) bemerkt: »Wir ſehen in Ägypten in der ganzen Reihe ſeiner Rieſendenkmäler, nichts Gemeines, nichts Rohes, nichts mit einem Worte, was auf eine totale Kindheit der Kunſt hindeutet; wir ſehen nur Hohes, Herrliches, Vollendetes. Ein Volk, welches ſolche Werke liefert, muß heran gezogen werden durch Jahrhunderte, durch Jahrtauſende, wenn ſeine Werke original ſind, wie die ägyptiſchen; und dann wird man nicht nur die Werke ſeiner Meiſterſchaft ſehn, ſondern den ganzen Gang ſeiner Ausbildung noch in den Trümmern entnehmen können. Da dies aber in Ägypten entſchieden nicht der Fall iſt, ſo muß das Volk, deſſen Werke wir anſtaunen, ſchon in der höchſten Kunſtausbildung dahin gelangt ſein, und gehen wir den Strom hinauf, ſo finden wir den Weg, den es wahrſcheinlich gemacht hat.«

Wir kehren zu den Höhen Indiens zurück, und finden daſelbſt außer dem erwähnten See-Wege, zunächſt vier Landwege für Auswanderungen, welche ſich dann

*) J. Rußegger: Reiſen in Europa, Aſien und Afrika. Bd. I. Abtheil. I.

bald in die verschiedensten Nebenwege, von welchen wir hier nur die bedeutenderen weiter zu verfolgen haben, verzweigen. Sie laufen nach SW. und NW.; nach SO. und NO.

Der Weg nach SW. führt durch eine unermeßliche Wüstenstrecke, welche sich vom westlichen Fuße der Indischen Hochländer aus über Persien, Arabien und Afrika bis zu dessen Westküste hin erstreckt. Nur zwei Meerbusen, der Persische und Arabische, unterbrechen den Zug auf der Südseite, und vielleicht dürften wir annehmen, daß auch diese Orte früher trockner Boden gewesen sein, daß aber das Meer später bei der Straße von Ormuz und Bab el Mandeb den Küstenrand durchbrochen habe, und in das Land eingedrungen sei. Die südliche Begränzung bildet in Persien eine steil zum Meere abgleitende Hochfläche; in Arabien ist sie sehr gebirgig, und gestaltet sich in Afrika zu den unermeßlichen südlichen Höhen. Nur die dringendste Noth konnte Völker veranlassen, auf einem so öden, heißen Pfade fortzuwandern, und wenn sie sich auch am Südrande desselben hielten, wo Meeresluft Kühlung und Erfrischung brachte, so mußte doch bei längerem Verweilen auf diesem Wege die glühende Sonne der Wüsten dem Wanderer ein unauslöschliches Gepräge geben. Darf es uns da noch sehr Wunder nehmen, wenn wir endlich auf den Höhen Afrikas Völker von schwarzer Hautfarbe treffen, da wir sehen: »wie sie von der Geburt ihres Geschlechts an in diese Gluthländer gebannt waren?« Denn wir glauben, mit einem großen Forscher annehmen zu müssen: daß auch die sich nach Süden erstreckenden Küsten Afrikas

von Asien aus bevölkert worden sein *). Vielleicht war es nun das Cap Gardafui, an welchem sich mit den Fluthwellen auch die wandernden Völker theilten. Wenn diese südlich Schiffenden den in den nördlichen Wüsten Wandernden an Kultur überlegen waren, so wurden sie dieselben, auch wenn diese von ihren Höhen hätten herabkommen wollen, wieder auf dieselben zurückscheuchen, wie es auf der entgegengesetzten, nördlichen Seite die Wüste Sahara that. Es mußte sich auf den Höhen eine Rasse ausbilden, wie wir sie oben ausführlicher beschrieben haben. — Jedoch auch nur auf den Höhen, besonders im westlichen Theile von Afrika, namentlich in Guinea, treten die charakteristischen Merkmale in ihrer vollen Schärfe hervor; im Norden, Osten und Süden von Afrika nähern sich die Bewohner wieder den Kaukasiern, indem ihr neues Vaterland, dem ursprünglichen in manchen Stücken ähnlich, kein so neues Gepräge forderte und aufdrang.

Der zweite Völkerweg vom Indischen Hochlande aus ist der nach SW. Hier gelangen wir zu den schon oben beschriebenen, merkwürdigen Tiefländern, in deren südlichster Tiefe sich die Wasser des Kaspischen Meeres sammeln. Zunächst zur Linken steigt, wenn wir den Weg in der angegebenen Richtung verfolgen, das Persische Hochland auf, welches durch diese Abdachung eben so sehr mit dem Tieflande verbunden, wie durch so steilen Küsten vom Meere getrennt ist. Dann theilt das Kaspische Meer die Bahn, von denen die südliche zu den Höhen des Kaukasus

*) Lichtenstein: Reisen in Afrika. Bd. I. S. 369 — ff.

und Armeniens führt, die nördliche aber zu dem Thalwege, welcher sich zwischen den Norduſern des Meeres und dem ſüdlichen Abfalle des Kaukaſus befindet. Die merkwürdige Weltſtellung gab dieſer Örtlichkeit jene, ſchon oben angedeutete Beſtimmung: »ein Thor der Völkerwanderung zwiſchen Aſien und Afrika zu ſein.« — Die nördlich hindurch wandernde Völkerſchaar deutete ſchon in der Richtung ihres Zuges nach einem neuen Erdtheile hinüber; die ſüdweſtlich ziehende mußte auch im SW. Europas wieder mit den über Kleinaſien hinaus nach Europa gelangten Kaukaſiern zuſammentreffen, um durch die Wiedervereinigung mit ihnen neue Mannichfaltigkeit hervor zu rufen, und dieſe — beim Vorrücken in den Ländern des Mittelmeers, — zu ſtets edleren Formen zu entfalten. Man unterſcheidet gewöhnlich bei dem ſüdlichen Zuge: »den pelagiſchen Stamm,« der aus Kleinaſien zuerſt nach Griechenland und Italien gekommen war; »den celtiſchen Stamm,« der nach Italien und Frankreich, zum Theile auch nach Spanien und England gelangte; und endlich »den iberiſchen Stamm,« der ſchon in den früheſten Zeiten nach Spanien und Portugal, zum Theile auch nach Frankreich gekommen war. — Bei dem nördlichen Völkerzuge nahm »der ſlaviſche Stamm« die Flächen des öſtlichen Europas, »der finniſche Stamm« dagegen den höheren Norden ein. — Nur von dem, in dieſen Weſtländern verbreiteten »Stamme der Germanen« finden wir keine Spuren der Wanderung mehr vorhanden; aber ſeltſamer Weiſe iſt ſein Aſiatiſches Stammland ſchärfer wie das irgend eines andern Stammes bezeichnet. Denn faſt in der graden Verlängerung

einer Linie von seinem jetzigen Vaterlande aus durch jenes »Thor der Völkerwanderung« zeigt sich im innern Asien ein Volk, ganz verschieden von allen übrigen umwohnenden: »die Usun« oder »Ou-siun,« von blonder Rasse, mit blauen Augen und rothem Barte, am obern Entzina, welches einst als die größte Macht den nordischen Hiongnu, die von Ost-Türkischer Rasse stammten, entgegen stand *). — Durch einen, freilich sehr großen, Länderraum von ihnen geschieden, sehen wir in den Germanen auf das Deutlichste ihre Nachkommen. Denn auch diese sind auf das Bestimmteste charakterisirt: »durch die blonden, gelb-röthlichen Haare, die blauen Augen und den rothen Bart.« — Aus innern Gründen entscheidet sich W. Menzel für dieselbe Abstammung der Deutschen. »Unsere Väter« — sagt er **) — »waren ein Volk von Kriegern, aber von freien, nur freiwillig, und nur durch Ehre und Ritterssitte verbundenen Kriegern. Diese auffallende Ritterlichkeit erklärt sich nicht bloß aus der gewöhnlichen Natur herumziehender, räuberischer Horden; denn wir finden sie in diesem hohen Grade und in dieser Folgerichtigkeit nur bei den alten Deutschen ausgebildet, nicht auch bei anderen Kriegerstämmen Asiens. Wir müssen die Ursache also in einem eigenthümlichen Charakterzuge unseres Stammes suchen, und vielleicht ist dieser Stamm in uralter Zeit aus einer nordischen Kriegerkaste hervorgegangen, wodurch das Kastenmäßige, Zünftige des kriegerischen Lebensberufes bei

*) Ritter: Geographie von Asien. Bd. I. S. 430 — ff.
**) W. Menzel: Geschichte der Deutschen. Cap. IX.

den alten Deutschen sich noch bestimmter erklären würde.« — Und weiter bemerkt derselbe Verfasser *): »Bedeutungsvoll sind die Hinweisungen auf Indien. Unsere Sprache ist noch der altindischen verwandt, und Wodan, der Gottvater aller Deutschen, ist der indische Buddha, Vater der zwölf Diti, welche tausend Jahre lang gegen die indischen Götter kämpften und dann auswanderten. Gewiß ist, daß nachher die dienenden Kasten sich gegen die Priester empört, den Kastenunterschied aufgehoben, und einen neuen Buddha als Gott verehrt haben, der noch jetzt ringsum in Indien angebetet wird. Von der nach Norden wandernden Kriegerkaste sind vielleicht die kräftigen Kriegsvölker ausgegangen, die wir später im Norden als Verehrer des Wodan oder Odin, oder — mit andern Worten — als Deutsche wiederfinden.« — Somit sprächen also sowohl innere als auch äußere Gründe für die angedeutete Abstammung der Deutschen. — Die früheste Geschichte unterscheidet viele einzelne Völkerschaften, unter welchen die bedeutendsten: die Teutonen im Süden, die Istävonen im Westen, und die Ingävonen im Norden. Im Süden und Westen verschmolz der Germanische Stamm mit den Celten, im Norden mit den slavischen Völkerschaften.

Als dritten Weg vom Hochlande Indiens aus erkennen wir den nach NO., wo die Natur selbst »ein centrales Land der Völkerpassage und der Eroberungszüge ausprägte **). Zwar suchten die vorangeschrittenen Völker

*) l. c. Cap. II. „Herkunft der Deutschen."

**) Ritter: l. c. S. 188 ff.

den nachrückenden durch Mauern und Wälle den Thalweg zu versperren; aber im Kampfe gegen den Westen hatte man den Norden außer Acht gelassen; die Völker der mittleren Hochebene, welche ihren Weg nördlicher genommen hatten, und dem Laufe des Amur gefolgt waren, stürzten jetzt wie Lavinen von ihren schneeigen Bergen herab, durchbrachen den Zug der Mauer, und hoben die Bedeutung derselben auf, indem sie das Reich des Südens mit den nördlichen Gebirgsländern zu einem einzigen verschmolzen. — Diejenigen Völker jedoch, welche sich auf ihrem Zuge, nach der nördlichen Abdachung Asiens hin hatten ablenken lassen, folgten entweder dem Laufe der Flüsse, in den der Vegetation ermangelnden Schneewüste das Leben mit thraniger Nahrung zu fristen; oder fanden, von der Inselkette der Aleuten fort geleitet, den Weg zum neuen Continente. Es spricht, — wie Dr. Julius bemerkt *), — für die allmählige Verbreitung der eingewanderten Urbewohner von Norden nach Süden Nichts auffallender und augenscheinlicher, als der Stand ihrer eigenthümlichen, theils mitgebrachten, theils in Amerika weiter entwickelten Gesittung. Denn wenn man die Lappen und Samojeden des Südens, die Peschersäs und Patagonier, ausnimmt, so ist das mächtigste, vorgeschrittenste Reich des alten Amerikas auch das südlichste, also von den Einwanderern aus Norden zuerst begründete: das der menschenfreundlichen, sanften und gesitteten Peruaner. Etwas weiter nördlich liegt das, uns in so prachtvollen,

*) Dr. Julius: Nordamerikas sittl. Zustände. B. I. S. 327.

religiösen Bauwerken in der Nähe des Sees Titicaca, erst vor kurzem näher bekannt gewordene, alte Reich in Ober-Peru und Bolivia, darauf folgt, das ihm an Bildung am nächsten tretende, im Süden der nördlichen Halbinsel, das mächtige, in Pyramiden und Tempeln und alten Denkmälern, laut zu uns redende der Azteken, die aber schon grausamen Götzendienst durch Menschenopfer übten.

Endlich erscheint der weite, nördlichere Theil des Landes, wahrscheinlich die jüngsten Einwanderer aus Asien enthaltend, noch von Jägern durchzogen, die meist unter dem wandernden Wigwam von ihrem Jagdertrage leben. Indem nun die schon oben beschriebene Körperbeschaffenheit der Urbewohner Amerikas für dieselbe Abstammung sprach, so glauben wir sie als unzweifelhaft annehmen zu dürfen.

Die Völker endlich, welche vom Hochlande aus nach SO. wanderten, waren die schon früher genannten Bewohner des Festlandes von Indien und der südlich angelagerten Inselwelt, deren Geschichte, wie oben dargethan wurde, fast noch bis zu den früheſten Ursitzen hinauf zu reichen scheint. —

Werfen wir jetzt auf alles, bisher Gesagte einen kurzen **Rückblick**, — so erscheint uns demnach das Menschengeschlecht, welches in seiner gegenwärtigen Verbreitung über den Erdboden die verschiedenartigsten Entwicklungsstufen und Erscheinungsformen zeigt, dessen ungeachtet als von Einem, Ersten Menschenpaare entsprossen zu betrachten; denn die vorhandenen kör-

perlichen und geistigen Übereinstimmungen der verschiedenartigsten Menschen und Völker sind so bedeutend, und dagegen die Unterschiede zwischen denselben so außerwesentlich für eine Eintheilung des Geschlechts in einzelne Species, daß es eine Übertretung der ersten Regeln für jede wahre Naturforschung sein würde: bei dem Menschengeschlechte eine derartige Eintheilung durch Gründe bestimmen zu lassen, auf welche man im ähnlichen Falle bei keinem andern Geschlechte der lebenden Wesen eine gleiche gebaut haben würde. — Das Außerwesentliche der vorhandenen Unterscheidungsmerkmale ließ sich nicht allein darthun, sondern sogar die durch die äußere Einwirkungen hervorgebrachte Entstehung derselben nachweisen. Wir fanden überall eine gewisse Harmonie in der Physiognomie der Länder und ihrer Bewohner, und sahen: daß sie sich bei veränderten äußeren Verhältnissen stets neu gestalte. Wir erkannten die Einwirkung, welche sowohl die unorganische als auch die organische Natur fortwährend ausüben: um das ganze Menschengeschlecht stets als ein harmonisches Glied des großen Natur-Ganzen darzustellen. Wir entdeckten noch einzelne Spuren des Weges, den der Mensch von seiner ersten Wiege an, bis zu den gegenwärtigen Wohnsitzen hin gewandert war. Er stand vor uns da: bei unendlicher Mannichfaltigkeit der äußeren Erscheinung doch stets derselbe; zugleich ein Herr und Diener der Natur; im ewigen Wandel und Wechsel des Lebens zu höherer Vollendung reifend.

In unserm Verlage ist ferner erschienen:

Hoffbauer, Dr. J. H., Gott und das Wichtigste aus der Natur. gr. 8. Preis: 18 ggr.

Wie Gott in und über der Natur, in dem Weltgebäude, in unserem Sonnensysteme, auf unserer Erde, in allen Kreisen der Schöpfung und ganz vorzüglich in der Welt und dem Leben des Menschen ewig belebend und alles durchdringend waltet, das ist in diesem Buche in anziehender Darstellungsweise und in einer schönen Sprache zu lesen. Die einzelnen Abschnitte erinnern an Schuberts Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft; — nur ist der erhabene Gegenstand dem Laien und dem größeren gebildeten Publikum bei weitem näher gerückt.

— — **Das Weltgebäude.** gr. 8. Preis: 8 ggr.

— — **Ueber den Aberglauben.** gr. 8. Preis: 12 ggr.

— — **Ueber den Selbstmord, seine Arten und Ursachen.** gr. 8. Preis: 20 ggr.

Diese literarische Arbeit hat Betrachtungen über den Selbstmord zum Zweck, über einen Gegenstand, der für die Wissenschaft, wie für den Staat und die Menschheit von großem Interesse ist.

Leider steigt, wie aus den Sterblisten der Nationen zu ersehen, die Zahl der Selbstentleibungen immer höher, zu welcher jedes Alter und jedes Geschlecht und jeder Stand seinen Tribut zollt; daher Jedermann die höchste

Verpflichtung obliegt, dieſer menſchlichen Verirrung, dieſem die Menſchheit entehrenden Verbrechen, ſo viel an ihm iſt, durch Lehre und That in den Weg zu treten. Auch hier kann des Guten nie zu viel geſchehen!

Es iſt ein Unterſchied zwiſchen dem Selbſtmord und der Hingebung, oder zwiſchen dem Opfer ſeiner ſelbſt an Andern und der Entſagung auf das Daſeyn, weil es läſtig fällt, — und dieſer Unterſchied wird auf den erſten Blättern dieſer Abhandlung beleuchtet. Es wirft ferner dies Buch Blicke auf die Frage: ob der Selbſtmord erlaubt iſt oder nicht, gibt die Mittel zur Ausführung deſſelben an, handelt die verſchiedenen Arten des Selbſtmordes ab, zeigt den Einfluß der Erblichkeit, des Temperaments, des Lebensalters und des Geſchlechts auf denſelben, und ſetzt zuletzt die Urſachen der Selbſttödtung auseinander, die zu beſeitigen ſind, um dieſe Uebelthat im Allgemeinen ſoviel als möglich zu verhüten.

Meyer'ſche Hofbuchhandlung.